

BIBLIOGRAPHIEN, NACHSCHLAGEWERKE, ZEITSCHRIFTEN

A Companion to Latin Greece. Hgg. Nickiphoros I. TSOUGARAKIS / Peter LOCK. Leiden, Boston/MA: Brill 2015. 532 S., ISBN 987-90-04-28402-9, € 249,99

Das lateinische Griechenland gehört zu jenen Feldern der europäischen Geschichte, die eine rund 200-jährige Forschungsgeschichte aufweisen. Mit diesem Thema werden u. a. Namen wie Jakob Philipp Fallmerayer, Alexandre Buchon und Karl Hopf sowie William Miller, Ernst Gerland und Antoine Bon verbunden. Entsprechend umfangreich ist die Forschung. Die einzelnen Territorien – Lateinisches Kaiserreich, Fürstentum Achaia und Herzogtum des Archipels (jeweils mit ihren Vasallen), venezianische und genuesische Besitzungen, Johanniterstaat und katalanische Expansion, um nur die wichtigsten zu nennen – werden oftmals schon als getrennte Einzelthemen behandelt. Eine Zusammenschau der Forschung ist daher in regelmäßigen Abständen willkommen. Und dies will der „Weggefährte“ auch ermöglichen.

NICKIPHOROS TSOUGARAKIS bietet eine Forschungsgeschichte und einen Überblick über die wesentlichen Quellen (1-22). Gerade bei einem solchen Thema wäre ein wissenschaftsgeschichtlicher Zugriff sehr willkommen gewesen. Doch geht der Verfasser über die so wichtige ältere Forschung rasch hinweg. Der Leser bleibt somit etwas enttäuscht zurück, denn eine Orientierungsfunktion kann diese oberflächliche Präsentation nicht erfüllen. NIKOLAOS G. CHRISSIS (23-72) zeichnet die wesentlichen Entwicklungsstufen des kleinräumigen und durch komplexe Lehensbeziehungen gegliederten Gefüges nach. Besonderes Gewicht legt er auf die Diskussion des Kreuzzugscharakters der fränkischen Herrschaften. Dass diese den Gegensatz zwischen Katholiken und Orthodoxen vertieften, ist bekannt. Chrissis weist aber darauf hin, dass nach dem Kreuzzug gegen die Orthodoxen sich angesichts der steigenden Gefahr durch westanatolische Emirate und die Osmanen eine regionale katholisch-orthodoxe Interessensgemeinschaft ergab.

In die Strukturgeschichte führt das Kapitel von CHARALAMPOS GASPARIIS ein, der Land und Landbesitz beschreibt, die er selbst in Studien und Quelleneditionen eingehend erforscht hat (73-113). Prägend ist hier die Übertragung des Lehenssystems in den einst byzantinischen Raum. Das Land bildete dabei die zentrale Ressource von Herrschaft und Wirtschaft. Kaiserlich-byzantinisches Land wurde eingezogen und als Lehen vergeben, orthodoxer wurde lateinischer Kirchenbesitz. Die Erschließung erfolgte in einer Bandbreite von Adelslehen, Siedlerlehen bis hin zur Verpachtung an Unternehmergruppen, wie z. B. die genuesische Mahona auf Chios. Als Hauptzonen unterscheidet Gasparis zwischen fränkischen und venezianischen Besitzungen, auch wenn im 14. Jh. die Assisen der Romania als Lehensrecht auch in venezianischen Gebieten mit Ausnahme Kretas zur Anwendung gelangten. Aus den Lehensnehmern rekrutierten die fränkischen Fürsten und der lateinische Kaiser ihre Ritterheere. Zumindest auf Euböa wurden auch byzantinische Notabeln in das neue System eingebunden. ANASTASIA PAPADIA-LALA, ausgewiesene Kennerin der Verwaltungsgeschichte, behandelt „Gesellschaft, Verwaltung und Identitäten“ (114-144). Sie

hebt die allmähliche Annäherung von Eroberern und griechischen Eliten hervor, während der konfessionelle und der soziale Gegensatz sich im vertikalen Verhältnis verbanden und eine stärkere Abgrenzung bewirkten. Dem schwierigen Verhältnis von orthodoxer und katholischer Kirche widmet sich der Beitrag von NICHOLAS COUREAS (144-184). Neben bekannten institutionellen Strukturen, den Ritterorden und der Unionspolitik beschreibt er auch das Übergehen von Katholiken zum östlichen Ritus, vor allem im Rahmen konfessionell gemischter Ehen.

Das Währungs- und Münzsystem stellt JULIAN BAKER vor (217-254). Der Experte in der Forschung zum lateinischen Griechenland, DAVID JACOBY, fasst seine jahrzehntelangen Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte in einem weiteren Essay zusammen (184-216). In seinem 2. Beitrag geht er den jüdischen Gemeinschaften nach (255-287). Er stellt dabei fest: „Social and cultural dynamics generated a partial symbiosis between Latins and Greeks in 13th- and 14th-century Cretan cities. No similar process of acculturation occurred between Jews and Christians, whether individually nor collectively. The tightly knit Jewish community remained segregated and marginalised. Everyday social interaction at the individual level between Jews and Christians remained limited to utilitarian purposes, and somewhat tempered ethnic tensions. On the other hand, it failed to alter Greek collective popular perceptions and attitudes regarding the Jews“ (287).

GILL PAGE analysiert die Literatur des fränkischen Griechenlands (289-325) mit Schwerpunkt auf der Morea, dem sog. Morea-Chansonier und der Chronik von Morea. Dem materiellen Erbe gehen die Beiträge von MARIA GEORGOPOULOU (326-368) und SOPHIA KALOPISSI-VERTI (zu Athen und Theben, 369-417) nach. Eine nützliche Gesamtbibliographie und Indices beschließen den Band.

Wie oft bei handbuchartigen Unternehmen, stehen tatsächliche Überblicksdarstellungen neben Texten, die besser in eine Zeitschrift oder einen Sammelband gepasst hätten. Auch ist nicht zu übersehen, dass die Vielsprachigkeit der zweihundertjährigen Forschungen vielen Autoren Mühe bereitet. Der Rezensent möchte aus eigenem Interesse heraus besonders die Beiträge von David Jacoby, Charalampos Gasparis und Julian Baker hervorheben. Der Band bietet einen guten Überblick über wichtige Bereiche des fränkischen Griechenlands. Im Mittelpunkt stehen Morea und Kreta, ergänzt um den Athener Raum. Etwas zu kurz gekommen sind dabei das Königreich Thessaloniki, die mittelgriechischen Herrschaften und der Archipel, aber auch die ionischen Inseln. Dennoch führt der „Companion“ den Leser so durch die wichtigsten Landschaften des fränkischen Griechenlands. Wer aber den ganzen Reichtum dieser Welt ausschreiten will, muss noch weitere „Weggefährten“ in Anspruch nehmen.

Wien

Oliver Jens Schmitt

QUELLEN

Andreas LASKARATOS, *Δημοτικά τραγούδια εθνικά μαζευμένα από τους τραγουδιστάδες εις το Ληξούρι (Κεφαλληνία – επαρχία Πάλης) του 1842. Άγνωστη χειρόγραφη συλλογή* [Volkslieder, gesammelt von den Sängern in Lixuri (Kefallonia, Provinz Pali) 1842. Unbekannte handschriftliche Sammlung]. Athen: Ekdoseis Agra 2016. 214 S., einige Abb., ISBN 978-960-505-223-2, € 15,50

Es handelt sich bei dieser Publikation um eine der frühesten griechischen Liedsammlungen, nach der Sammlung von Manusakis in Wien (aus der auch Goethe einige Lieder übersetzt hat, ediert allerdings erst sehr viel später)¹, der zweibändigen Ausgabe von Fauriel 1824/25², der edierten Sammlung von Niccolò Tommaseo 1842³ und gleich darauf der russischen Ausgabe von Georgios Evlampios mit russischer Übersetzung und Kommentaren⁴. Entdeckt wurde die anonyme handschriftliche Liedsammlung von Giannis Papakostas, emeritierter Philologieprofessor an der Universität Athen, im Archiv von Stamatis K. Karatzas; sie stammt vermutlich aus dem Nachlass des französischen Gräzisten Hubert Pernot.

Papakostas erzählt in seiner ausführlichen Einleitung (15-52) von der Spurensuche nach dem unbekannten Kompilator, die letztlich zu dem Satiriker Andreas Laskaratos (1811-1901) aus Kefalonia geführt hat. Laskaratos war im Zeitraum von 1828 bis 1834 auf Korfu gewesen, wo er vermutlich mit dem Dichter Dionysios Solomos, bekanntlich sehr interessiert an Volksliedern und der kretischen Literatur der Venezianerzeit, in Kontakt war. Laskaratos unternimmt auch 1845 eine eigene Reise ins noch türkenzeitliche Kreta, um Volkslieder zu sammeln, doch dürfte diese Expedition wenig erbracht haben, wie er selbst in seiner italienischen Autobiographie darlegt. Die Einleitung von Papakostas bringt eine ausführliche Beschreibung der Handschrift, die zwischen den Blättern 22 und 23 auch einen Einschub mit Datierung „Korfu, Januar 1844“ besitzt, sauber und lesbar geschrieben, aber mit der eigentümlichen Orthographie von Laskaratos. Es folgt ein umfangreicher Abschnitt, der die sukzessive Eruierung des Kompilators wiedergibt; sodann wird erläutert, wie die Sammlung in das Archiv von Hubert Pernot gelangte: Nach seiner „Anthologie populaire de la Grèce Moderne“ aus dem Jahr 1910 fuhr dieser 1913 wiederum nach Griechenland, um unveröffentlichtes Material zu sammeln. Dabei besuchte er auch die Insel Kefalonia. Die Einleitung endet mit der Kommentierung der theoretischen Schriften von Laskaratos zur Metrik.

Die 2. Einleitung (55-97), betitelt nach einem Zitat von Laskaratos mit „Die ‚schöne Einfachheit‘ der Volkslieder“, stammt aus der Feder des Essayisten, Dichters und Journalisten Pantelis Bukalas, einem der besten Kenner der griechischen Volksliedtexte, der die Sammlung in den historischen Kontext der Volksliedkollektionen des 19. Jh.s stellt. Bukalas erklärt auch, dass das Eigenschaftswort „ethnika“ im Titel noch nicht die Bedeutung von „national“ trägt, sondern einfach „zum Volk gehörig“ bedeutete, ebenso wie „dimotika“. Hier wird außerdem festgehalten, dass Laskaratos mit dieser Sammlung eigentlich der erste griechische

Literat gewesen ist, der selbst gesungene Oraldichtung gesammelt hat, wenn auch nur von seiner Heimatstadt Lixuri. Ein umfangreicher Abschnitt geht dann auch auf die Biographie von Laskaratos ein sowie auf die Kritik seines Werkes, das in den Sprachkämpfen vor und nach 1900 eine gewisse Rolle gespielt hat. Auch auf Laskaratos als Kritiker und Literaturtheoretiker wird eingegangen, wie dies aus den Kommentaren zu fast jedem einzelnen Volkslied (auch den Zweizeilern) abzulesen ist. Es werden historische Hintergründe einzelner Lieder aufgezeigt, bevor sich ein letzter Abschnitt mit Metrum und Strophik der Liedtexte auseinandersetzt. Darin geht es unter anderem um Vergleiche; Literatur zur Genesis des „politischen“ Verses (des 15-Silbers) wird angeführt.

Sodann folgen die Liedtexte selbst (99-214). In einem 1. Abschnitt die Sammlung von 1842 mit den Scholien von Laskaratos selbst, so wie sie im Manuskript stehen, eingeteilt in vierzeilige Liebeslieder (137 Nummern), die im Metrum 8/7/8/7 eigentlich Zweizeiler im 15-Silber sind. Das entspricht den üblichen *mantinades*. Darauf folgen satirische Lieder (9 Nummern), sogenannte „tsakismata“ (beim Singen eingeschobene Refrains, achtsilbige Zweizeiler, insgesamt 19 Nummern), Lieder ohne Nummerierung, „spaßhafte“ Lieder (21 Lieder, im selben Versmaß wie die satirischen) und Sentenzen (7 und 8-silbige Zweizeiler, ohne Nummerierung). Das eingeschobene Heft von 1844 umfasst eine Version des bekannten Liedes Η κουμπάρα που έγινε νύμφη (Die Gevatterin, die zur Braut wurde) und Vierzeiler im oben genannten Versmaß (101 Nummern). Die gesamten Liedtexte sind mit erklärenden Fußnoten versehen.

Die anonyme Textsammlung von Laskaratos 1842 beweist zwei Dinge: Erstens, dass es bei den griechischen Volksliedern immer noch Neues zu entdecken gibt, und zweitens, dass sich nach Guy Saunier und Alexis Politis immer wieder doch noch Philologen finden, die sich der mündlichen Dichtung annehmen, obwohl auf diesem Gebiet die Lorbeeren nicht so hoch wachsen wie bei Kavafis und Seferis, Elytis und Ritsos.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Werner von HAXTHAUSEN / Karl Schulte KEMMINGHAUSEN (Hgg.), Neugriechische Volkslieder. Münster 1935.

² Kritische Ausgabe nun von Alexis POLITIS (Hg.), Ελληνικά δημοτικά τραγούδια / Hg. Claude FAUREL. 2 Bde. Heraklion 1999-2000.

³ Niccolò TOMMASEO, Canti popolari toscani, corsi, illirici, greci. Bd. 3. Venezia 1842.

⁴ Georgios EVLAMPIS, Ο Αμάραντος, ήτοι τα ρόδα της αναγεννηθείσης Ελλάδος: Δημοτικά ποιήματα των νεωτέρων Ελλήνων. Sankt Petersburg 1843.

HISTORIOGRAPHIE

Karl KASER, Andere Blicke. Religion und visuelle Kulturen auf dem Balkan und im Nahen Osten. Wien, Weimar, Köln: Böhlau 2013 (Zur Kunde Südosteuropas, 2, 41). 359 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISBN 978-3-205-78952-9, € 35,-

Als William Mitchell zu Beginn der 1990er Jahre den Begriff des „pictorial turn“ definierte, bedeutete dies für die Kulturwissenschaft eine neue Art und Weise, Bilder im alltäglichen und wissenschaftlichen Kontext zu sehen. Diese Richtung der Forschung wurde, wie viele Bereiche der Kultur- und Medienwissenschaften, überwiegend von britischen und amerikanischen Vordenkern dominiert. Es verwundert also nicht, dass die Auffassung, die man von visuellen Kulturen hat, fast ausschließlich von einem westlichen Bild geprägt ist. Andere Kulturkreise werden dabei häufig außen vor gelassen.

Daher ist es ein vergleichsweise neuer Ansatz, wenn Karl Kaser, Professor für Südosteuropäische Geschichte an der Universität Graz, den Nahen Osten anhand seiner visuellen Kulturen untersucht. Wie bereits in seinem Buch „Balkan und Naher Osten. Einführung in eine gemeinsame Geschichte“¹, verbindet er Gebiete, welche traditionell in der Historiographie getrennt betrachtet werden. In seinem neuen Buch untersucht er den Balkan, die Türkei, Ägypten und die Länder der arabischen Halbinsel. Dieser Raum, welcher in etwa dem ehemaligen Herrschaftsgebiet des Osmanischen Reiches entspricht, bezeichnet er als „Kleinasien“. Dieser Begriff soll für ihn zum Ausdruck bringen, dass hier nicht nur die Kontinente, sondern auch die Kulturen des Balkans und des Orients aufeinandertreffen. Diese Region ist aber vor allem deshalb ein interessanter Forschungsgegenstand, da hier auf engstem Raum die drei großen abrahamitischen Schriftreligionen Judentum, Islam und Christentum ihren Ursprung haben. Alle diese Bekenntnisse haben höchst unterschiedliche Einstellungen zu Bildern und bis in die Moderne erheblichen Einfluss auf die visuellen Kulturen in Kleinasien genommen. Dennoch, so behauptet der Autor, verbindet die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen eine gemeinsame visuelle Kultur. Das leitet Kaser u. a. aus dem Erfolg der türkischen Seifenoper „Noor“ ab, die im ganzen klein-asiatischen Raum ein Straßenfeger war – und zwar nicht nur bei der muslimischen Bevölkerung, sondern auch in den überwiegend christlichen Balkanländern.

Ausgehend von dieser gewagten Annahme erarbeitet sich Kaser drei große Abschnitte, an denen er seine gesamte Argumentation festmacht. Die Bilderkultur in vorsäkularer Zeit (43-128), die Bedeutung der Fotografie in Kleinasien (129-202) und die visuelle Kultur in semisäkularer Zeit (203-306). Mit diesem Buch geht Kaser, wie er auch selbst sagt, ein Wagnis ein, da bisher kaum belastbare empirische Zahlen oder Forschungsergebnisse zu diesem Themengebiet existieren. Das Buch muss daher als Grundlagenarbeit und Basis für zukünftige Diskussionen verstanden werden. Kaser liefert also viel mehr einen neuen Blick, als einen anderen auf die visuellen Gewohnheiten von Kleinasien.

Aus diesem Grund verwundert es nicht, dass der Autor in seinem 1. Punkt sehr weit ausholt, um den Stellenwert des Bildes in diesem Gebiet im Laufe der Zeit darzulegen.

Bilder sind seiner Ansicht nach vor dem Entstehen der monotheistischen Religionen ein Ausdruck des Totenkults. Diese Argumentation erscheint sehr oberflächlich, da auch Bilder der beginnenden Landwirtschaft und andere alltägliche Dinge bildlich dargestellt wurden. Kaser reichen jedoch präparierte Totenschädel, welche bereits 7000 v. Chr. existierten, und Totenmasken, die öffentlich in Häusern und bei Prozessionen zur Schau gestellt wurden, als Beweis für seine These. Diese Lebendigkeit der Abbilder von Dingen und der Kult rund um Statuen von Göttern, Kaisern und Eroberern veränderten sich mit dem Aufkommen der abrahamitischen Religionen radikal. Sowohl Judentum, Christentum als auch Islam basieren auf dem Alten Testament und den zehn Geboten, wie sie im Deuteronomium beschrieben werden. Vor diesem Hintergrund präsentiert Kaser in den einzelnen Kapiteln einen sehr interessanten Blick darauf, wie die unterschiedlichen Bekenntnisse mit dem 2. Gebot, „Du sollst dir kein Bild von mir machen“, umgingen.

Die unterschiedlichen Positionen der Religionen erklärt Kaser ausführlich, indem er das kulturelle Umfeld darlegt, aus denen sie stammen. So werden diese für den Leser leicht nachvollziehbar. Beispielsweise interpretiert das Judentum das Bilderverbot am strengsten, indem es Bilder von Gott oder seiner Schöpfung generell ablehnt. Demnach ist Gott allmächtig, allwissend, unsichtbar und somit auch nicht darstellbar. Im klaren Gegensatz zum Judentum war die Ostkirche ausgesprochen bilderfreundlich. Nach dem Bilderstreit im 8. und 9. Jahrhundert war die Ikone als Darstellung von Heiligen und von Jesus allgemein akzeptiert. Die Ikonen wurden ebenso bedeutend wie die Evangelien des Neuen Testaments. Für Kaser sind sie ein wichtiges Mittel der Ostkirche, um Glaubensinhalte zu vermitteln und um die Bildsprache der Christen in Kleinasien zu prägen. Der Islam wiederum ist für den Autor eher bilderskeptisch, da er das Bild zwar nicht strikt ablehnte, aber auch keine Bildsprache entwickeln konnte, welche mit der der Ostkirche vergleichbar gewesen wäre. Anstelle des Bildes wurde vor allem die Kalligraphie als Ausdruck der Verehrung Gottes praktiziert.

Spätestens seit dem Fall des Byzantinischen Reiches entwickelten sich nach Ansicht des Autors die visuellen Kulturen des Orients und des Okzidents in komplett unterschiedliche Richtungen. Statuen von Kaisern und Heiligen der Ostkirche verschwanden aus dem öffentlichen Raum. Bildliche Darstellungen wurden jedoch nicht generell verboten, sondern beschränkten sich ab diesem Zeitpunkt auf die Kirchen und den privaten Gebrauch. Selbst Bilder der Sultane wurden, wenn überhaupt, nur halböffentlich ausgestellt. Dabei vermischten sich die Sehgewohnheiten beider Religionen nicht, sondern blieben klar voneinander getrennt. Dieses komplette Fehlen von Bildern im öffentlichen Raum änderte sich mit der Erfindung der Daguerreotypie beziehungsweise der Photographie im 19. Jh. grundlegend. Besonders interessant ist dabei, wie die unterschiedlichen Religionen mit dieser neuen Technologie umgingen. Trotz einer teils ablehnenden Haltung setzte die Fotografie Veränderungen in Gang. Kaser argumentiert dabei aus einer sehr medienwissenschaftlichen Perspektive. Für ihn bedeutet dieses neue Medium, welches die traditionellen Sehgewohnheiten der Menschen herausforderte, ein Umdenken in der Gesellschaft und eine Öffnung hin zum Westen.

Es war eine Öffnung, die der Bevölkerung mehr oder weniger aufgezwungen wurde. Denn die breite Masse hatte sich lange Zeit gegen jegliche Art von westlichen Medien-

techniken erfolgreich gewehrt. So wurde im Islam, aufgrund des sakralen Charakters der Schrift, lange Zeit der Buchdruck boykottiert; und die Ostkirche lehnte, aufgrund ihrer jahrhundertelangen Dispute mit der römischen Kirche, die westliche visuelle Kultur generell ab. Doch die kolonialen Bestrebungen aus Westeuropa zwangen das Osmanische Reich, sich dem Westen und dessen Technik – gegen teils starken religiösen Widerstand – zu öffnen. Es entwickelte sich jedoch nicht wirklich eine eigene visuelle Kultur, da die ersten Generationen von Künstlern, Photographen und Filmemachern alle an westlichen Akademien ausgebildet wurden. Dennoch hielten sich die Auswirkungen, aufgrund einer geringen Nachfrage innerhalb der Bevölkerung, in Grenzen. Eine entscheidende Wende habe erst nach dem Ende des 1. Weltkriegs eingesetzt, so Kaser. Nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches orientierten sich vor allem die Nationalstaaten des Balkans und die kemalistische Türkei stark am Westen und importierten Kultur, Stadtbild und Technologien. Das führte jedoch nicht, wie es zum Beispiel Marshall McLuhan vermutete, zu einem medialen Dorf. Denn nach Ende des 2. Weltkriegs gerieten viele Regionen in den Einflussbereich der Sowjetunion, welche ihre ganz eigenen visuellen Kulturen auf diese Regionen übertrug. Erst in den 1990er Jahren setzte eine Medienrevolution ein. Fernsehsender wie Al Jazeera schufen eine Medienöffentlichkeit im gesamten arabischen Raum. Das Internet, welches ab dem Beginn des neuen Jahrtausends immer bedeutender wurde, tat sein Übriges.

Kaser hat mit diesem Buch einen wichtigen Schritt zur Erforschung der visuellen Kulturen im kleineurasischen Raum getan. Sowohl sein zugänglicher Schreibstil als auch seine nachvollziehbare Argumentation, bei der er bemerkenswert neutral bleibt, bieten einen guten Einstieg in dieses Themengebiet. Er legt chronologisch und detailliert dar, wie die jeweiligen Religionen zu ihren visuellen Kulturen kamen, und es wird ersichtlich, warum diese, zum Teil stark, erodierten.

Dennoch kann man Kaser vorwerfen, dass er sich mit der Thematik und seiner eigenen Fragestellung übernommen hat, und es wird deutlich, wie er selbst einräumt, dass sein Buch allein nicht reicht, um die über Jahrtausende gewachsene visuelle Kultur von verschiedenen Völkern und Religionen zufriedenstellend darzulegen. Vor allem bei einem seiner wichtigsten Punkte, nämlich der behaupteten gemeinsamen visuellen Kultur von Kleinasien, bleiben große Restzweifel bestehen. Denn der Großteil von Kasers Argumentation besteht daraus, die Unterschiede und nicht die Gemeinsamkeiten der Religionen aufzuzeigen. Im Gegensatz dazu ist der Erfolg einiger Fernsehsendungen, die sich in ganz Kleinasien großer Beliebtheit erfreuen, ein schwaches Argument für eine gemeinsame visuelle Kultur und muss angezweifelt werden. Das schmälert aber nicht die Tatsache, dass der Ansatz, welchen Kaser verfolgt, sehr interessant ist und auf weitere Forschung in diese Richtung hoffen lässt.

Regensburg

Dominik Fleischmann

¹ Karl KASER, *Balkan und Naher Osten. Einführung in eine gemeinsame Geschichte*. Wien, Köln, Weimar 2011.

GESCHICHTE: ÜBERGREIFENDE DARSTELLUNGEN

„Den Balkan gibt es nicht“. Erbschaften im südöstlichen Europa. Hgg. Martina BALEVA / Boris PREVIŠIĆ. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2016. 223 S., 22 s/w- u. 8 farb. Abb., ISBN 978-3-412-22531-5, € 35,-

Der dem Balkan seine Existenz absprechende Titel dieses Sammelwerks bezieht sich auf den ebenfalls provokativen Slogan „La Suisse n'existe pas“ auf der Weltausstellung 1992 in Sevilla. Dieser löste eine Debatte über die Aufarbeitung der Schweizer Geschichte und über das Schweizer Selbst- und Fremdbild aus. Durch die Wahl dieser Parallele zeigt sich die Intention der Herausgeber, Projektionen von innen wie außen, Zuschreibungen räumlicher wie zeitlicher Natur und Stereotype, die *den Balkan* betreffen, generell zu hinterfragen. Der Titel „Les Balkans n'existent pas“ geht auf eine Ringvorlesung des Kompetenzzentrums „Kulturelle Topographien“ an der Universität Basel im Jahr 2013 zurück, bei dem sich der deutsche Singular des Balkans als dienlicher erweist als der französische Plural. Denn mit der Verneinung des Begriffs möchten die Herausgeber die räumliche und zeitliche Einheit des Balkans hinterfragen und den Akzent auf die Pluralisierung in divergente Räume und Zeitschichten legen (8) – den *einen* Balkan gibt es demnach nicht!

In der überaus argumentationsdichten Einleitung („Les Balkans n'existent pas! Plurale Erbschaften und interdisziplinäre Herausforderungen“, 7-24) stellen die Herausgeber, MARTINA BALEVA und BORIS PREVIŠIĆ, die Komplexität des Balkanbegriffs dar. Ein Augenmerk liegt dabei auf der Todorova-Sundhaussen-Debatte, welche die Ablösung des Balkans als geographischen Begriff vorantrieb – der Balkan als historischer Begriff, als Geschichtsregion *sui generis* (Sundhaussen) bzw. der Balkan als symbolischer Begriff, als Imagination im Konzept des „Balkanismus“ (Todorova). Selten wurde der begriffsgeschichtliche Diskurs so übersichtlich dargestellt wie in dieser Einleitung. Das Anliegen der Herausgeber ist es jedoch, einen Schritt weiter zu gehen. Der Diskurs soll mit der Verneinung des Begriffs Balkan nicht ignoriert, aber Perspektiven eingenommen werden, die diesen relativieren. Der erweiterte Blick soll dabei die These stützen, dass der Balkan im Unterschied zu anderen Regionen ein „äußerst reichhaltiges und vielschichtiges Erbe vorzuweisen hat“ (22), das sich mit den Begriffen aus der beschriebenen Debatte – Merkmal-Cluster versus Projektionsfläche – nur unzureichend darstellen lässt.

In den elf folgenden Aufsätzen, die in ihrer Herangehensweise wie auch Fokussierungen stark divergieren, nehmen die Autorinnen und Autoren tatsächlich Perspektiven ein, die sich dem üblichen Blick auf die Halbinsel entziehen. Beispielhaft dafür stehen schon die ersten beiden Beiträge. MAURUS REINKOWSKI untersucht in „Verlustrache Rumelien. Türkische Erinnerungskulturen zu Südosteuropa“ (25-39), wie sich der Verlust des Großteils der europäischen Besitzungen des Osmanischen Reiches zu Beginn des 20. Jh.s bis heute als erinnerungskulturell konstituierend für die Republik Türkei darstellt. Den Blick von Ost nach West richtet auch ELKE HARTMANN, die im Beitrag „Sehnsucht, Zuflucht, Schreckbild. Der Balkan im Blick armenischer Revolutionäre“ (40-58) aufzeigt, dass der

osmanisch geprägte Balkan für die Armenier – anders als beim Blick von West nach Ost – einen Sehnsuchtsort darstellte. Denn dort beobachteten die Revolutionäre Möglichkeiten und Prozesse der Nationalstaatsbildung, die für sie selbst nur in Utopien bestanden.

DANIEL URSPRUNG steuert den Artikel „Südosteuropa als Kommunikationsregion. Reichweite und Randzonen eines historischen Raums am Beispiel Albaniens und Rumäniens“ (59-78) bei. Mit dem – von seinen Rändern geworfenen – Blick auf den Raum „Südosteuropa“, der in seinen Epochen sowohl verdichtete als auch parallele aber analoge Kommunikationsmuster aufwies, hinterfragt Ursprung nicht nur stereotype Wahrnehmungsmuster, sondern verneint mit dieser dynamischen Konzeption des Kommunikationsraumes auch die Frage nach einer statischen Existenz. BORIS PREVIŠIĆ zeigt nachvollziehbar auf, dass Karl May zwar stark mit Stereotypisierungen gearbeitet hat, aber die postkoloniale Lesart zum Verständnis mitunter nicht ausreicht. Dies beschreibt Previšić unter anderem durch die, teils sehr polemisch geführte, Debatte zwischen dem Karl-May-Spezialisten Wesselin Radkov und der makedonischen Literaturwissenschaftlerin Katalin Kovačević in den 1970er Jahren („Karl May und seine Rezeption auf dem Balkan. Im Widerstreit imperialer und nationaler Kräfte“, 79-92). MARTINA BALEVA erweitert den Sammelbandtitel: „Den männlichen Balkan gibt es nicht. Überlegungen zum visuellen Balkanismus als bildgeschichtliche Kategorie“ (93-112). In dem reich bebilderten, sehr schlüssigen Artikel fragt sie nach der geschlechtlichen Zuschreibung des Balkans in visuellen Bildern. Wie im Orientalismus wird der Gegenstand mehrheitlich als weiblich metaphorisiert, doch statt des unversehrten, intakten Körpers steht im visuellen Balkanismus des 19. Jh.s das ethnopornographische Motiv der entführten, vergewaltigten und verstümmelten Frau im Vordergrund (111), welche die osmanische Eroberung und Beherrschung des Balkans (bzw. ihrer Völker) versinnbildlicht.

Auch TANJA ZIMMERMANN nimmt mit dem Aufsatz „Wenn noch irgendein ‚Balkan‘ im früheren Sinne dieses Wortes existiert, so bestimmt nicht hier auf dem Balkan“. Archaisierung und Antikisierung im Kampf gegen den Orientalismus“ (121-141) Bezug auf den Sammelbandtitel. Darin zeigt Zimmermann auf, wie nach den Staatsgründungen des 20. Jh.s versucht wurde, negative Balkanstereotype kulturell und politisch durch Antikisierung und Archaismen – welche Kontinuität und Autochthonie implizieren – zu überschreiben, was sie mit Beispielen von Meštrović bis „Skopje 2014“ untermauert. „Gibt es den Balkan doch?“ fragt jedoch KARL KASER mit seinem Artikel, der den Untertitel „Krieg und visuelle Revolution zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ (142-157) trägt. Für Kaser stellen die beiden Balkankriege (1912/13) und der 1. Weltkrieg die erste visuelle Revolution auf dem Balkan dar, die dessen photographische und filmische Repräsentation in der Welt prägten und als konstruierter „Beweis“ für die Existenz des Balkans dienten (157). Der folgende, bereits 2007 erstveröffentlichte aber mit einem langen, aktualisierenden Vorwort versehene, Artikel „Den Balkan gibt es nicht“ (158-169) von LOUISA AVGITA ist dabei keine Gegenrede. Vielmehr nähert sich Avgita kulturtheoretisch den künstlerischen und kuratorischen Konzeptionen von zeitgenössischen Kunstaustellungen in Österreich und Deutschland zu Beginn der 2000er Jahre, die den „Balkan ausstellten“, dieses Label aber als eine reine Vermarktungsstrategie benutzten – so die Autorin (158).

Die drei folgenden und abschließenden Artikel rücken den Balkan-Begriff nicht so stark in den Fokus wie die vorherigen. Das von Tanja Zimmermann bereits aufgegriffene Sujet der Neugestaltung der makedonischen Hauptstadt vertieft im Folgenden NADA BOŠKOVSKA („Skopje 2014. Makedonien auf der Suche nach seiner Vergangenheit“, 170-190). Dabei steht die Linie zwischen der Nichtanerkennung des makedonischen Namens oder der Nation und der resultierenden Suche nach historischer Tiefe im Vordergrund. SAMUEL M. BEHLOUL untersucht die wechselnden Formen im Verhältnis von religiöser und ethno-nationaler Identität unter den Bedingungen der Diaspora. Empirische Grundlage bilden dabei albanische und bosniakische Migranten in der Schweiz. („Zwischen *Balkan-Hypothek* und *Balkan-Bonus*. Identitätsbildung der muslimisch-jugoslawischen Diaspora in der Schweiz“, 191-207). Den Band beschließt ANDREAS ERNST mit einer essayistischen Zusammenfassung der EU-Krisenpolitik auf dem Balkan seit dem Ende der 1990er Jahre und sieben davon abgeleiteten Thesen zu einem europäischen Balkan („Ein halbherziger Hegemon. Überlegungen zum europäischen Konfliktmanagement auf dem Balkan“, 208-220).

Gibt es den Balkan nun oder nicht? Die Antwort darauf zu vermitteln ist nicht Ziel des Bandes. Vielmehr geht es darum, den *einen* Balkan zu negieren. Ein Blick auf die Multi- und Interdisziplinarität sowie Vielfalt der Perspektiven der Artikel, die allein im Inhaltsverzeichnis sichtbar werden, reicht aus, um den Herausgebern beizupflichten, dass der eine, räumlich und zeitlich einheitliche, Balkan nur in Form eines bulgarischen Gebirges besteht.

Einige wenige Auffälligkeiten seien angesprochen. Die mehrfache Einführung des „Balkanismus“-Begriffs erweckt zwar das Gefühl von Redundanz, lässt sich aber insoweit relativieren, als dass ein Sammelband selten am Stück von A bis Z gelesen wird und die Rückgriffe sinnvoll in die jeweiligen Artikel einführen. Auch ein möglicher Vorwurf des Schwankens zwischen den Begriffen Balkan und Südosteuropa lässt sich nicht erhärten, da Daniel Ursprung die Verwendung des letzteren Begriffs durch seinen erweiterten Blickwinkel sinnvoll begründet (60). Es bleibt aber festzuhalten, dass gegen Ende die titelgebende These des Sammelbandes etwas zu sehr aus dem Blickpunkt rückt. Das tut dem positiven Gesamteindruck keinen Abbruch. Der reich, auf den mittigen Bildtafeln auch farbig bebilderte Band stößt beim Leser eine Reflexion über den Begriff Balkan an und zeigt gleichzeitig die vielfältigen Möglichkeiten von Perspektiven auf den Gegenstand auf. Auf einen provokativen Titel folgt ein gelungener Inhalt.

Regensburg

Frederik Lange

Die Dobrudscha und die Dobrudschadeutschen. Hgg. Juliane BRANDT / Enikő DÁCZ / Florian KÜHRER-WIELACH. München: IKGS 2014 (Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südeuropas, 1/2014). 186 S., ISSN 1862-4995, € 12,30

Die Dobrudscha hat im Laufe ihrer Geschichte viele unterschiedliche Einflüsse erlebt. Bis 1878 gehörte die Region zum Osmanischen Reich, danach ging der nördliche und größere Teil an das Königreich Rumänien, der südliche an Bulgarien. Den südlichen Teil annektierte Rumänien infolge des Zweiten Balkankrieges 1913 und trat ihn 1940 wieder an Bulgarien ab. So vielseitig wie die Staatszugehörigkeit waren auch die Bewohner der Dobrudscha. Ab Mitte des 19. Jh.s wanderten deutsche Siedler aus Bessarabien und Neurussland in die ethnisch vielfältige Region ein. Insgesamt kam es zu drei größeren Einwanderungswellen. Die Siedler konnten ihre Religion frei ausüben und sich frei niederlassen. Durch die Religion und ihren Status als Minderheit fand eine unbewusste Abgrenzung zu den ihrerseits sehr heterogenen Einheimischen statt.

Mit dem Ziel, diese Region dem Leser nahezubringen, konzentrieren sich die „Spiegelungen“ in Heft 1.14 auf das Thema „Die Dobrudscha und die Dobrudschadeutschen“. Die für die „Spiegelungen“ üblichen ergänzenden Rubriken „Rezensionen“, „Berichte“ und „Aus dem IKGS“ umfassen die zweite Hälfte des Bandes und sind vor allem für die Stammleser eine wichtige Informationsquelle.

Wer auf einen grundlegenden Einstieg in das Thema gehofft hat, wird enttäuscht. Besonders Rezipienten, die sich zum ersten Mal mit der Region auseinandersetzen, werden womöglich Verständnisschwierigkeiten beim ersten Aufsatz „Die antike Dobrudscha als multikultureller Raum“ (7-18) von ALEXANDER RUBEL haben. Rubel erörtert die Frage, wie die Dobrudscha im klassischen Altertum aussah – ausgehend von der ethnischen Vielfalt der Gegenwart. Er setzt dabei bei Herodot im 5. Jh. v. Chr. an. Obwohl nach Rubel viele Informationen nicht genauer zu bestimmen sind, wird deutlich, dass zahlreiche Volksgruppen die Region geprägt haben. Neben römischen Zeugnissen finden sich auch griechische Überlieferungen. Der Aufsatz ist gefüllt mit Namen von Schriftstellern, Orten, Volksgruppen und politischen Größen. Der Autor versucht, Fachbegriffe zu erklären. Dies führt jedoch zu einer hohen Anzahl von Klammern in Sätzen, die bereits eine erhebliche Länge über mehrere Zeilen aufweisen. Eine notwendige Definition des in der Überschrift verwendeten Ausdrucks der „multikulturellen Gesellschaft“ findet sich erst im Fazit des Aufsatzes und erschwert dadurch das Verständnis zusätzlich.

Ein Überblick über die Entwicklungen rund um die Dobrudscha, wie er zur Einführung in das Thema gewinnbringend wäre, findet sich erst an zweiter Stelle. Es ist der Aufsatz von JOSEF SALLANZ, der seine Zielrichtung bereits im Titel klar formuliert: „100 Jahre zwischen Donau und dem Schwarzen Meer. Kurzer Überblick zur Geschichte der Dobrudschadeutschen“ (19-36). Passend zum im Titel formulierten Anspruch bietet der Aufsatz keine neuen Erkenntnisse, sondern ist eher eine Zusammenfassung und ein Verweis auf eigenständige Werke, die das Thema ausführlicher behandeln. Seinen Aufsatz bebildert Sallanz mit Fotos in schwarz-weiß, die er im Mai und Juni 2014 selbst von dieser

Region gemacht hat. Sie zeigen zum Beispiel verschiedene Kirchen und die Schule. Seine Ausführungen reichen von der Ansiedlung der Dobrudschadeutschen im 19. Jh. bis hin zu ihrem Leben nach 1989. Dabei beschreibt er zum Beispiel das Schulwesen, die Verdienstmöglichkeiten oder die Siedlungsstruktur: Obwohl sich die Deutschen neben anderen Ethnien in den Dörfern niederließen, blieben die Siedlungen oft voneinander getrennt. Viele dieser Basisinformationen bieten einen grundlegenden Einstieg in das Thema und werden in den folgenden Aufsätzen vertieft aufgenommen.

So konzentriert sich der Beitrag von ANDREA SCHMIDT-RÖSLER auf „[d]ie evangelischen Gemeinden in der Dobrudscha“ (37-48) und deren Geschichte, da im Zusammenhang damit „die wohl wichtigste Entscheidung für die Entwicklung des Dobrudschadeutchtums bis zum Ersten Weltkrieg“ (38) getroffen wurde. Durch die Organisation der Kirchengemeinden fand eine erste Vernetzung der Siedler untereinander statt, da ein Großteil von ihnen evangelisch-lutherischen Glaubens war. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin war für die Auslandsgemeinden zuständig: Von dort wurden den evangelischen Gemeinden Pfarrer und finanzielle Mittel zugewiesen, und so entwickelte sich ein Austausch der deutschen Siedler mit Preußen. Schmidt-Rösler zeigt klar Herausforderungen und Schwierigkeiten auf und führt diesbezüglich Neugründungen deutscher Siedlungen an. Mit dem Übergang in den rumänischen Staat blieben auch Folgen auf die Religionsausübung nicht aus. So wurde eine einheitliche evangelische Landeskirche geschaffen. 1919 schlossen sich die Gemeinden der Dobrudscha der Landeskirche an, womit aber keine Finanzhilfen verbunden waren. Für große Vorhaben wie Kirchenbauten waren Zuschüsse nötig, die über das Hilfswerk der Landeskirche gewährt wurden. Auch der deutschsprachige Unterricht blieb beeinflusst von der Konfession, da die Lehrer für den zusätzlichen Unterricht von der jeweiligen Kirchengemeinde finanziert wurden.

Anschließend zeigt SUSANNE CLAUSS mit ihrem Beitrag „Zum Gedächtnis einer vergessenen deutschen Minderheit“ (49-58), dass die Erinnerung an die Dobrudschadeutschen weitgehend verloren ist, es durch Archivalien wie die Nachlässe von Otto Klett und Johannes Niermann aber durchaus möglich ist, den Alltag in der Dobrudscha zu rekonstruieren. Clauß arbeitet am Freiburger Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europas, welches die Nachlässe von Klett/Niermann aufbewahrt. Als Gründe für das Vergessen nennt sie den kurzen Besiedlungszeitraum von nur ungefähr 100 Jahren und die mit weniger als 15 000 Siedlern geringe Anzahl von Betroffenen. Klett selbst war Dobrudschadeutscher und engagierte sich z. B. als Redakteur und Herausgeber des „Jahrbuchs der Dobrudschadeutschen“ dafür, dass die Erinnerungen aufrechterhalten werden. Johannes Niermann übernahm nach Kletts Tod dessen Nachlass und ergänzte diesen mit eigenen Interviews und Forschungen. Ihr gemeinsames Ziel von einem „authentische[n] Bild von der Geschichte, der Kultur und alltäglichen Lebenswelt“ (50) der Bewohner wird exemplarisch am Beispiel der Maisernte ausführlich dargestellt: Nachdem am Tag der Mais geerntet worden war, traf man sich am Abend zum Schälen der Kolben. Dabei saß man in einer Gruppe von fünf bis 20 Personen zusammen, sang Lieder und trank Alkohol. Aussagen von Zeitzeugen beschreiben die Stimmung als unterhaltsam und als Ausgleich zur

schweren landwirtschaftlichen Arbeit. Wurden in den ersten Aufsätzen des Themenhefts allgemeine und übergeordnete Entwicklungen dargestellt, so steht bei Clauß der Mensch an sich im Mittelpunkt. Beispielsweise benennt die Autorin gegensätzliche subjektive Meinungen, etwa über die Organisation der Umsiedlung. Diese Aussagen machen deutlich, dass Betroffene und diejenigen, die die Umsiedlung durchführten, diese vollkommen unterschiedlich wahrgenommen haben. Der große Nachlass von Klett/Niermann bietet Raum für subjektive Beschreibungen des Lebens der Siedler. „So enthalten die beiden Nachlässe nicht nur Archivalien über, sondern Dokumente von den Dobrudschadeutschen“ (58).

Welche Rolle die Dobrudscha und ihre Kultur in der Literatur spielt, zeigt der Aufsatz von THOMAS SCHARES mit dem Titel „Eine Reise in die Dobrudscha mit dem Roman ‚Der Büffelbrunnen‘ von Adolf Menschendorfer“ (59-80). Schares beschreibt hier die Hochzeitsreise des Lehrers Fritz Kraus in die Dobrudscha. Ziel der Untersuchung ist es, die Wahrnehmung der Dobrudscha durch den Romanautor selbst und seine Figuren herauszuarbeiten. Mit historischen Belegen überprüft Thomas Schares einzelne Punkte auf Faktizität. So belegt er, dass beispielsweise das Dorf, in dem das Paar unterkommt, in vielen Zügen realitätsnah beschrieben wurde. Insgesamt verfolgt der Aufsatz keine klare thematische Linie, da auch der Umgang der Ethnien untereinander immer wieder in die Analyse einfließt. Auf den literaturwissenschaftlichen Grundsatz, die handelnden Romanfiguren nicht mit dem Autor gleichzusetzen, wird vom Literaturwissenschaftler Schares nicht ausdrücklich hingewiesen. Immer wieder werden autobiographische Parallelen aufgezeigt, aber nicht kritisch eingeordnet.

Es ist nicht einfach, für dieses Themenheft ein Zielpublikum zu bestimmen. Dieses Problem hatten anscheinend auch die Herausgeber. Für neue Leser der Zeitschrift oder Personen, die sich mit dem Thema noch nicht eingehend beschäftigt haben, bietet der Band eine kompetente Einführung, vor allem durch den Aufsatz von Josef Sallanz. Kohärenz aber lässt das Werk vermissen. Einzig der Aufsatz zu Klett/Niermann sticht methodisch hervor, denn der anthropologische Ansatz ist in der Darstellung deutscher Minderheiten im östlichen Europa bislang eher selten. Susanne Clauß schafft es, ein Bewusstsein für die Nachlässe von Klett/Niermann und ihre einzigartige Quellenfunktion zu schaffen und sich so von den anderen Aufsätzen abzuheben. Dieser Beitrag kann Stammleser genau wie Neulinge für die einzigartige Quellenlage sensibilisieren und zu weiteren Untersuchungen anregen. Es wäre wünschenswert gewesen, dem Titelthema und den vorhandenen Aufsätzen innerhalb des Bandes mehr Platz zu geben.

Regensburg

Franziska Meier

Europäisierung – Globalisierung – Tradition. Herrschaft und Alltag in Südosteuropa.

Hgg. Klaus ROTH / Wolfgang HÖPKEN / Gabriella SCHUBERT. München: Verlag Otto Sagner 2015 (Südosteuropa-Jahrbuch, 41). 428 S., ISBN 978-3-86688-546-2, € 22,95

Sowohl für den interessierten Laien als auch den versierten Experten stellen die ehemals sozialistischen Länder Südosteuropas selbst 30 Jahre nach dem Zusammenbruch des Ostblocks einen fesselnden und vielschichtigen Untersuchungsgegenstand dar. Der Balkan, welcher nach dem 2. Weltkrieg aus mancher – v. a. westlicher – Sichtweise 45 Jahre lang in einen von außen auferlegten Dornröschenschlaf verfiel, erfuhr nach dem scheinbar plötzlichen Erwachen während der stürmischen 1990er Jahre einen tiefgreifenden Wandel. „Prozesse der Pluralisierung, der Internationalisierung, der Individualisierung, der Metropolisierung und der Medialisierung“ trafen, wie die Herausgeber KLAUS ROTH, WOLFGANG HÖPKEN und GABRIELLA SCHUBERT in ihrem Vorwort schreiben, die „Gesellschaften nahezu unvorbereitet“. Traditionen und Bräuche, althergebrachte Lebensformen sowie Kultur und Religion, welche nahezu ein halbes Jahrhundert unter dem Mantel des Sozialismus nur reduziert oder innerhalb der eigenen vier Wände praktiziert wurden, konnten und mussten sich nun erneut entwickeln und angepasst werden – sowohl im Rahmen einer sich modernisierenden Gesellschaft als auch in der Konfrontation bzw. Verschmelzung mit der jetzt so allgegenwärtigen westlichen Welt.

Auch um diese Prozesse zu untersuchen, veranstaltet die Südosteuropa-Gesellschaft in Tutzing seit 1990 ihre internationalen Hochschulwochen. Das vorliegende Werk vereint die 16 Beiträge unterschiedlichster Wissenschaftler zur inzwischen 50. Hochschulwoche aus dem Jahr 2011, welche sich selbst das Ziel setzte, aus historischer, sozialwissenschaftlicher und volkswundlich-ethnologischer Perspektive der Hypothese einer „gewissen Stabilisierung“ der Alltagskultur des frühen 21. Jh.s nachzugehen.

Die exemplarischen Betrachtungen der einzelnen Aufsätze sind in fünf Abschnitte à drei Beiträge (bzw. einmalig vier) aufgeteilt. „Alltag und Lebenswelt“ (9-145) handelt von der Alltagskultur nach dem Ende des Sozialismus und deren Herausforderungen, untersucht von KLAUS ROTH in seinem Aufsatz „Postsozialistische Alltagskultur als Herausforderung“ (9-32) sowie einer von CHRISTIAN GIORDANO angestrebten phänomenologischen-hermeneutischen Annäherung an die alltägliche Lebenswelt in „Alltägliche Lebenswelt. Zur Archäologie, Karriere und Bedeutung einer phänomenologisch-hermeneutischen Grundkategorie“ (33-53). Darauf folgt der umfangreiche historische Abriss WOLFGANG HÖPKENS „Herrschaft und Alltag auf dem Balkan. Kontinuitäten und Brüche zwischen Nationalstaatlichkeit und Post-Sozialismus (19.–21. Jahrhundert)“ (55-145). Bereits in dieser 1. Abschnitt verdeutlicht das Sammelwerk, wo seine Stärken liegen: Dem Leser (auch dem uninformatierten) einen reizvollen Zugang zu liefern, breit gefasst oder exemplarisch, und zwar so geschickt zusammengestellt, dass sich die einzelnen Beiträge teilweise hervorragend ergänzen. So weckt Roth in seinem Beitrag zunächst das Interesse seines Lesers, aktiviert Vorwissen und steckt den ungefähren Rahmen des Folgenden ab. Hat man nun das Gefühl, tiefer in die Materie einsteigen zu können, liefert Christian Giordano einen anschaulich formulierten,

theoretischen Grundriss zur alltäglichen Lebenswelt. Mit übersichtlichem Bauplan und theoretischem Werkzeugkasten ausgestattet, schließt dann Wolfgang Höpken den 1. Abschnitt mit einem hochwertigen und exzellent belegten Streifzug durch die beiden vergangenen Jahrhunderte in Südosteuropa ab.

Was folgt, sind 13 weitere Beiträge unterschiedlichen Umfangs und, wie bei den meisten Sammelwerken, Qualität. Im Abschnitt „Werthaltungen und Lebensstrategien“ (147-213) liefert die GABRIELLA SCHUBERT mit „Entwürfe von Weiblichkeit und Männlichkeit in Südosteuropa in ihren wesentlichen Entwicklungslinien“ (147-170) einen Beitrag über das Gender-Verhältnis in Südosteuropa und seine Entwicklung in Form eines flüssig und eingängig geschriebenen Überblicks. JORDANKA TELBIZOVA-SACK und ROBERT PICHLER stellen in „Rückkehr des Religiösen? Islam und Muslime im postkommunistischen Bulgarien“ (171-195) bzw. „Nationsbildung, transatlantische Beziehungen und islamische Erneuerung. Alltagsperspektiven und Lebensstrategien muslimischer Transmigrant-Innen aus Mazedonien“ (197-213) die Bedeutung und Geschichte des Islams und seiner Erneuerung in den 1990er Jahren in Bulgarien und Mazedonien dar.

Der 3. Abschnitt „Praktiken der Alltagsbewältigung“ (215-271) führt in zwei Beiträgen – „Coping with Post-Socialist Everyday Life. Kinship Relations in Bulgaria Today“ (215-229) von MILENA BENOVSKA-SÄBKOVÁ und „Früher war unsere Arbeit sicher und das Leben ruhiger. Zum Wandel der postsozialistischen Betriebskultur in Bulgarien“ (249-270) von IVANKA PETROVA – abermals durch die alltägliche Lebenswelt Bulgariens. Dabei wird in Ersterem das soziale System „Familie“ untersucht, in Letzterem die Betriebskultur im Postsozialismus. Ergänzt wird das Ganze durch TIHANA RUBICS Aufsatz „You have to get along“. Family Networks, Informal Economy and Unemployment in Post-Socialist Croatia“ (231-248) über Arbeitslosigkeit und dadurch bedingte Familiennetzwerke in Kroatien.

Der 4. Abschnitt „Räume und Dinge des Alltags“ (271-359) hält, was der Titel verspricht. Von der Betrachtung des „*čaršija*“, des Basars, in „Mirroring the Bazar. Social Change through Balkan Marketplaces“ (271-294) von ARMANDA HYSA über den Wandel der Wohnkultur in CAROLIN LEUTLOFF-GRANDITS' „Die Umgestaltung des Wohnens in gewalttätigen postsozialistischen Transformationen: das Beispiel von Kroatien, Bosnien-Herzegowina und Kosovo“ (295-316), des städtischen Erscheinungsbildes am Beispiel Sofias von CHRISTIAN SMIGIEL in „Wild Wild East? A Critical Analysis of New Urban Landscapes in Eastern Europe. Gated Communities in Sofia“ (317-342) bis hin zur Esskultur Griechenlands, beschrieben von VASILIKI KRAVVA in „Eating the European Way. Interpretations of Food Production and Consumption in Greece“ (343-359). Die teilweise recht (länder-)spezifische Darstellung von Aspekten der Alltagskultur versorgt den Leser zwar nicht mit einer umfassenden Zusammenfassung der Thematik, dafür aber mit, teils durch persönliche Erlebnisse wie bei Schubert und Hysa untermauerten, interessanten Ausschnitten des Alltagslebens des Balkans, welche die wissenschaftlich fundierten Aufsätze an einigen Stellen angenehm auflockern.

Der letzte Abschnitt „Ausdrucksformen. Feste, Populärmusik, Alltagssprache“ (361-425) beinhaltet Beiträge von VESNA VUČINIĆ-NEKOVIĆ über die Art, in Serbien und Montenegro

Weihnachten zu feiern, dargelegt in „The Public Celebration of Christmas Eve in Kotor. A Case of Religious Festivity Revival in Serbia and Montenegro Since the Early 1990s“ (361-384), die Entwicklung der Musik des Balkans zwischen Selbstbezug und Fremdbestimmung von ECKEHARD PISTRICK in „Fiktionen der Moderne – Calga, Balkanbrass und Gypsyfieber. Die populäre Musik des Balkan zwischen Selbstbezug und Fremdbestimmung“ (385-406), und schließt zu guter Letzt mit CHRISTIAN VOSS' Blick auf die sich seit der Wende wandelnde Alltagssprache in seinem Aufsatz „Zwischen Subversion und Anpassung. Alltagssprache in Südosteuropa seit der Wende“ (407-425) ab.

Was lässt sich zusammenfassend über das Buch sagen? Will man etwas kritisieren, ließe sich auf die Knappheit in den Beiträgen in Relation zu denen des. 1. Abschnitts hinweisen. Gerade der Vergleich zwischen Höpkens knapp 90-seitigem und Rubics 18-seitigem Beitrag sticht hervor. Doch ist jeder der Beiträge gut bis exzellent mit Quellen belegt. Noch dazu ist das Werk für einen Sammelband erstaunlich kohärent. Die Autoren beziehen sich häufig, wenn auch indirekt, aufeinander und nehmen Stellung zur Hypothese der Herausgeber, dass sich mittlerweile eine postsozialistische Alltagskultur stabilisiert habe. „Europäisierung – Globalisierung – Tradition. Herrschaft und Alltag in Südosteuropa“ liefert einen spannenden, wertvollen Einblick in den Alltag auf dem Balkan.

Regensburg

Dominik Nierer

Makedonien. Land am Rand der Mitte Europas. Streifzüge durch die Geschichte. Politik und Natur. Religion und Nation. Hgg. Gerhard ALBERT / Michael ALBUS / Nada BOŠKOVKA. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2015 (= Ost-West. Europäische Perspektiven, 16, 1). 74 S., zahlr. Abb. u. Kt., ISSN 1439-2089, € 6,50

Die Zeitschrift „Ost-West. Europäische Perspektiven“ behandelt in ihren vierteljährlich erscheinenden Ausgaben allgemein die gesellschaftlichen, politischen und auch kirchlichen Entwicklungen der Länder Mittel-, Ost- und Südosteuropas. Sie erscheint im Regensburger Verlag Friedrich Pustet und wird von Renovabis und dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) herausgegeben.

Heft 1 aus dem Jahr 2015 handelt nun von dem kleinen Staat Makedonien. Oder doch Mazedonien? Da wird sich die Redaktion nicht mal im Vorwort einig. Inhaltlich besteht die Zeitschrift zunächst aus sieben recht kurzen Beiträgen von Professoren und Journalisten, die sich mit den verschiedenen Facetten von Mazedonien beschäftigen. Dazu kommen dann noch eine zweiseitige Länderinfo und ein Interview mit Dr. Kiro Stojanov, dem katholischen Bischof von Skopje. So hat die Zeitschrift eine wirklich große Fülle an Informationen auf lediglich 74 Seiten. Doch kann man das durchaus als Vorteil verbuchen, sollte man die einzelnen Aufsätze für eine Recherche verwenden müssen.

Im ersten Aufsatz „Makedonien – ein historischer Überblick“ (2-13) liefert NADA BOŠKOVSKA einen kurzen geschichtlichen Abriss der Republik Mazedonien. Sie erzählt dabei von der multiethnischen Gesellschaft des Landes, von seinen verschiedenen Religionen und seiner aufregenden Geschichte als Teil des Osmanischen Reiches, des Königreichs Serbien und des sozialistischen Jugoslawiens, bis hin zur eigenen Unabhängigkeit ab 1991. Ein kurzer Exkurs beleuchtet außerdem, inwiefern der berühmteste Makedone Alexander der Große eigentlich mit dem Staat Mazedonien zusammenhängt. Hier wird auch zum ersten Mal der Konflikt mit Griechenland erwähnt, der sich wie ein roter Faden durch die meisten der Aufsätze zieht.

Der zweite Beitrag von TIM GRAEWERT, einem freien Journalisten und Mitbegründer des Brüsseler Osteuropa-Blogs „Vox-Orientalis“, trägt den Titel „Die Regierungen Mazedoniens zwischen 1990 und 2014 zwischen regionaler Vorbildfunktion und autoritärer Versuchung“ (14-25). Hier behandelt der Autor neben den Unabhängigkeitsbestrebungen der frühen 1990er Jahre auch die Konflikte innerhalb des Landes mit seinen verschiedenen Ethnien.

Der darauffolgende Aufsatz „Zwischen Eigensinn und Realitätsflucht. ‚Skopje 2014‘ als Bau an der Nation“ (26-35) von ULF BRUNNBAUER geht ausführlich auf das Projekt „Skopje 2014“ ein. Dabei handelt es sich um die umstrittenen Bauvorhaben in der Hauptstadt, zu denen eine gigantische Alexanderstatue, ein Triumphbogen und diverse neue Gebäude für verschiedene Ministerien gehören. Brunnbauer kritisiert dabei nicht nur die kitschige und unpassende neoklassizistische Architektur, die absolut nicht ins Stadtbild passten, sondern vor allem auch die horrenden Ausgaben – an anderen Stellen wären diese finanziellen Mittel deutlich sinnvoller eingesetzt gewesen. Er hält es weiterhin für sehr problematisch, dass man sich im Jahr 2014 immer noch so auf die heroische Vergangenheit Mazedoniens mit gigantischen Statuen von Reitern und schwerbewaffneten Krieger*innen konzentriert und Denkmäler für Frauen darüber deutlich vernachlässigt werden.

Der Beitrag von NITA STAROVA, Mitarbeiterin der Friedrich-Ebert-Stiftung in Skopje, behandelt die „[e]thnische Zusammensetzung der Republik Mazedonien – Fakten und Probleme“ (36-42) und die daraus entstandenen Konflikte, wie den Bürgerkrieg von 2001. Hier wird klar, wie ethnisch und kulturell vielfältig Mazedonien wirklich ist und dass dieses Thema weiterhin an der Spitze politischer Debatten steht. Zu sehen ist dies auch an den vielsprachigen Radio- und Fernsehsendungen sowie am Unterricht, der je nach Region in verschiedenen Sprachen gehalten wird.

Der Aufsatz von ALEKSANDAR SPASENOVSKI, Assistenzprofessor an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität in Skopje, geht dann auf die „Religiosität und säkuläre Tendenzen in Makedonien“ (43-51) ein und erklärt, wie die dortige Religionsvielfalt durch die bewegte Geschichte des Landes geprägt wurde. Der vorletzte Beitrag handelt von „Makedoniens Eisenbahn- und Straßennetz“ (51-58). Hier wäre doch eher ein Bericht über die Wirtschaft Mazedoniens deutlich interessanter gewesen, vor allem weil es sich bei der Autorin MARINELA TODOROVSKA um eine Expertin auf diesem Gebiet handelt.

Der siebte und letzte Beitrag von ANGELINA BANOVIĆ-MARKOVSKA, Privatdozentin an der Philosophischen Fakultät der Universität in Skopje, ist überschrieben mit „Makedonien,

der Balkan und Europa als „Zeit-Raum-Spiel“ (59-66). Er wirkt durch seinen anfangs sehr philosophisch gehaltenen Ton zunächst befremdlich, geht dann aber schnell auf die aktuelle Stellung Mazedoniens in Europa ein. Die Autorin stellt darin die These auf, dass die (Re-) Integration des Balkanraumes mit Mazedonien in die Europäische Union der Schlüssel für die Verwirklichung der europäischen Identität sei. Dieser Ansatz gibt dem Beitrag eine sehr spannende und weit über Mazedonien hinausweisende Note. Zum Schluss folgt auf eine erneute kurze Länderinfo ein Interview mit dem katholischen Bischof von Skopje (69-72), das einen interessanten Einblick in die katholische Kirche Mazedoniens liefert.

Das Heft hat einige Stärken und Schwächen, wobei erstere doch überwiegen. An einigen Stellen kommt es zu Wiederholungen bestimmter Themen; so ergänzen sich die Beiträge weniger, als dass sie einem wiederholt Ähnliches vorsetzen. Außerdem gibt es keinen Aufsatz, der sich mit der Wirtschaft des Landes beschäftigt. Dieser Aspekt sollte in einem derartigen Länderprofil eigentlich nicht fehlen. Dennoch handelt es sich bei der Ausgabe um einen guten, prägnanten und informativen Überblick über den Staat Mazedonien, seine Geschichte, Politik und aktuelle Lage. Die Texte sind leicht verständlich und decken die wichtigsten Themen ab. In einigen Aufsätzen sind zudem kurze Textfelder eingefügt, die den Lesern interessante Informationen über ausgewählte Hintergründe liefern, wie z. B. über Alexander den Großen oder den Tourismus Mazedoniens. Das Themenheft eignet sich somit sehr gut, um sich auf die Schnelle kompetent über den kleinen Balkanstaat zu informieren.

Regensburg

Martin Arnold

Athanasios D. KÖTSAKĒS, Έλληνες Ορθόδοξοι και Λατίνοι στη Νάξο (13ος–19ος αιώνας).

Ιστοριοπολιτισμική προσέγγιση των σχέσεων των δύο κοινοτήτων με έμφαση στη μαρτυρία των υλικών κατάλοιπων [Orthodoxe und katholische Griechen auf Naxos (13.–19. Jh.). Kulturhistorische Untersuchung der Beziehungen beider Kommunitäten unter besonderer Berücksichtigung der materiellen Baudenkmäler]. Athen: Ekdoseis Herodot 2017. 765 S., 102 Abb., ISBN 978-960-485-175-1, € 33,92

Es handelt sich um eine Dissertation bei Doktorvater Alexis Savvidis, Professor für Mittelalterliche und Byzantinische Geschichte an der Universität der Peloponnes in Kalamata, die 2013 approbiert wurde. Sie erforscht die Geschichte der Orthodoxen und Katholiken auf der Hauptinsel der Kykladen, Naxos, über einen Zeitraum von 700 Jahren. In den Hauptkapiteln der umfangreichen und ausgezeichnet belegten Arbeit geht der Verfasser auf die erhaltenen Baudenkmäler beider Konfessionen ein. Das Phänomen dieser Symbiose ist im Ägäisraum nicht ungewöhnlich. Auf Syros und Tinos überwog sogar die katholische Bevölkerung; auf Naxos jedoch führte sie zu einer eher ausgewogenen Koexistenz, die sowohl Krisenzeiten durchlaufen hat wie auch Phasen eines friedlichen Zusammenlebens. Stumme

Zeugen dieser Vergangenheit sind die Baudenkmäler. Die Präsenz der Katholiken geht auf die Lateinerherrschaft im byzantinischen Reich nach dem 4. Kreuzzug 1204 zurück. Auf Naxos handelte es sich um das Fürstentum der Venezianer unter den Sanudi (1207-1383), in der Folge dann unter den Crispi (1383-1566), bis die Ägäisinseln 1566 dem Osmanischen Reich anheim fielen. Die katholische Oberschicht genoss jedoch weiterhin viele Privilegien einer Halbautonomie. Mit der Gegenreformation und der Niederlassung der jesuitischen Mission 1627 sowie anderer katholischer Orden auf der Insel geriet das ehemalige venezianische Fürstentum unter starken französischen Einfluss (französisches „Kulturprotektorat“ im osmanischen Bereich), der für die Entwicklung der katholischen Gemeinschaft bis ins 19. Jh und letztlich für die Eingliederung ins Königreich Griechenland ausschlaggebend war. Über die politische Geschichte gibt das 1. Kapitel (35-104) überblicksmäßig Auskunft, und zwar von der Antike bis 1830.

Das 2. Kapitel (105-176) ist dann der Kirchengeschichte unter der Lateinerherrschaft und in der Türkenzeit gewidmet. Darin geht es um die katholische Kirche im venezianischen Fürstentum der Ägäis, das Verhältnis zur Orthodoxie, die katholischen Orden und ihre Missionare zur Zeit der Gegenreformation, die Unierten, die Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Kapuzinern, andere Orden, Konvertierungsversuche, Sozialarbeit der Orden sowie Statistiken. Mit dem 3. Kapitel (177-266) betritt man den thematischen Kernbereich der Arbeit, nämlich die Orte der katholischen Glaubensausübung und Baudenkmäler der katholischen Kirche auf Naxos. Das gesamte Kapitel ist einer systematischen Aufzählung und detaillierten Beschreibung der Kirchen, Kapellen und Klöster auf der Insel gewidmet. Eine besondere Rolle spielten die Fürstenkapelle der Capella Casazza, die den französischen Jesuiten 1627 überlassen wurde, und das Ursulinenkloster, in dem noch der kleine Kazantzakis zur Schule gegangen ist. Von besonderem Interesse sind auch Kirchen, in denen Messen beider Konfessionen abgehalten wurden (Simultankirchen), Orthodoxe wie Katholiken hatten auf jeder Seite des gewöhnlich zweischiffigen Kirchenraums einen eigenen Altar; bei immerhin sieben Kirchen ist dieser Brauch aus der Architektur abzulesen. Um die Mitte des 18. Jh.s kam dieser Usus dann abhanden aufgrund von Erlassen sowohl aus Konstantinopel wie aus Rom (226-242).

Kapitel 4 (267-310) geht auf die Architektur und Innenräume der Kirchen ein: Westeinflüsse in der Sakral- und Profankunst der Orthodoxen, vor allem in der Architektur (Spitzbogen, Marmorglyptik usw.), aber auch der Kirchenmalerei während der Lateinerherrschaft, jedoch ohne die byzantinischen ikonographischen Traditionen zu verdrängen, was grosso modo auch für die Türkenzeit und das 19. Jh. gilt. Interessant ist auch der Abschnitt zu den Taufnamen von Orthodoxen nach Heiligen der Westkirche. Kapitel 5 (311-326) untersucht dann den gegenteiligen Fall – lokale Einflüsse auf die Sakral- und Profankunst der „Lateiner“, sprich Katholiken: Byzantinische Ikonen in katholischen Kirchen, Verwendung orthodoxer Taufnamen, Gräzisierung italienischer Onomastik.

Das 6. Kapitel (327-430) ist eines der Kernkapitel. Es ist den Fortifikationswerken und Wehranlagen sowohl der „Lateiner“ als auch der Griechisch-Orthodoxen gewidmet. Es gibt auf Naxos im Vergleich zu anderen Ägäisinseln eine erstaunlich hohe Anzahl von

Burgen, befestigten Klöstern und Privatresidenzen, Wehrtürmen, Fluchtburgen und dergleichen. Voraussetzungen hierfür waren unsichere Zeiten (Piraten, Überfälle), relative Lokalautonomie und eine hierarchische Strukturierung der Gesellschaft. Die westlichen Feudalstrukturen bringen auch die Heraldik mit sich, die im 7. Kapitel (431-524) erläutert wird. Eigene Wappen gab es für die Fürsten und ersten Familien, für die Großmagister des Johanniterordens, für katholische Erzbischöfe und die einzelnen Orden, für Kongregationen und Vertretungsinstanzen anderer Staaten, aber auch für orthodoxe Familien, für die orthodoxen Erzbischöfe, Mönchsorden usw. Ein letztes Kapitel (525-552) beschäftigt sich dann mit den Notariatsakten in den Inselarchiven, die überaus reich sind (vor allem die Kollektion Velastis).

Die Arbeit ist ausgezeichnet belegt und steht auch theoretisch auf soliden Fundamenten. Detailfragen sind ebenfalls berücksichtigt, wie etwa die Theateraufführungen der Jesuiten nach 1628 oder die nachweisliche Aufführung einer Tragödie über den Hl. Demetrius am 29.12.1723 im Kloster der Jesuiten, von der wir auch die Namen der Schauspieler kennen. In den Hauptrollen die Padres, in den übrigen ausschließlich männlichen Rollen ehemalige Zöglinge des Kollegs aus den illustren Familien der Insel und die Schüler selbst. Diese Aufführung ist mehrfach erwähnt (159, 256, 294), doch auf die kritische Edition der fünftaktigen barocken Märtyrertragödie mit komischen Zwischenaktintermedien¹ wird nicht verwiesen, ebenso wenig wie auf die Gesamtübersicht über die Theatertätigkeit der katholischen Oden im Archipelagus, wo Naxos eine herausragende Rolle spielt.² Solche Detailauslassungen sind aber in einer zeitlich derart umfassenden Arbeit wohl einer notwendigen Ökonomie bibliographischer Dokumentation anzulasten.

Es folgen noch eine relativ kurz gehaltene Zusammenfassung (553-574), eine englische Zusammenfassung (575-580), das Abkürzungsverzeichnis, die beeindruckend umfassende Bibliographie (585-668), der große Abbildungsteil mit 102 Karten, Fotografien der erhaltenen Baudenkmäler, Wappen usw., ein Generalindex (731-756) sowie ein ungewöhnlich detailliertes Inhaltsverzeichnis (757-765). Die Arbeit besticht durch Systematik und lokalzentrierte Kleinarbeit, deren Ergebnisse einer ganzen Reihe von Wissenschaftsdisziplinen zu Gute kommen mag, nicht zuletzt der vergleichenden Südosteuropa-Forschung, die an solchen Schnittstellen der Konfessionen zwischen Ost und West und Praktiken gelebter Symbiose über einen langen Zeitraum hinweg interessiert ist.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Nikolaos M. PANAGIOTAKIS/Walter PUCHNER, *Η Τραγῆδία του Αγίου Δημητρίου Θρησκευτικό δράμα με κωμικά ἰντερμέδια, ἄγνωστου ποιητή, που παραστάθηκε στις 29 Δεκεμβρίου 1723 στη Ναῦζια*. Heraklion 1999.

² Walter PUCHNER, *Griechisches Schuldrama und religiöses Barocktheater im ägäischen Raum zur Zeit der Türkenherrschaft (1580-1750)*. Wien 1999 (ÖAW, phil.-hist. Kl., Denkschriften, 277).

Lucrările celui de al III-lea Congres al Neelleniștilor din Țările Balcanice. Elenismul – factor cultural și economic în Balcani (1453-2015). Limbă, literatură, artă, societate. București, 16-17 octombrie 2015. Τα πρακτικά του 3ου Συνεδρίου των Νεοελληνιστών των Βαλκανικών Χωρών. Ο Ελληνισμός ως πολιτιστικός και οικονομικός παράγοντας στα Βαλκάνια (1453-2015). Γλώσσα, λογοτεχνία, τέχνη, κοινωνία. Βουκουρέστι 16-17 Οκτωβρίου 2015 [Beiträge zum III. Kongress der Neogräzisten der Balkanländer. Der Hellenismus – kultureller und wirtschaftlicher Faktor auf dem Balkan (1453-2015). Sprache, Literatur, Kunst, Gesellschaft. Bukarest, 16.–17. Oktober 2015]. Hg. Tudor DINU. București: UER Press 2017. 695 S., ISBN 978-606-94322-1-1

Der Aktenband des 3. Neogräzistenkongresses der balkanischen Länder, organisiert von der Abteilung für Klassische Philologie und Neogräzistik der Bukarester Universität, dem Institut für Südosteuropäische Studien der Rumänischen Akademie und der Vereinigung der Griechen in Rumänien, enthält neben vielen Spezialstudien auch Arbeiten von breiterem Interesse. Die zahlreichen, umfangmäßig eher kurz gehaltenen Beiträge sind fast durchwegs im Neugriechischen verfasst. KONSTANTINOS G. KASINIS, Verfasser einer Bibliographie der literarischen Übersetzungen ins Griechische, berichtet z.B. über das Schicksal dieser Übersetzungen in Rumänien (40-54), JACQUES BOUCHARD über die griechische Bildung als Faktor der (älteren) rumänischen Identität (55-59) oder die bulgarische Neogräzistin STOYNA POROMANSKA referiert über die entscheidende Rolle des Griechischen für die geistige Entwicklung des Balkanraums (60-69).

Neben linguistischen Arbeiten findet sich auch eine Studie zur Literaturgeschichte: Das Schicksal des kretischen Erzählgedichts/Volksbuchs „Erotokritos“ in Rumänien von MARGARETA SFIRSCHI-LÄUDAT (171-181) mit ausführlicher Bibliographie. Herausgeber TUDOR DINU steuert eine Architekturstudie zu den phanariotischen Fürstenschlössern in der Umgebung von Bukarest bei (197-209), ein Referat von ROMINA N. TSAKIRI äußert sich zur Präsenz der Griechen im Balkanraum im 18. Jh. nach den Berichten des venezianischen *bailo* in Konstantinopel (261-278). Des Weiteren gibt es Beiträge zum Philosophen Eugenios Vulgaris, zur Grammatik von Dimitrios Katartzis, zu Panagiotis Kodrikas, N. Dukas usw. Die Anordnung der Beiträge erfolgt nach dem chronologischen Zeitkontinuum, nicht nach sachlichen Kriterien oder thematischen Fokussierungen.

In der Folge berichtet RODICA PETRE über das Orientierungsdilemma romantischer Prosaschriftsteller im 19. Jh. (343-353), wobei allerdings z.T. unterschlagen wird, dass die Westrezeption zum Großteil über das Griechische verlief. Mit dem Weizenhandel in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s beschäftigt sich MICHALIS SARRAS (377-390), mit dem griechisch-italienischen Krieg von 1940/41 in der rumänischen konservativen Presse PAVLOS VASILADIS (437-449). Weitere Beiträge behandeln den Kalten Krieg im Balkanraum und das Schulwesen der Vlachen/Aromunen.

Die Studien von Georgios Megas zur balkanischen Volksarchitektur nimmt MANOLIS VARVUNIS (513-526) unter die Lupe; das gemeinbalkanische Lied vom „Toten Bruder“ bespricht SOFIA ZERDELI, (552-568), den Donaufürstentümern im griechischen Roman

Rezensionen

des 19. Jh.s widmet sich GIORGOS KOSTAKIOTIS (580-588), im Beitrag von THANASIS P. KUNGULOS geht es um Partisanenlieder (597-616). Nicht alle der Kurzbeiträge bringen wirklich neue Forschungsergebnisse; eine thematische Gliederung hätte den Kongressband zweifellos übersichtlicher gestaltet. Die Einzelreferate sind nach Methode, Thematik, Nachweislast und Qualität sehr unterschiedlich, dokumentieren jedoch insgesamt, dass die neugriechischen Studien in Rumänien eine gewisse Blütephase durchlaufen, in dem Ausmaß, zu welchem sich die rumänische Historiographie und Literaturwissenschaft mit der phanariotischen Vergangenheit teilweise ausgesöhnt hat und balkanweit vergleichende Thematiken über die nationalen Schranken hinaus an Interesse gewinnen.

Athen, Wien

Walter Puchner

MITTELALTER

Matei CAZACU, Dracula. Bearb. u. Einf. v. Stephen W. REINERT. Leiden, Boston/MA: Brill 2017 (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages. 450-1450, 46). XXXIII, 457 S., zahlr. s/w-Abb., ISBN 978-90-04-34725-0, € 149,–

Für kaum eine Gestalt der rumänischen Geschichte werden nationalhistoriographische Narrative *und* defizitäre historische Kenntnisse mit solcher Penetranz und Selbstverständlichkeit „recycelt“ wie für Vlad III. Drăculea, genannt „der Pfähler“ („Țepeș“, ca. 1431-1476). Publikationen von Geschichts- und Literaturwissenschaftlern zum „historischen Dracula“ erscheinen Jahr für Jahr, ihre wissenschaftliche Substanz ist aber zumeist recht dünn: In Rumänien wurden die veralteten, aus dem 19. Jh. stammenden Interpretationsmuster noch immer nicht vollständig revidiert. Im Westen dagegen ist die Thematik kaum über ihre populärwissenschaftlichen kommerziellen Anfänge hinausgekommen. Die beiden renommierten amerikanischen Osteuropa-Historiker Raymond T. McNally und Radu Florescu haben 1972 mit dem Buch „In Search of Dracula“¹ zwar erstmals eine breitere Öffentlichkeit mit der Existenz des historischen Woiwoden bekanntgemacht. Der Preis hierfür war allerdings die Verbindung mit der westlichen Vampirmythologie und dem zur klassischen Horrorgestalt gewordenen Vampirgrafen aus Bram Stokers weltberühmten Roman, der außer dem Namen nur sehr vage Bezüge zu Vlad III. aufweist.² Die populärwissenschaftliche Kombination des nationalhistoriographischen Bildes des Woiwoden als wehrhafter Verteidiger des Heimatlandes mit dem Vampirgrafen und Elementen des Historienromans wurde zu einer kommerziellen Erfolgsformel: „In Search of Dracula“ ist über Jahrzehnte mehrmals neu aufgelegt worden und wurde zu einem in mehrere Sprachen übersetzten Bestseller, dem zahlreiche weitere Publikationen der beiden Historiker sowie etliche Nachahmer folgten.³ Sie nutzten dabei ihr wissenschaftliches Renommee, um selbst abstruseste Behauptungen als historische Fakten zu klingender Münze zu machen; so hatte McNally in einem Interview allen Ernstes behauptet, dass Vlad zu Tisch sein Brot in Blut getunkt und gegessen hätte.⁴ Florescu dagegen erklärte den erst Jahre nach dem Tod Vlags belegten Gespan Vintilă Florescu – ein in Rumänien nicht seltener Familienname – kurzerhand zu seinem Vorfahren und zu einem Mitglied im Herrschaftsrat des Woiwoden (IX) sowie zum Gatten der Alexandra, der Schwester des Herrschers.

Die Liste solcher Behauptungen ist lang, wird aber von westlichen Forschern oftmals ernstgenommen und kritiklos rezipiert, da „In Search of Dracula“ als alternativloses Standardwerk kanonisiert wurde.⁵ Publikationen rumänischer Historiker, die trotz nationalhistoriographischer Ausrichtung zumeist ein wissenschaftliches Mindestniveau einhalten, konnten sich dagegen trotz englischsprachiger Übersetzungen nicht einmal annähernd durchsetzen, was wohl auch an der Unterschätzung der rumänischen Mediävistik im Westen liegt.⁶ Die Vlad-Forschung im Westen hat daher nur punktuell und eher bei Themen wie den deutschen und russischen Dracula-Geschichten solide und weiterführende Erkenntnisse erarbeitet. Ansonsten verkrampft diese weiterhin im unproduktiven, repetitiven Zyklus

der McNally / Florescu-Rezeption und kann sich von der Verknüpfung Woiwode-Vampirgraf nicht befreien.

Die Durchbrechung dieses Zyklus durch die Erarbeitung einer fundierten wissenschaftlichen Biographie über den berühmtesten Rumänen der Geschichte ist zweifellos ein großes Desiderat. Der rumänischstämmige Pariser Historiker Matei Cazacu, in den 1970er-Jahren an der Sorbonne mit einer Dissertation zu den historischen Quellen zu Vlad promoviert,⁷ verfügt zweifellos über die Kenntnisse, um unsere Wissensgrundlagen zu Vlad auf ein neues Niveau zu heben. Cazacu veröffentlichte 2004 eine französischsprachige Erstausgabe seiner „Dracula“-Biographie, welcher 2008 eine rumänische folgte; Übersetzungen in acht weitere Sprachen sind in Vorbereitung. 2017 schließlich erfolgte die lang erwartete Drucklegung der hier besprochenen englischsprachigen Ausgabe unter Leitung von Stephen W. Reinert von der Rutgers University in New Brunswick/New Jersey und unter Anleitung des Autors.

Um das Fazit bereits vorwegzunehmen: Cazacus Biographie kann mit vollem Recht als bedeutende und aktuellste Darstellung zu Leben und Herrschaft Vlags des Pfählers gelten. Dennoch kann dieses Buch einen Historiker, der ausschließlich an der Geschichte der historischen Person interessiert ist, nicht in jeder Hinsicht zufriedenstellen, da es sich nicht durchgehend um eine wissenschaftliche, sondern über weite Strecken um eine populäre Biographie handelt. Der Autor hat sich bei der Konzipierung dazu entschlossen, nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein Laienpublikum durch eine starke populärwissenschaftliche Prägung sowie eine über 50-seitige Darstellung zur Glaubens- und Kulturgeschichte des Vampirismus anzusprechen. Auf eine theoretische Grundlage für die Biographie und umfassende Diskussionen strittiger Fragen wurde verzichtet, stattdessen gibt es eine weitgehend deskriptive Narration. Es mag durchaus legitim sein, ein Konzept umzusetzen, das möglichst viele Leser ansprechen soll, insbesondere wenn man die schwache internationale Rezeption Stoicescus und Andreescus betrachtet, die kommerziell gesehen – wenn sie das überhaupt sein wollten – „Flops“ geworden sind. Da auf eine wissenschaftliche Ausrichtung trotzdem nicht verzichtet wird – fast jede Seite enthält einen Fußnotenapparat –, geht dieses Konzept über weite Strecken der Darstellung auf. Freilich leidet aber der vom Autor formulierte Anspruch, dass es sich um die „first true biography of Dracula“ (S. XI) handele.

Der Band ist in neun Kapitel aufgeteilt. Die teils literarisch, popkulturell oder geradezu reißerisch klingenden Unterkapiteltitle („Transylvania, Land of Welcome“, „Bloody Easter“, „Warrior of the Night“), die besonders im Vampirteil sehr phantasievoll werden („Of Bats in General ...“, „Billy the Kid Versus Dracula“, „Vitamin C, Weapon Against Vampires“), sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass dem Leser eine gut strukturierte, übersichtliche Darstellung geboten wird. Die ersten beiden Kapitel führen als Kontextteil in die politische, gesellschaftliche und kulturelle Situation in den Donaufürstentümern und dem Königreich Ungarn und den übrigen südosteuropäischen Raum ein. Die Kapitel 3-6 (54-198) beschreiben als Biographieteil chronologisch Leben und Herrschaft Vlags des Pfählers, Kapitel 7 (199-247) die zeitgenössische und frühneuzeitliche Rezeption. Kapitel 8 (248-278) thematisiert die Vampirliteratur, Kapitel 9 (279-300) den rumänischen Vampirglauben.

Positiv hervorzuheben sind die vom Autor erarbeiteten neuen Erkenntnisse. Wo bei Stoicescu und Andreescu noch große Lücken in der Rekonstruktion der Herrschaft Vlags gewesen sind, bietet Cazacu oftmals – wenn auch ohne detailliertere Argumentation – plausible, kohärente Interpretationen, die auch neuere Quellenfunde berücksichtigen. Es können hier nur einige angeführt werden: So legt Cazacu dar, dass der Angriff Vlags über die Donau im Januar/Februar 1462 u. a. auf die Stellungen der Akıncı, der „Renner und Brenner“, sowie auf die Zerstörung der wirtschaftlichen Grundlage der osmanischen Militärorganisation südlich der Donau zielte (141). Diese militärische Operation war somit keine Aneinanderreihung willkürlicher Massaker, sondern folgte einem strategischen Konzept. Eine aufmerksame Beurteilung liefert er auch hinsichtlich der Handelsvereinbarungen zwischen Vlad und den Siebenbürger Sachsen von 1456, die er – ganz anders als die rumänische Nationalhistoriographie – als empfindliches Diktat über den Woiwoden interpretiert, der von seinen Nachbarn keine Zölle mehr eintreiben durfte. Das mag auf den ersten Blick nebensächlich erscheinen, ist aber tatsächlich ein Teil Grundlagenforschung.

Weniger Begeisterung erzeugen die bisweilen nicht ausreichend kommentierten oder aber strittigen, überholten oder eindeutig widerlegten Thesen, die der Autor sich anscheinend als Kompromiss an die populärwissenschaftliche Prägung der Publikation gestattet. Repräsentativ hierfür ist etwa die fast unkritische Wiedergabe der propagandistischen Behauptung aus Vlags Kanzlei, die Armee des Woiwoden habe beim Angriff südlich der Donau über 23 000 Menschen getötet (141-144). Mit der Übertreibung sollte eigentlich die ungarische Armee zu einem raschen Kriegseintritt gegen die vermeintlich entscheidend geschwächten Osmanen überredet werden. Cazacu behauptet zwar nicht explizit, dass er an diesen offensichtlich stark übertriebenen Bericht Vlags glaube, allerdings bleibt bei einem fachfremden Leser genau dieser Eindruck. Ebenso verfährt der Autor bei der Frage, wer den militärischen Sieg des walachisch-osmanischen Krieges 1462 für sich beanspruchen könne (155). Mittlerweile überholte Thesen wie diejenigen zum Stapelrecht (slav. škala), das Vlad den Siebenbürgern in der Walachei aufgezwingen hätte (96, 115) – wofür allerdings keine Belege existieren –, oder die Behauptung, der Konflikt mit Ungarn sei unter anderem von neuen Münzprägungen Vlags ausgelöst worden (103f., 115) – von denen Cazacu nur zwei Münzfunde anführen kann, die beide wahrscheinlich Vlad Dracul zuzuschreiben sind, jedoch einen neueren Fund von 2008 unbeachtet lässt⁸ –, oder die irrtümlich Vlad zugeschriebenen Athos-Stiftungen⁹, wiegen weniger schwer als folgende stark spekulative Annahmen: Dass es sich bei der „Casa Vlad Dracul“ in Schäßburg, die erst nach 1676 nach dem großen Stadtbrand wieder erbaut wurde, mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit nicht um das Wohnhaus des exilierten Vlad Dracul handelte, ist allgemein bekannt. Behauptungen wie „[...] the house in Sighișoara where Vlad and his family lived“ (375) haben in einer wissenschaftlichen Publikation nichts zu suchen, sondern entspringen einzig und allein dem rumänischen Versuch, den Schäßburger Burgberg erinnerungspolitisch zu rumänisieren. Hochumstritten und geradezu ein wissenschaftliches Schlachtfeld ist überdies die Debatte um die Zuschreibung der Autorschaft der russischen Dracula-Geschichte. Als gesichert kann nur gelten, dass ein Mitglied der russischen Gesandtschaft, die sich im Zeit-

raum 1482-1485 in Ungarn und in der Moldau aufhielt, Berichte über Vlad den Pfähler übermittelt hat. Die Annahme, der Gesandtschaftsleiter Fjodor Kuritsyn sei der Autor des Textes, stammt zwar nicht von Cazacu, wird jedoch unkritisch wiedergegeben (220). In diesem Sinne auch die folgende spekulative Feststellung, dass die autokratischen Ideen aus dem Text einen bedeutenden Einfluss auf Zar Ivan III. ausgeübt hätten: „The tsar had surely read the *Skazanie o Drakule voevode*“ (230). Kenner der Vlad-Forschung werden überdies feststellen, dass Cazacu nach wie vor an seiner These eines heute verlorenen Wiener Druckes der deutschen Dracula-Geschichten von 1463 festhält, für dessen Existenz es keinerlei Belege gibt.¹⁰ Einigen Textpassagen ist überdies anzumerken, dass sie vom Autor etwas weniger gründlich erarbeitet worden sind.¹¹

Die englischsprachige Fassung hätte zweifellos davon profitiert, wenn der Autor einige gründlichere Nuancierungen und Korrekturen des Kenntnisstandes der mittlerweile dreizehn Jahre alten Erstausgabe vorgenommen hätte. Es ist aber unübersehbar, dass nur minimale Überarbeitungen vorgenommen wurden. Trotz der Abzüge aufgrund der deskriptiv konzipierten und populärwissenschaftlich geprägten Darstellung, die gerade ein Lesepublikum ohne umfassende Vorkenntnisse im oftmals kuriosen Labyrinth der Vlad-Forschung alleine lässt, legt Cazacu indessen zweifellos ein wichtiges Werk vor, auch wenn dieses nicht die erhoffte geschichtswissenschaftliche Revision der Thematik initiiert. Eine klare Leseempfehlung kann ausgesprochen werden, doch führt nach wie vor kein Weg an Stoicescus Biographie von 1976 vorbei, die für jeden Vlad-Interessierten Einstiegs- und Pflichtlektüre bleibt.

Regensburg

Albert Weber

¹ Raymond T. McNALLY / Radu FLORESCU, In Search of Dracula. A True History of Dracula and Vampire Legends. Greenwich 1972.

² Tatsächlich wusste Stoker, wie aus seinen erhaltenen Notizen hervorgeht, anscheinend wenig mehr, als was er aus der Darstellung des britischen Diplomaten William Wilkinson zur Geschichte der Donaufürstentümer gelesen hatte: dass es einen Woiwoden namens Dracula gegeben hatte, der gegen die Türken gekämpft hatte und dessen Name im Rumänischen mit „Teufel“ zu übersetzen sei. Vgl. hierzu ausführlich Elizabeth MILLER, Filing for Divorce. Count Dracula vs. Vlad Tepes, in: DIES. (Hg.), Dracula. The Shade and the Shadow. Westcliff-on-Sea 1998, 165-179.

³ Im deutschen Sprachraum erfreut sich seit den 1980er Jahren eine mittlerweile zum achten Mal aufgelegte populärwissenschaftliche Darstellung großer Beliebtheit: Ralf-Peter MÁRTIN, Dracula. Das Leben des Fürsten Vlad Țepeș. Frankfurt/M. 82016.

⁴ Vgl. den Dokumentarfilm „The Legend of Dracula“, Minute 26:05, abrufbar unter <<https://www.youtube.com/watch?v=oex7ODuMPZw>>, 9.11.2017: „He would have the blood of his victims gathered in bowls. Then he would dip the bread in the blood and slurp it down“ (Raymond T. McNally).

⁵ Beispielhaft dafür ist etwa die von der rumänischen Nationalhistoriographie und in deren Folge auch von McNally / Florescu verbreitete Annahme, dass Vlad 1462 als Sieger aus dem Kampf gegen Mehmed II. hervorgegangen wäre; vgl. Heiko HAUMANN, *Dracula. Leben und Legende*. München 2011, 30-34. Tatsächlich musste der Sultan die Walachei übereilt verlassen, da er wetterbedingt noch vor Ende der Kriegssaison die Insel Lesbos erobern wollte, was ihm auch gelang; vgl. hierzu Thomas M. BOHN / Adrian GHEORGHE / Albert WEBER (Hgg.), *Corpus Draculianum. Dokumente und Chroniken zum walachischen Fürsten Vlad dem Pfähler 1448-1650*. Bd. 3: Die Überlieferung aus dem Osmanischen Reich. Postbyzantinische und osmanische Autoren. Wiesbaden 2013, 39, Fn. 67. Das durch Gewaltmärsche aufgeriebene Heer, das aufgrund der großen Eile nur wenig Zeit für Plünderungen gehabt hatte, machte auf die zeitgenössischen christlichen Berichtersteller den Eindruck, eine Niederlage erlitten zu haben. Grob tatsachenwidrig ist allerdings die immer wieder vorgebrachte Behauptung, Vlad sei in walachischen Chroniken für seinen „Kampf gegen die Osmanen“ gefeiert worden oder es habe sich eine „rumänische Volksüberlieferung“ erhalten (vgl. HAUMANN, *Dracula*, 63). Ebenso wird die angebliche Vorliebe Ceaușescus für den Woiwoden massiv übertrieben. Tatsächlich scheute sich der Diktator, mit dem bluttriefenden Woiwoden in eine allzu enge Verbindung gestellt zu werden.

⁶ So auch der Fall der beiden maßgeblichen, im jeweiligen Original erstmals 1976 erschienenen Biographien von Nicolae STOICESCU, *Vlad Țepeș, Prince of Wallachia*. București 1978 und Ștefan ANDREESCU, *Vlad the Impaler. Dracula*. București 1999.

⁷ Die publizierte Fassung wurde um die Hälfte des ursprünglichen Umfangs der Dissertationsarbeit gekürzt: Matei CAZACU, *L'Histoire du prince Dracula en Europe centrale et orientale (XVe siècle)*. Présentation, édition critique, traduction et commentaire. Genève 1988, ²1996.

⁸ Bogdan COSTIN, *Ducatul muntean al voievodului Vlad III Țepeș (1448, 1456-1462, 1476)*, *Cercetări Numismatice* 14 (2008), 427-445. Zur numismatischen Analyse der anderen beiden Münzen – dem Ban mit dem „Kometen“ und dem „Kreuzzugsdukaten“, die nach dem Redaktionsschluss der hier besprochenen Publikation erschienen ist, vgl. Albert WEBER / Adrian GHEORGHE (Hgg.), *Corpus Draculianum*. Bd. 1,1: Briefe und Urkunden. Wiesbaden 2017, 233-239.

⁹ Diese sind tatsächlich Vlad IV. dem Mönch, dem Bruder Vlags des Pfählers zuzuschreiben; zur Beweisführung vgl. Peter Ș. NĂSTUREL, *Le Mont Athos et les roumains. Recherches sur leurs relations du milieu du XIVe siècle à 1654*. Roma 1986, 225f., 275.

¹⁰ Eine Wiener Offizin ist erst ab 1482 belegt; vgl. William LAYHER, *Horrors of the East. Printing Dracole Wayda in Fifteenth-Century Germany*, in: DERS. / Gerhild SCHOLZ WILLIAMS (Hgg.), *Consuming News. Newspapers and Print Culture in Early Modern Europe (1500-1800)*. Amsterdam 2008, 11-32, hier 21-24.

¹¹ Bspw. 180, Fn. 32: Der ungarische König Matthias Corvinus hat im zitierten Mandat den Siebenbürger Sachsen nicht die Unterstützung Vlags angeordnet, sondern des Königsrichters Stephan Báthory.

Ovidiu CRISTEA, Acest domn de la miazănoapte [Dieser Herr aus Mitternacht]. Târgoviște: Cetatea de Scaun 2018. 2. Aufl. 353 S., ISBN 978-606-537-408, RON 36,-

„Der Herr aus Mitternacht“ – für deutsche Ohren ein vertrauter Begriff aus dem Dreißigjährigen Krieg („der Löwe aus Mitternacht“), doch gemeint ist im Zusammenhang der rumänischen Geschichte Stefan III. der Große, Fürst der Moldau (1457-1504). Das zu besprechende Werk bietet freilich keine umfassende Biographie, da diese bereits 2005 von Ștefan Gorovei und Maria Magdalena Székely¹ vorgelegt wurde.

Das hier vorliegende Werk analysiert ausschließlich ein Schlüsselereignis in der Geschichte der Moldau, nämlich die Eroberung der beiden Schwarzmeerhäfen Chilia und Cetatea albă (Akkerman, heute Bilhorod-Dnistrov'skij) durch Truppen des osmanischen Sultans Bayezid II. im Sommer 1484. Der Verlust der beiden Häfen schnitt die Moldau nicht nur vom Meer ab; sie verlor auch die Kontrolle über die Handelsstraße, die die Mündung von Donau und Dnjestr / Nistru mit den polnischen Handelszentren Lemberg und Krakau verband. Seit Nicolae Iorga beschäftigt sich die rumänische Mittelalterforschung mit den beiden Häfen und deren Fall. Ovidiu Cristea, Direktor des nach Iorga benannten Akademieinstituts in Bukarest, arbeitet in dieser Tradition, wenn er sein Buch um 20 unedierte Berichte venezianischer *Baili* bzw. des venezianischen Spitzendiplomaten kretischer Herkunft Giovanni Dario herum konstruiert. Die Analyse der Berichte setzt Cristea in den Kontext einer derzeit intensiv geführten Diskussion um den Quellenwert der venezianischen Berichte (*disparci*), besonders im Anschluss an Filippo de Vivos Arbeiten², aber auch an eigene Arbeiten zur Kommunikationsgeschichte³.

In der Einleitung beschäftigt sich Cristea ausführlich mit Quellenkritik und narrativen Strategien, gleichzeitig distanziert er sich aber von jener Hyperkritik, die die Verwendung der *disparci* für die politische Geschichte jenseits rein kulturwissenschaftlicher Zugang ablehnt. Der Hauptteil des Buches ist anschließend in sieben Kapitel gegliedert. Zunächst wendet sich die Darstellung dem langen venezianisch-osmanischen Krieg 1463-1479 zu, dem Wendepunkt in der Levantengeschichte, welcher immer noch nicht monographisch behandelt worden ist. In diesen breiten Rahmen stellt Cristea dann die Beziehungen der Moldau zu Venedig. Erst im Rahmen der venezianischen Suche nach Verbündeten im Rücken der Osmanen wurde der Schwarzmeerraum, und damit die Moldau, für die Signoria politisch und militärisch bedeutsam. Das 3. Kapitel analysiert die venezianische Diplomatie am Goldenen Horn, wo die 20 Berichte auch entstanden sind. Erst dann verengt sich der Blickwinkel auf das Jahr 1484, auf die Vorbereitungen des Sultans, den eigentlichen Feldzug und den Friedensschluss nach dem osmanischen Sieg. Die Deutung des Friedens erweitert die Perspektive dann wieder auf das gesamte Mittelmeer, denn Bayezid II. brauchte seine Kräfte im östlichen Mittelmeer im Kampf gegen die Mamluken in Ägypten. Die Edition der 20 Berichte beschließt den Band.

Mit diesem Werk zeigt sich Cristea als ausgezeichnete Kenner der Literatur in einer Tradition rumänischer Levanteforschung, die international zu Unrecht kaum wahrgenommen wird. Die Konzentration auf ein Ereignis ermöglicht sowohl eine eindringliche

Quellenkritik wie auch die Entfaltung der komplexen politischen Welt des Balkans, des pontischen Raumes und des Nahen Ostens zu einem Zeitpunkt, als sich die Waagschale schon eindeutig zugunsten der Osmanen senkte.

Wien

Oliver Jens Schmitt

¹ Stefan GOROVEI / Maria Magdalena SZÉKELY, *Princeps omni laude maior*. Putna 2005.

² Filippo DE VIVO, *Information and Communication in Venice. Rethinking Early Modern Politics*. New York 2009.

³ Ovidiu CRISTEA, *Puterea cuvintelor. Știri și război în sec. XV-XVI*. Târgoviște 2014.

Vito BIANCHI, Otranto 1480. Il Sultano, la strage, la conquista [Otranto 1480. Der Sultan, das Massaker, die Eroberung]. Roma, Bari: Editori Laterza 2016. 314 S., ISBN 978-88-581-2450-5, € 20,–

Die Eroberung der apulischen Stadt Otranto durch eine aus Vlorë operierende osmanische Flotte und das Massaker an der Bevölkerung haben sich tief ins Gedächtnis besonders Süditaliens eingegraben. Die schlimmsten Befürchtungen, die mit der osmanischen Gefährdung Italiens verbunden waren, schienen sich zu bewahrheiten. Otranto wurde zu einem osmanischen Brückenkopf auf der Apenninenhalbinsel, und nur der unerwartete Tod Mehmeds II. und der Ausbruch des Thronkampfes zwischen Bayezid II. und Cem sowie eine Epidemie in Otranto verhinderten einen weiteren Vormarsch und erleichterten die Rückeroberung der Stadt. Die zerstrittenen, sich misstrauisch belauernden italienischen Staaten wären außerstande gewesen, den osmanischen Vormarsch auf Neapel und Rom aufzuhalten. Der Bedeutung des Themas entsprechend ist die Forschung dazu umfangreich. Hubert Houben gab 2007 zwei gewichtige Tagungsbände heraus, die unter anderem auch feine Analysen der italienischen Politik enthalten, so etwa der Zurückhaltung Venedigs, das 1479 mit dem osmanischen Reich Frieden geschlossen hatte, nach einem sechzehn-jährigen einsamen Kampf gegen den Sultan, bei dem die Markusrepublik von Neapel nach Kräften hintergangen worden war.¹

Das vorliegende Buch stellt nun eine Monographie dar, die den Forschungsstand und ein sehr umfangreiches Quellenkorpus – Gesandtenberichte haben sich in großer Zahl erhalten und beleuchten auch Nebenaspekte von Diplomatie- und Ereignisgeschichte – zusammenfassen möchte. Vito Bianchi hat sich dafür entschieden zu erzählen, und zwar in einer Weise, die bisweilen an die Grenze des Romanhaften gelangt. Ihm geht es darum, die Osmanen aus der Dämonisierung zu lösen und sie in einen mediterranen Kontext zu stellen. Die wahren Opfer sind für ihn die Menschen der einfachen Bevölkerung der Stadt, die, von

der unfähigen Verwaltung des Königreichs Neapel im Stich gelassen, der großen Politik ausgeliefert waren – für das Massaker trägt ihm zufolge auch Neapel Verantwortung. Vermeiden möchte er auch eine schlichte Blockbildung, die eine christliche und eine islamische Welt einander gegenüberstellt. Die engen diplomatischen Verbindungen aller Akteure machen dies leicht – doch sollte man Diplomatie nicht überbewerten, denn Krieg und Massaker bleiben historische Tatsachen, auch wenn man sie nicht ideologisch überwölbt. Interessant sind die Ausführungen, wie die bereits vom Untergang bedrohte aragonesische Dynastie versuchte, Martyrium und Befreiung der Stadt zu einem dynastischen Sakralkult zu erheben. Im Jahr 1539 begann ein Kanonisierungsprozess – da die Bürger aber getötet wurden, weil sie die Übergabe der Stadt verweigert hatten, und nicht, weil sie dem christlichen Glauben nicht abschwören wollten, zog sich die Anerkennung der von den Osmanen getöteten Otrantiner bis ins Jahr 2013 hin, als Papst Franziskus auf dem Petersplatz eine schon lange bestehende Pilgerfahrt durch die Heiligsprechung der Opfer anerkannte.

Vito Bianchi bietet eine leicht lesbare Darstellung ohne wissenschaftlichen Apparat, aber mit einer soliden Bibliographie am Schluss des Bandes. Kluge Bemerkungen sind in den Fluss der Erzählung eingewoben. Die Analyse muss freilich bisweilen hinter dem erzählerischen Effekt zurückstehen.

Wien

Oliver Jens Schmitt

¹ Hubert HOUBEN (Hg.), *Otranto nel Medioevo. Tra Bisanzio e l'Occidente*. Galatina 2007.

FRÜHE NEUZEIT

Suraiya FAROQHI, *Travel and Artisans in the Ottoman Empire. Employment and Mobility in the Early Modern Era*. London, New York: I.B. Tauris 2015. XXII, 296 S., ISBN 978-1-78076-481-8, £ 20,99

Suraiya Faroqhi schreibt in diesem Werk gegen die etablierte Meinung an, dass das Osmanische Reich Mobilität kaum gekannt habe. Zu diesem Zweck trägt sie Reisegründe und -ziele der Untertanen des Sultans zusammen. Das Buch beginnt mit einer wundervollen Einleitung, in welcher man, ausgeschmückt durch Faroqhis Detailverliebtheit, eine kurze aber prägnante Zusammenfassung der Frage von Mobilität im Osmanischen Reich erhält.

Der Hauptteil des Buches ist dreigeteilt. Im 1. Teil geht Faroqhi zunächst auf die Mobilität von Eliten ein. Hier finden sich Kapitel über Diplomaten, die von der Hohen Pforte nach Mitteleuropa gesandt wurden, über Individuen, die in das Osmanische Reich als Flüchtlinge kamen, sowie über osmanische Händler, die nach Venedig reisten. Außerdem enthält dieser Teil ein Kapitel, das sich ausgiebig mit allen möglichen Berufen im Kairo des späten 17. Jh.s beschäftigt. Von den Teppichknüpfern bis hin zu den Esselfrisören und dem Rotlichtbezirk bekommt man einen guten Eindruck, welche Bandbreite an Berufen in der zweitwichtigsten Stadt des Osmanischen Reichs präsent war.

Der 2. Teil des Buches handelt von den Reisen der einfachen Bevölkerung. Hier ändert sich der Fokus der Autorin. Beschäftigte sich der 1. Teil noch mit einzelnen Personen, stehen hier Städte im Zentrum, die von Reisenden geprägt wurden. Diese Städteanalysen umfassen Mekka und die Bedeutung der Pilger für dieses, Bursa und seine Textilmanufakturen, Üsküdar als Transitstadt sowie zwei Kapitel, die sich mit Istanbul beschäftigen. Und auch wenn Faroqhi in diesen Kapiteln faszinierende Einblicke in osmanische Städte liefert, wird hier zum ersten Mal eines der Hauptprobleme des Buches deutlich, nämlich die fehlende Differenzierung zwischen Handel und Reisen. Zwar ist Faroqhi durchaus zuzustimmen, dass Handel und Reisen zu jener Zeit schwer zu unterscheiden waren – die meisten Reisenden trugen Waren bei sich, um ihre Reise zu finanzieren –, dennoch hätte die Gliederung des Buches von einer deutlicheren Trennung zwischen beruflichen Händlern und sonstigen Reisenden profitiert.

Im 3. Teil geht die Autorin auf die Immobilität ein, wie sie die meisten der einfachen Untertanen des Sultans betraf. Wer hier hofft, dass Faroqhi die Mobilitätshindernisse der Landbevölkerung thematisiert, welche zum Reisen eine Erlaubnis ihrer lokalen Autoritäten benötigte, wird enttäuscht. Die Autorin, die insgesamt größeres Interesse an den türkischen und mittelöstlichen Gebieten als am Balkan zu haben scheint, bespricht hier ausschließlich die Situation in Istanbul. Sie beschreibt das Geschäftsleben von Handwerkern und Händlern in der Hauptstadt des Osmanischen Reichs. Die Wege, die von Handwerkern, Händlern und anderen Bewohnern innerhalb der Stadt zurückgelegt werden, beschreibt die Autorin dabei als Reisen.

Die unklare Definition von „Reise“ macht es leider schwer, überhaupt die Mobilität der osmanischen Gesellschaft einzuschätzen. Dass die Autorin in der Einleitung zwar die

Wanderweidewirtschaft der Hirten sowie militärische Bewegungen erwähnt, auf diese aber im Laufe des Buches nicht weiter eingeht, ist für den Leser äußerst schade. Die Leerstellen sind wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass das Buch, wie Faroqhi in der Einleitung selbst erwähnt, zu großen Teilen aus bereits (größtenteils auf Deutsch und Türkisch) erschienenen Artikeln besteht.

Faroqhi untersucht in diesem Buch eine große Zahl an interessanten Quellen und schafft es durch ihre Detailkenntnis, diese spannend und plastisch darzustellen. Sie geht aber kaum auf das Reisen an sich ein, sondern, bis auf einige Nebensätze, ausschließlich auf Gründe und Ergebnisse der Reisen. Wer sich also dafür interessiert, wie osmanische Beamte sich im 18. Jh. am Habsburger Hof als Diplomaten versuchten, ist mit diesem Buch ausgezeichnet bedient. Wer hingegen hofft zu erfahren, wie der Zustand des Straßennetzes war und wie die Schiffsverbindungen zu jener Zeit aussahen, wird nicht auf seine Kosten kommen. Als Überblick über die Thematik der osmanischen Mobilität ist daher lediglich die Einleitung geeignet. Das restliche Buch liest sich teilweise eher wie eine Aneinanderreihung von allen möglichen Facetten und weniger wie eine konzise Studie zur osmanischen Mobilität.

Obwohl meist Reisen direkt oder indirekt mit den Kapiteln in Verbindungen stehen, ist deren Themenvielfalt unglaublich groß. So wird zum Beispiel im 1. Teil behandelt, wie der bekannte osmanische Reisende Evliya Çelebi Kairo beschreibt. Seine Reise tritt dabei allerdings komplett in den Hintergrund, und das Kapitel stellt hauptsächlich eine Aufzählung von mehr oder weniger kuriosen Berufen dar.

Die Qualität der Kapitel ist durchgängig sehr gut, allerdings wirkt ihre Zusammenstellung an bestimmten Stellen eher willkürlich. Durch den Titel lässt sich die Autorin zwar sehr großen Spielraum, dennoch wirkt ein Kapitel, das sich damit beschäftigt, wie osmanische Diplomaten über die „material culture“ in Europa berichten, etwas unpassend im Kontext des Werkes. Dass Diplomatie natürlich immer Reisen beinhaltet, bedeutet nicht, dass alles, was Diplomaten berichtet haben, direkt mit Mobilität in Verbindung gebracht werden sollte.

Faroqhis Buch kommt nicht als großer thesenumstürzender Paukenschlag daher, eher erweitert es unser Wissen über das Osmanische Reich und rüttelt an gefestigten Vorstellungen, wie dies bereits oft in früheren Werken der Autorin geschehen ist. Die Verfechter vorgegeblicher osmanischer Rückständigkeit und Immobilität wird sie, zumindest mit diesem Werk allein, aber nicht umstimmen können. Dafür geht sie zu wenig auf die Mobilität des Großteils der Bevölkerung ein. Vielmehr trägt sie viele kleine Facetten zusammen, die insgesamt einen wundervollen Blick auf das Leben im Osmanischen Reich ermöglichen. Durch ihr umfangreiches Wissen über alle Aspekte des Osmanischen Reichs und ihre einmalige Fähigkeit, auf den ersten Blick scheinbar banale Erkenntnisse in Verbindung mit der imperialen Entwicklung des Reichs zu bringen, vermittelt das Buch eindrucksvolle Impressionen von einem Reich, das im Laufe des 18. Jh.s geschäftig seine Manufakturen und seinen Handel ausbaute. Als revisionistisches Argument mag das Buch nicht taugen, als Dokumentation über das Leben im Osmanischen Reich ist es aber äußerst lesenswert.

Hans Dernschwam's Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553/55). Hg. Franz BABINGER. Übertragung Jörg RIECKE. Berlin: Duncker & Humblot 2014. XXXVII, 300 S., zahlr. Ill., ISBN 978-3-428-13768-8, € 69,90

Hans Dernschwam zählt ohne Zweifel zu den herausragenden Berichterstattern über Südosteuropa und das Osmanische Reich im 16. Jh. Er kam am 23.3.1494 in Brüx (tschech. Most) als Sohn von Marcus Dernschwam zur Welt. Bereits 1507 und 1509 studierte er an den Universitäten Wien und Leipzig. 1514 wurde Hans Dernschwam Sekretär des venezianischen Diplomaten und Humanisten Girolamo Balbo (gestorben um 1530), bei dem er bis 1517 blieb. Um 1526 nahm ihn die Kaufmanns- und Bankiersfamilie Fugger am Sitz der Kupferbergwerke in Neusohl (slowak. Banská Bystrica) in Dienst. Zwei Jahre später (1528) wurde Hans Dernschwam mit der Aufgabe betraut, die siebenbürgischen Salzbergwerke in Thorenburg (rum. Turda) zu überprüfen. Es folgten viele Geschäftsreisen nach Wien, Prag und Augsburg.

Im Jahre 1553 schloss sich Hans Dernschwam der kaiserlichen Gesandtschaft zu Sultan Suleyman I. (reg. 1520-1566) an, die von Bischof Antun Vrančić von Fünfkirchen (1504-1573; ung. Pécs) geleitet wurde. Die Reise führte im Juni 1553 von Wien über Budapest, Petrovaradin, Belgrad, Smederevo, Jagodina, Niš, Pirot, Sofija, Plovdiv, Svilengrad, Edirne und Silivri nach Konstantinopel (Istanbul), das am 25.8.1553 erreicht wurde. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt in der osmanischen Hauptstadt reiste Dernschwam zusammen mit dem kaiserlichen Gesandten Ogier Ghiselin de Busbecq (1522-1592) im Jahre 1555 zu Sultan Suleyman I. nach Kleinasien. Am 3.7.1555 kehrte diese Gesandtschaft nach Konstantinopel zurück und setzte ihre Reise nach Wien fort, das auf derselben Route wie bei der Hinreise am 11.8.1555 erreicht wurde. Hans Dernschwam starb im Sommer des Jahres 1567 in Schattmannsdorf bei Tyrnau (slowak. Častá).¹

Franz Babinger nimmt an, dass Hans Dernschwam seine Aufzeichnungen während der Reise gemacht hat. Die Urschrift des Reiseberichtes wurde gegen Ende des 19. Jh.s in Fuggerschens Besitz auf Schloss Babenhausen entdeckt.²

Dernschwams Hauptaugenmerk gilt den wirtschaftlichen Verhältnissen des Osmanischen Reiches. So beschreibt er Transporte von Rohstoffen, die ihm auf der Reise begegneten, sowie die landwirtschaftliche Produktion verschiedener Regionen (z. B. Reiskulturen). Zusätzlich interessiert er sich für die Völker entlang der Reiseroute und deren Lebensweise. Das große Interesse an der römischen Antike spiegelt sich bei Dernschwam im Kopieren römischer Inschriften wider, die er auf seiner Reise vorfand.

Aufgrund der Tatsache, dass der Reisebericht des Hans Dernschwam über einen großen Informationswert verfügt, ist es ohne Zweifel verdienstvoll, dass Jörg Riecke nunmehr eine neuhochdeutsche Übertragung vorgelegt hat, die besagtes Werk dadurch einem größeren Publikum zugänglich macht bzw. einer neuen Leserschaft erschließt. So ist die vorliegende Übersetzung für die Verwendung im universitären Bereich überaus geeignet und für die Studierenden von großem Nutzen.

Jörg Riecke hat außerdem eine Einleitung mit dem Titel „Vorbemerkungen zur Übersetzung“ verfasst (VII–XII). Darin erläutert er wichtige sprachliche Aspekte bzw. Kriterien der Übersetzung und führt neuere Literatur an (XII). Leider umfasst die Einleitung lediglich ansatzweise einen historischen, kulturhistorischen bzw. historisch-geographischen Kommentar zu dieser bedeutenden neuzeitlichen Quelle über Südosteuropa. Dies wäre umso erstrebenswerter gewesen, weil der Übersetzer aufgrund seiner Arbeit den Text in seiner Gesamtheit gelesen, erfasst und analysiert hat. Die Feststellung, dass „der vorliegende Text also in erster Linie als Leseausgabe“ diene, während „eine kritische Sachkommentierung einer Neuedition vorbehalten“ bleiben müsse (XI), vermag das Desideratum der Kommentierung per se nicht ad acta zu legen, zumal der Übersetzer in seiner Einleitung sehr wohl begrenzt historische Exkurse unternimmt (X). Hier wäre es jedoch zielführender gewesen, die Kommentare durchgehend und umfassend in den Fußnotenapparat zu der gesamten Übersetzung zu setzen.

So findet man in der Einleitung ein isoliertes Beispiel der Kommentierung, das noch dazu aus historischer Sicht nicht haltbar ist: „Die Raizen, Raitzen oder Rascier, Raszier, in Dernschwams Schreibung *ratzen* (zu lat. *rascianus* ‚Bewohner von Rascien‘, zu ungar. *rácz*), waren eine südslavische Ethnie in Ungarn, deren Ursprung in Südserbien liegt. Zwar wurde der Name im Spätmittelalter auch auf alle Serben ausgedehnt, es kann sich aber stets gleichermaßen um orthodoxe Serben oder um katholische Kroaten handeln“ (X). Tatsächlich ist diese Bezeichnung im konkreten mit der historischen Landschaft Raška (jetzt auch Novi Pazar genannt) in Verbindung zu bringen, die im Nordosten Montenegros liegt und sich jetzt auf Serbien, Montenegro, den Kosovo und Nordalbanien aufteilt, und damit sehr wohl mit den orthodoxen Serben. Strukturgeschichtlich liegt der politische Schwerpunkt des frühen Serbien nämlich auf den zwei historischen Landschaften Diokleia und Raška, die geographisch am Übergang der Gebirgszone der Dinariden zu der Küstenzone des Adriatischen Meeres lagen, sich politisch und militärisch im Machtkampf zwischen Byzanz und Bulgarien formierten und sich konfessionell in der Begegnungszone zwischen Rom und Konstantinopel, d. h. der lateinischen und der byzantinischen (orthodoxen) Kirche, befanden. Die Verlagerung des Schwerpunktes serbischer Herrschaft von der Adriaküste in das Landesinnere setzte mit dem Herrscher Vukan ein. Dessen Nachfolger Uroš I. und Uroš II. lehnten sich als Großžupane gegen das Byzantinische Reich in der ersten Hälfte des 12. Jh.s auf und eroberten die Festung Ras. Dennoch behielten die Byzantiner die Oberhoheit über dieses Gebiet, so dass die Großžupane Hilfstruppen stellen mussten. Der byzantinische Kaiser Manuel I. Komnenos (reg. 1143–1180) beeinflusste die Ein- und Absetzung der serbischen Großžupane und übertrug im Jahre 1163 die Regierung Tihomir und dessen Brüdern Miroslav, Stracimir und Nemanja. Bereits 1166 übernahm Nemanja die Alleinherrschaft auf dem Gebiet der Raška, was von Byzanz nicht anerkannt wurde. Nemanjas Vorfahren gehörten einerseits zu den Familien des Königreiches von Diokleia und andererseits zu den Großžupanen von Raška. Von der Bezeichnung dieses frühen serbischen Herrschaftsgebietes erhielten die Serben den Namen Rasciani.³

Abschließend ist festzuhalten, dass die vorliegende neuhochdeutsche Übersetzung von Hans Dernschwams Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien eine Bereicherung der Grundlagen für die Erforschung der südosteuropäischen Geschichte und Kultur darstellt, dass das Tagebuch an sich jedoch weiterhin einer umfassenden und fundierten Kommentierung harret.

Wien

Mihailo St. Popović

¹ Siehe zur Biographie Hans Dernschwams mit weiterführender Sekundärliteratur: Mihailo Popović, Von Budapest nach Istanbul. Die Via Traiana im Spiegel der Reiseliteratur des 14. bis 16. Jahrhunderts. Leipzig 2010, 84-86.

² Ebenda, 85. Vgl dazu János BUZA, Der Quellenwert der Memoiren von Hans Dernschwam und die Zeit ihrer Entstehung (1563-1568), *Ungarn-Jahrbuch* 30 (2009-2010), 159-167.

³ Hierzu liegt eine umfassende Quellenanalyse und einschlägige Sekundärliteratur vor: Miloš BLAGOJEVIĆ, Nemanjići i državnost Duklje-Zete-Crne Gore, *Zbornik Matice srpske za istoriju* 83 (2011), 7-24; Sima ĆIRKOVIĆ (Hg.), Istorija srpskog naroda I. Od najstarijih vremena do Maričke bitke 1371. Beograd 1981, 208-211, 251-262; DERS., Seobe srpskog naroda u kraljevinu Ugarsku u XIV i XV veku, in: Petar PIJANOVIĆ (Hg.), Seobe srpskog naroda od XIV do XX veka. Zbornik radova posvećen tristagodišnjici velike seobe Srba. Beograd 1990, 37-46; Jovanka KALIĆ, La région de Ras à l'époque byzantine, in: Hélène AHRWEILER (Hg.), Géographie historique du monde méditerranéen. Paris 1988, 127-140; DIES., Les migrations serbes dans les Balkans, in: The Balkans and the Eastern Mediterranean 12th-17th Centuries. Proceedings of the International Symposium in Memory of D. A. Zakythinos, Athens, January 14th-15th 1994. Athens 1998, 121-125; Predrag KOMATINA, Identitet Dukljana prema De administrando imperio, *Zbornik radova Vizantološkog instituta* 51 (2014), 33-46; DERS., Srbija i Duklja u delu Jovana Skilice, *Zbornik radova Vizantološkog instituta* 49 (2012), 159-186; Djordje Sp. RADOJIČIĆ, Srpsko Zagorje, das spätere Raszien. Zur Geschichte Serbiens in der 2. Hälfte des 10. und 11. Jahrhunderts, *Südost-Forschungen* 16 (1957), 259-284; Rajko L. VESELINOVIĆ, Die „Albaner“ und „Klimenten“ in den österreichischen Quellen zu Ende des 17. Jahrhunderts. Historisch-geographische und ethnographische Abhandlung, *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 13 (1960), 195-230; Tibor ŽIVKOVIĆ, Etničke promene na teritoriji današnje Srbije u periodu od VI do X veka, *Glasnik Etnografskog instituta Srpske akademije nauka i umetnosti* 45 (1997), 89-100; DERS., Sloveni i Romeji. Slavizacija na prostoru Srbije od VII do XI veka. Beograd 2000; DERS., Duklja između Raške i Vizantije u prvoj polovini XII veka, *Zbornik radova Vizantološkog instituta* 43 (2006), 451-466; DERS., Forging Unity. The South Slavs between East and West 550-1150. Belgrade 2008; DERS., Sources de Constantin VII Porphyrogénète concernant le passé le plus ancien des Serbes et des Croates, *Byzantina Symmeikta* 20 (2010), 11-37; DERS., On the Baptism of the Serbs and the Croats in the Time of Basil I (867-889), *Studia Slavica et Balcanica Petropolitana* 1 (2013), 33-53.

Heinz DUCHHARDT, 1648. Das Jahr der Schlagzeilen. Europa zwischen Krise und Aufbruch. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2015. 208 S., 14 s/w-Abb., ISBN 978-3-412-50120-4, € 29,80

Heinz SCHILLING, 1517. Weltgeschichte eines Jahres. München: C. H. Beck Verlag 2017. 2. Aufl. 367 S., zahlr. s/w-Abb., ISBN 978-3-406-70069-9, € 35,–

1618. Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Hg. Robert REBITSCH. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2017. 232 S., ISBN 978-3-205-20413-8, € 24,–

Jahrestage und Jubiläen – sie bieten sich immer an, eine feine Publikation auf den Markt zu werfen. Einzelne Jahre in den Fokus zu rücken, ist seit einiger Zeit in Mode gekommen, und dabei sind der Möglichkeiten viele, dem gewählten Jahr auch einen Sinn zu geben. So hat Gillen D’Arcy Wood einen weltumspannenden Überblick zum Vulkanwinter 1816 und seinen Folgen, zu denen u. a. Mary Shelleys Roman „Frankenstein“ und John Polidoris Erzählung „The Vampyre“ gehören, verfasst.¹ Und Florian Illies’ Buch „1913. Der Sommer des Jahrhunderts“ bietet einen Gesamtblick auf ein Jahr, das für Südosteuropahistoriker insbesondere mit dem 2. Balkankrieg in Verbindung steht.² Hier nun sollen drei unlängst erschienene Bücher zu wichtigen Jahren der Frühen Neuzeit vorgestellt werden – natürlich mit einem Blick auf das, was in ihnen über Südosteuropa zu erfahren ist.

Was dies betrifft, so ist Heinz Duchhardts Studie zum Jahr 1648 die bei weitem fruchtbringendste. Denn Duchhardt bietet nicht nur ein Panorama, einen Längsschnitt durch Europa im Jahr des Westfälischen Friedens ohne jede thematische Beschränkung, sondern darüber hinaus auch einen Blick darauf, wie die Zeitgenossen dieses Jahr und seine vielfältigen Ereignisse wahrgenommen haben. Und er zeigt deutlich, dass im Jahr 1648 wegen des Friedensschlusses von Münster und Osnabrück zwar so manches Flugblatt gedruckt und viele Zeitungen gefüllt werden konnten, dass aber – wenn auch von Land zu Land verschieden – ganz andere „Schlagzeilen“ die Leserschaft jener Tage in Atem hielten. So denke man nur an Dänemark, dessen Monarch Christian IV. am 28. Februar nach 60-jähriger Regentschaft verstarb und seinem zweitgeborenen Sohn und Nachfolger Friedrich III. Platz machte, der erst ein Jahr zuvor durch den Tod des „ausgewählten Prinzen Christian“ Thronfolger wurde. Auch war in ganz Europa eine Reihe von Aufständen zu verzeichnen: Frankreich, das durch die Fronde in eine instabile Phase taumelte; Spanien, das durch Revolten in Portugal und Katalonien in Anspruch genommen war; der Bürgerkrieg in England, der seinem Ende entgegenging; der Chmelnizkyj-Aufstand in Polen-Litauen. Duchhardt teilt seine Studie in Kapitel auf, die grob nach Himmelsrichtungen geordnet sind. Und so gibt es auch ein eigenes Kapitel für den „Südosten: unterschiedliche Welten und ihr Aufeinandertreffen“ (113-124); im Literaturverzeichnis finden sich außerdem acht Werke, die der geneigten Leserschaft für diese Region anempfohlen werden (194). Ungarn, Siebenbürgen und das Osmanische Reich – dies sind jene „unterschiedlichen Welten“, die betrachtet werden. Während das Jahr 1648 für das habsburgische Ungarn keine gravierenden Veränderungen

brachte, stellte es für das Fürstentum Siebenbürgen durch den Tod Georgs I. Rákóczi eine Zäsur dar, wurden die politisch wie militärisch ambitionierten Pläne vor allem in Richtung Westen und Habsburgerreich damit zunichte gemacht. Für das Osmanische Reich war 1648 gleichfalls von Bedeutung – Sultan Ibrahim mit dem wenig schmeichelfaften Beinamen „der Verrückte“ (Deli Sultan İbrahim) wird ermordet, sein 6-jähriger Sohn Mehmed IV. inthronisiert und das Reich zunächst in ein ruhigeres Fahrwasser geleitet. Viel Raum räumt Duchhardt den kommunikativen Netzwerken ein, über die Informationen flossen – westliche Diplomaten und Dolmetscher in Konstantinopel (120f.) zählen dazu, aber auch osmanische Kaufleute im „Fondaco dei Turchi“ in Venedig (122) oder Gelehrte und Studenten, deren Werke rezipiert wurden (122f.). Leider nur en passant werden die Donaufürstentümer Moldau und Walachei erwähnt; aber das Jahr 1648 war für beide Fürstentümer ohne wirklich besondere Vorkommnisse. Lediglich ihre stärkere Abhängigkeit von der Hohen Pforte im Vergleich zu Siebenbürgen wird eigens erwähnt (115). Insgesamt zieht sich auch durch die anderen Kapitel des Buches der „Schlagzeilencharakter“ – es wird nicht nur beschrieben, was für die jeweilige Region wichtig war, sondern stets auch erörtert, mit welchen kommunikativen Mitteln Informationen transportiert wurden. Dies macht dann auch den besonderen Reiz von Duchhardts Buch aus.

Der Band von Heinz Schilling zum „Lutherjahr“ 1517 hat erfreulich viel mit dem Jahr selbst und vergleichsweise wenig mit Luther an sich zu tun. Nach seiner wahrlich umfassenden Luther-Biographie³ stellt Schilling nun das „Reformationsjahr“ hintenan und beschäftigt sich mit den anderen epochemachenden Momenten dieses Jahres, und dies in einem weltweiten Kontext: 1517 erreichten die Spanier die Halbinsel Yucatán und stießen erstmals auf die indigenen Hochkulturen der Inka und Maya; der spätere Kaiser Karl V. konnte seinen Anspruch auf den spanischen Thron durchsetzen; portugiesische Gesandte unter der Leitung von Tomé Pires nahmen in jenem Jahr wieder direkten Kontakt zum chinesischen Hof als erste Europäer nach Marco Polo auf, allerdings ohne Erfolg; und Siegmund von Herberstein kam von seiner ersten Reise aus Moskau zurück, die ihn zu einem habsburgischen „Russlandexperten“ machen sollte. Für den südeuropäischen Kontext ist natürlich daran zu denken, dass 1517 die Osmanen das Reich der Mamluken eroberten, wodurch sich ihnen das Tor nach Arabien und Nordafrika eröffnete und die Vorherrschaft in der muslimischen Welt, nicht zuletzt durch die Herrschaft über Mekka und die Inanspruchnahme des Kalifats, gesichert wurde. Dieses ganze weltweite Panorama des Jahres 1517 handelt Heinz Schilling in insgesamt sieben Kapiteln ab, doch gibt es bei ihm kein Kapitel allein zu Südosteuropa. Stattdessen wird man in Unterkapitel I.3 „Osmanischer Frühling – Triumph am Nil, auf der Arabischen Halbinsel und an den Küsten Nordafrikas“ (56-65) fündig, und auch im Unterkapitel V.2 zu Juden und Muslimen (197-214) werden einzelne Aspekte wie Türkenfurcht abgehandelt. Insgesamt hätte der flüssig geschriebene wohlkomponierte Band ein wenig mehr Sorgfalt im Lektorat verdient. Denn so hätten einige ärgerliche und auch folgenreiche Fehler vermieden werden können. Mehrmals werden z. B. die Namen bzw. Ordnungszahlen bei Monarchen falsch angegeben. So zieht Frankreichs König Karl VII. am Ende des 15. Jh.s gen Italien, obschon er doch bereits 1461 ge-

storben war (27) – gemeint ist natürlich Karl VIII. (1483-1498), der 1494 zu einem Feldzug gegen Neapel aufbrach. Und Philipp der Schöne, der Vater Kaiser Karls V., taucht einmal als „Johann der Schöne“ auf (39). Das wäre nicht der Rede wert, würden beide, Karl VII. (355) wie Johann der Schöne (354), nicht auch noch im Register auftauchen, fein säuberlich getrennt von Karl VIII. (355) und Philipp dem Schönen (356), die ebenfalls aufgeführt werden. Das Osmanische Reich als Eintrag sucht man im Ortsregister übrigens vergeblich, und „Türkei“ scheint lediglich einmal auf (363, mit Hinweis auf 239).

Bedingt durch die thematische Engführung, ist der Sammelband unter der Federführung von Robert Rebitsch derjenige, der sich mit südosteuropäischen Themen nur am Rande beschäftigt. Dennoch sind die Osmanen auch hier einmal prägnant vertreten, und zwar gleich im ersten Beitrag von MICHAEL ROHRSCHEIDER mit dem Titel „Ein Ensemble neuralgischer Zonen. Europäische Konfliktfelder um 1600“ (19-46). Rohrschneider geht hier – sozusagen als Ouvertüre für den gesamten Band – auf das europäische Mächtesystem um 1600 ein und konzentriert sich dabei auf die großen Gegenspieler des habsburgischen Kaisertums in den Jahrzehnten vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, also auf Frankreich, die Republik der Vereinigten Niederlande, die Osmanen und auf die (v.a. protestantischen) Reichsfürsten, besonders auf den pfälzischen Kurfürsten. Das Kapitel „Wider den ‚christlichen Erbfeind‘: Die Auseinandersetzung der Habsburger mit dem Osmanischen Reich“ (36-39) ist dabei ein knapper, aber solider Überblick zur politischen wie militärischen Situation kurz nach dem Langen Türkenkrieg, der 1606 zu Ende ging. Einige der zukünftigen Entwicklungslinien werden angedeutet, so die 65 Friedens- und Waffenstillstandsabkommen bis zum Ende des 18. Jh.s, die auch ein Beleg dafür seien, dass Kommunikation über alle Differenzen hinweg als wichtig angesehen wurde und außerdem zeigen, wie sich das Kräfteverhältnis im Laufe von ca. 250 Jahren verschieben sollte (39). Die weiteren Beiträge haben höchstens einmal Siebenbürgen kurz im Blick; erwähnt werden sollte vielleicht, dass drei der Beiträge sich dezidiert mit dem Königreich Böhmen befassen.

Wie könnte ein Fazit aussehen? Alle drei Bände sind auch für Südosteuropaspezialisten reizvoll, obwohl sie keinerlei neue Erkenntnisse beisteuern können. Jeder für sich aber vertort den Südosten Europas geschickt in seinem jeweiligen Schwerpunkt – Heinz Duchhardt zeigt Kommunikationsstrukturen um 1648 auf; Heinz Schilling verweist darauf, dass 1517 jenseits von Luthers Thesen große Bedeutung zukommt; Michael Rohrschneider schließlich gibt dem Osmanischen Reich seinen Platz in der Mächtekonstellation Europas im Jahre 1618. Der Balkan also als Normalität Europas.

Regensburg

Peter Mario Kreuter

¹ Gillen D'ARCY WOOD, Vulkanwinter 1816. Die Welt im Schatten des Tambora. Darmstadt 2015.

² Florian ILLIES, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts. Frankfurt/M. 2012.

³ Heinz SCHILLING, Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs. München 2012.

Albania sacra. Geistliche Visitationsberichte aus Albanien. Band 3: Diözese Sappa.

Hg. Peter BARTL. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2014. 505 S., ISBN 978-3-447-10310-7, € 118,-

For the post-Tridentine Catholic Church, visitations of dioceses were a mechanism for the detection of all kinds of problems, both spiritual and organisational. And from 1622 onwards, for those dioceses that lay *in partibus infidelium*, reports to the Congregation De Propaganda Fide were of great importance, not only for the control of abuses, but also as a means of informing Rome about the difficulties faced by the clergy – their needs for money, priests and schools, and the various problems they experienced at the hands of local rulers. Where areas of the Ottoman Balkans with Catholic populations are concerned, the documents in the Propaganda Fide archive thus offer an extremely rich resource, extending from the early 17th century to the early 20th.

Peter Bartl's monumental series "Albania sacra" presents the reports from Albania, plus some related texts, on a diocese-by-diocese basis. The first volume (2007) covered Lezhë (Alessio); the second (2011) dealt with Durrës (Durazzo); and this third volume is for the diocese of Sapë (Sappa). To the south-east of Shkodër (Scutari), the river Drin turns southwards towards the sea; on its eastern side lie the fertile plains of Zadrimë, which formed the main part of this diocese. Other parishes in the diocese were located further to the north-east, where the Drin flowed down through the mountains. Although there was some good agricultural land in the plains, this was generally a poor territory, where the towns of the medieval period had dwindled into villages or disappeared. The poverty of the clergy, and the primitive conditions of life of the population, are constant refrains in these reports.

Many of the problems described by these ecclesiastical visitors will be familiar to readers of the previous volumes. "Trial" marriage was common, to establish whether the woman was fertile before the marriage was solemnised; in some cases Catholics took more than one wife, thanks partly to the practice of the levirate. Pagan practices are occasionally mentioned (there is a vivid description of divination by means of a kid's shoulder-blade). Blood-feuds are a constant concern. In the mountain parishes, where raiding was common, it was reported in 1638 that one could not require the villagers to return all stolen goods, as this would strip their houses completely bare, and they would be forced to go raiding again. As for the priesthood, the majority were functionally illiterate until well into the 18th century, and some visitations found disturbing evidence of moral turpitude, including usury, fornication, sodomy, drinking to excess, and turning to the Ottoman authorities for help in resisting the Catholic ones.

This volume is a particularly rich source of information about crypto-Christianity, and about the various steps that may have led towards it: the practice of Catholic parents giving daughters in marriage to Muslims, for example, or the very common use by Catholics of Muslim names as camouflage when visiting distant markets. Other points of special interest include a vivid account of the failed Ottoman campaign against the warlike Këlmendi tribe in 1638, and documents relating to the dramatic arrest of the Bishop of Sappa in 1799.

Almost all the documents from the 18th, 19th and early 20th centuries are hitherto unpublished. No short review can do justice to the wealth of this material, or to the skill and heroic stamina of its editor, to whom all historians of Albania have been indebted for decades. I have only two very tiny corrections to offer. There is a confusion between Giovanni Pastrizio (Ivan Paštrić), an influential figure at the Propaganda Fide, and his elder brother Girolamo (Jeronim) (187).¹ And a few pages later, the text refers to an increase in the *Sciataraggio*, a term which the editor is unable to explicate (194). This is presumably the same as the *Satrace* mentioned later (234), where a priest says that he has paid the *Satrace* and the *Tributo* – the latter being the ordinary tax paid to the Ottoman authorities. A clue may be found in a later report (315) which mentions a requirement that parish priests pay for the *Donzelli* (servants or messengers) of the local pasha. If the Ottoman Turkish word translated here as “donzello” was *şatır* (meaning the page or guard who walked alongside an official on horseback), the mystery of the “Sciataraggio” might perhaps thereby be solved.

Oxford

Noel Malcolm

¹ For the former, see the monograph by Tomislav MRKONJIĆ, *Il teologo Ivan Paštrić*. Roma 1989.

Sergej ŠUMILO, Prepodobnyj Paisij Veličkovskij i Zaporožskaja Seč'. Maloizvestnyje pis'ma prp. Paisija Veličkovskogo k Koševomu atamanu Vojska Zaporožskogo Petru Kalnyševskomu. K istorii vzaimootnošenij [Der hl. Paisij Veličkovskij und die Saporoger Seč'. Wenig bekannte Briefe des hl. Paisij Veličkovskij an den Kosch-Ataman des Saporoger Heers Petr Kalnyševskij. Zur Geschichte der Beziehungen]. Kiew, Serpuchow: Meždunarodnyj institut afonskogo nasledija v Ukraine 2015. 123 S., ISBN 978-5-9905423-3-4, € 22,–

Die vorliegende Publikation erschien im Umfeld des 220. Todestages von Paisij Veličkovskij (1722-1794), der in der Orthodoxen Kirche sowohl der slawischen als auch der rumänischen und griechischen Prägung allgemein als der große Reformator des neuzeitlichen orthodoxen Mönchtums gilt und 1988 in der Russisch-Orthodoxen sowie anschließend 1992 in der Rumänisch-Orthodoxen Kirche heiliggesprochen wurde. Der Herausgeber ist Direktor des in den vergangenen fünf Jahren aktiv gewordenen „Internationalen Instituts des Athos-Erbes in der Ukraine“ in Kiew. Das Buch enthält eine Reihe von bisher kaum bekannten und schwer zugänglichen Briefen Veličkovskijs an den letzten Kosch-Ataman der Saporoger Kosaken Petr Kalnyševskij aus den Jahren 1668-1772, die im Zentralen Historischen Staatsarchiv der Ukraine (Archiv von Kosch der Saporoger Seč') aufbewahrt werden. Der Publikation schickt der Herausgeber eine Einführung in die Geschichte der Drucke der Briefe Veličkovskijs voran

(5-10) sowie eine inhaltliche Darstellung (11-63) der im vorliegenden Buch in der kirchenslawischen Schrift abgedruckten Originaltexte (93-121).

Die Briefe, schreibt Šumilo in der Einleitung, wurden zwar von der Kosaken-Forschung immer wieder herangezogen, es fiel jedoch bisher niemanden ein zu prüfen, wer sich hinter dem Briefpartner von Kalnyševskij verbirgt, der als „igumen ieros'chimonach Paisij“ unterschrieb und dessen Briefe im Archiv zusammen mit vielen anderen gleichartigen Dokumenten in einer gemeinsamen „Archivsache, 1764-1774“ unter folgender Überschrift zu finden sind: „Briefe, Pässe, Vollmachten, die an die Mönche ausgestellt wurden, die aus Mazedonien, der Walachei, Russland, vom Athos-Berg und aus der Ukraine in die Saporoger Seč kamen, um Almosen für den Bau von Kirchen und für den Unterhalt der Geistlichen zu sammeln. Angefangen im Jahre 1768, Nr. 283“ (12).

Es geht um sechs Briefe Veličkovskijs, die er aus dem Kloster Dragomirna in der Bukowina (heute Rumänien) verfasste. Die Briefe kreisen hauptsächlich um die Finanzen. Aus den Texten geht unmissverständlich hervor, dass die Seč die klösterliche Bruderschaft von Veličkovskij nicht erst in Dragomirna (seit 1763), sondern auch schon auf dem Athos unterstützte. Bislang war man davon ausgegangen, dass die finanzielle Unterstützung des Klosters Dragomirna ausschließlich von dem moldauischen Woiwoden gewährt wurde. Der Briefwechsel korrigiere, so Šumilo, auch die fehlerhafte und mit keinen Quellen belegte Ansicht Sergej Četverikovs, eines der ersten Veličkovskij-Forscher, laut dem das Kloster Dragomirna eine Zuflucht „bei den Überfällen der Saporoger Kosaken“ (20) bot. Die in den Briefen enthaltenen Schilderungen Veličkovskijs liefern weiterhin wertvolle Informationen über den monastischen Alltag u. a. während des Russisch-Türkischen Krieges, als das Kloster Dragomirna zahlreiche Flüchtlinge beherbergen musste und die Bruderschaft darum bemüht war, alle mit Nahrung zu versorgen. Über die damit verbundenen extremen Mängel und Nöte der Mönche schreibt Veličkovskij an Kalnyševskij. Aus den Briefen folgt, dass Veličkovskij seine Mönche mehrmals nach Seč zum Sammeln von Almosen geschickt hat. Diese lebten dort dann längere Zeit (sechs Monate und mehr). Kalnyševskij wird darum gebeten, den Gesandten einen Passierschein ausstellen zu lassen. In seiner Einleitung bezieht sich der Herausgeber auch auf die in der Forschung schon bekannten Beschreibungen anderer monastischer Almosensammelaktionen von Griechen und Moldauern, die in Seč auf einem eigenen „Mönchshof“ (černeckij dvor) lebten. Es werden ebenso Beispiele von Listen der gespendeten Sachen (Pferde, Stoffe aller Arten, Fisch, Salz) angeführt (33). Daraus wird ersichtlich, dass es bei weitem nicht um Kleinspenden ging. Die Briefe Veličkovskijs machen weiterhin deutlich, dass seine Bruderschaft selbst eine beträchtliche Anzahl von ehemaligen Saporoger Kosaken aufwies.

Im Rahmen der Einleitung veröffentlicht Šumilo ebenso weitere Dokumente, die für die Biographie von Veličkovskij von großer Bedeutung sind. Darunter sind z. B. Abdrucke aus den Verhören einzelner Mönche (68, Abb. 21-23), die eine Datierung des Aufenthalts Veličkovskijs im Konstantin-Kellion auf dem Berg Athos ermöglichen. Dieser Aufenthalt war bisher nur in der Vita erwähnt worden, konnte jedoch nicht genauer datiert werden. Weiterhin spricht Šumilo die bisher kaum erforschte Frage des kurzen Aufenthalts der Bruder-

schaft im Kloster Simonopetra mit Veličkovskij als dessen Abt an¹ und macht ein Fragment aus dem Kodex A (die Chronik des Klosters Simonopetra) vom April 1762 zugänglich, u. a. in griechischer Transkription und in russischer Übersetzung (74-89). Das Dokument stellt einen wertvollen Beleg einer in der Vita Veličkovskijs nur am Rande erwähnten Tatsache dar.

In der Einleitung geht Šumilo auch auf das Schicksal von Kalnyševskij ein. Nach dem Ende des Russisch-Türkischen Krieges wurde die Saporoger Seč‘ des Hochverrates beschuldigt und von Potemkin niedergebrannt, der 85-jährige Kalnyševskij festgenommen und mehr als 25 Jahre im Gefängnis des Solovki-Klosters ausgangslos eingesperrt (57-59). Nach der Freilassung blieb er im Kloster als einfacher Mönch und starb 1803 im Alter von 112 Jahren. 2014 wurde er von der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche Moskauer Patriarchats heiliggesprochen (12).

Das vorliegende Buch ist aus mehreren Gründen beachtenswert: Es enthält Dokumente, die bisher unbekannte, zahlreiche und jahrelange Verbindungen der Bruderschaft des Paisij Veličkovskij (bis 1763, Athos; 1763-1775 Dragomirna in der Bukowina) mit den Kosaken und persönlich zwischen dem Abt und Ataman belegen. Es liefert einen Beitrag zur Geschichte der multinationalen paisianischen Bruderschaft, zur Geschichte des Kosakentums und der Saporoger Seč‘, zu deren engen Beziehungen mit den Mönchen im griechischen und moldauischen Raum sowie zu deren eigener Frömmigkeit. Weiterhin bietet die vorliegende Publikation auch Einblicke in die Geschichte der monastischen Wanderungen vom Athos und aus dem Fürstentum Moldau in die Saporoger Seč‘ zum Zwecke der Almosensammlungen (ein Thema, das einer eigenen Forschung harrt) sowie umgekehrt der Wanderungen der ehemaligen Kosaken aus der Seč‘ in die Klöster des Bergs Athos und Moldau.

Das Buch weist einige Mängel auf: Die Einleitung zitiert ausgesprochen umfangreiche Passagen aus den Briefen Veličkovskijs, die wenige Seiten später vollständig abgedruckt sind; ratsamer wäre hingegen eine knappe Zusammenfassung der Inhalte gewesen. Die Abbildungen sind nicht konsequent durchnummeriert (vgl. Abbildungen auf 90-92 und 112f.). Die Liste der Abbildungen (122-124) endet mit der Nummer 31, obwohl es eigentlich 33 sein sollte.

Nichtsdestotrotz ist dieses kleine Buch ausgesprochen wertvoll, denn es macht auf viele (mehr als es vom Titel her verspricht!) weiterführende Dokumente aufmerksam, die sowohl einen Profanhistoriker, der sich mit Südosteuropa beschäftigt, als auch einen Kirchenhistoriker, der sich mit der Geschichte des orthodoxen Mönchtums in der Neuzeit befasst, weiterzubringen vermögen.

Halle/S.

Anna Briskina-Müller

¹ Siehe dazu Anna BRISKINA-MÜLLER, Paisij Veličkovskij als Abt des Klosters Simonos Petras. Zu den Umständen der Übersiedlung Paisijs und seiner Bruderschaft vom Berg Athos ins Fürstentum Moldau (1763), *Ostkirchliche Studien* 67 (2018), 235-257.

Engelbert DEUSCH, Die effektiven Konsuln Österreich(-Ungarns) von 1825-1918. Ihre Ausbildung, Arbeitsverhältnisse und Biographien. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2017. 735 S., 11 s/w- und farb. Abb., ISBN 978-3-205-20493-0, € 80,–

Engelbert Deusch hat wieder einmal mit einem Monumentalwerk, dieses Mal von 735 Seiten, aufgewartet. Die neun Hauptkapitel mit den behandelten Themen „Einrichtung österreichischer Konsulate“ (15-32), „Amtlicher Rahmen und Ausbildungsstätten“ (33-70), „Pflichten“ (71-96), „Rechte von effektiven Konsulatsbeamten“ (97-114), „Honorarkonsuln“ (115-118), „Kontrolle“ (119-132), „Repräsentation“ (133-146), „Soziale und humane Aspekte“ (147-160) sowie „Die Konsuln“ (161-716) – mit deren Biographien das mit 556 Seiten bei weitem längste Kapitel – strotzen nur so vor Unterkapiteln, die über alle möglichen Aspekte und Details der Ausbildung, Arbeitsverhältnisse und Biographien der Konsuln Österreich(-Ungarns) von 1825 bis 1918 Auskunft geben. Allein das Inhaltsverzeichnis des Buches ist vier Seiten lang, weshalb es müßig wäre, hier alle Unterkapitel aufzuzählen oder gar zu analysieren. Ich möchte den zur Verfügung stehenden Platz vielmehr dafür nutzen, darauf einzugehen, inwiefern zum Beispiel ich als Albanien-Historiker und Albanologe von diesem Standardwerk profitiere.

Bevor ich dieses Werk aufschlug, bedauerte ich, dass es mir für meine zeitgleich verfasste Monographie „Wissenschaft im Spannungsfeld von Politik und Militär. Die österreichisch-ungarische Albanologie 1867-1918“¹ noch nicht zur Verfügung gestanden hat. Denn ich dachte, es könnten mir wichtige Informationen für meine eigene Arbeit entgangen sein. Außerdem war ich vorher nicht imstande gewesen, diverse Anfragen zu österreichisch-ungarischen Konsulaten im albanischsprachigen Raum, vor allem bezüglich ihres Eröffnungsdatums, zu beantworten. Als ich dann in Deuschs vorliegender Monographie nach den entsprechenden Antworten suchte, fand ich zu meiner Überraschung keine genauen Angaben. Das hat wohl damit zu tun, dass es nicht so sehr um die Konsulate, sondern vielmehr um die Konsuln geht. Also schlug ich diejenigen Konsuln nach, die mich als Albanologen am meisten interessierten, darunter vor allem folgende drei: Theodor Anton Ippen, August Ritter von Kral und Alfred Adam Ritter von Arbengau Rappaport. Ich wollte wissen, ob ich in ihren Biographien etwas fände, was ich verwenden hätte können. Die Antwort ist: Bis auf einige mir bis dato unbekannte Details der diplomatischen Laufbahn nichts wirklich Wichtiges. Die Erklärung dafür liegt auf der Hand: Deusch konnte aufgrund der quantitativen Zielsetzung seiner Arbeit – immerhin Hunderte von Biographien! – nicht auch noch in die qualitative Tiefe gehen.

Das wäre aber der nächste Schritt, die nächste Arbeit: Die qualitative Aufarbeitung der quantitativen Lebensläufe der k.u.k.-Konsuln. Eine Möglichkeit wäre die Anwendung der Praxeologie von Pierre Bourdieu. Um in Bourdieuschen Begriffen zu sprechen: Diese Akteure konkurrierten auf der Grundlage ihres Ökonomischen Kapitals, sprich Geldvermögen und materieller Besitz, ihres Kulturellen Kapitals, sprich Bildung und beruf-

liche Stellung, ihres Sozialen Kapitals, sprich Beziehungen und Netzwerke, und ihres Symbolischen Kapitals, sprich Prestige und soziale Reputation, um die Aufrechterhaltung oder Änderung der Machtbeziehungen innerhalb des Politischen Feldes, zu dem auch die Diplomatie gehörte. Nehmen wir diesbezüglich beispielsweise Ippen und Kral näher unter die Lupe.

Ippen machte eine Doppelkarriere als Diplomat und Balkanforscher.² Sein kulturelles Kapital als *Balkanforscher* bestand, nachdem er ja kein albanologisches Fach studiert hatte, in seiner Kennerschaft der orientalischen Sprachen und der Wirtschaftswissenschaften. Sein soziales Kapital ergab sich aus seinen aufgrund der Publikationstätigkeit geknüpften Kontakten zu den Mitarbeitern des Landesmuseums und Balkaninstituts in Sarajewo und der „Geographischen Gesellschaft“ in Wien sowie seinen auf den Forschungsreisen geknüpften Beziehungen in der albanischen Bevölkerung. Sein symbolisches Kapital ergab sich daraus, dass er als der Erforscher der altserbischen Gebiete und der alten Kirchen in Albanien und als der Experte für die Geschichte des Kultusprotektorats, Shkodras und des Shkodraner Berglands sowie für die Geschichte Albaniens im 19. Jh. galt. Ippens kulturelles Kapital als *Diplomat* ergab sich aus der Absolvierung der Orientalischen Akademie in Wien, seiner vorbildlichen konsularischen Karriere vom Vizekonsul über Konsul zum Generalkonsul und seiner Beförderung zum Sektionschef im Ministerium des Äußeren. Sein soziales Kapital bestand in einem immer dichter werdenden Beziehungsnetz, das durch seine vielen konsularischen Stationen und seine anschließende Stellung am Ballhausplatz gesponnen wurde. Seit seiner Zeit als Generalkonsul in Shkodra hatte er sehr gute Kontakte zu einflussreichen Beys in Mittelalbanien und zu den katholischen Stammeschefs in Nordalbanien. Sein symbolisches Kapital erwarb sich Ippen sowohl in der Doppelmonarchie als auch in Albanien. Er war der Initiator der Reform der Albanienpolitik kurz vor der Jahrhundertwende und zu Beginn des 1. Weltkriegs neben Thallóczy, Rappaport und Kral einer der absoluten Albanien-Experten des Ballhausplatzes. Während der Albanien-Aktion um die Jahrhundertwende war er der Hauptakteur vor Ort in Shkodra, wo er einen wesentlichen Beitrag zur Entstehung eines albanischen Nationalbewusstseins im Sinne der österreichisch-ungarischen Interessen leistete. Seine Stellung als Sektionschef im Ministerium des Äußeren ab 1912 vermehrte natürlich sein Prestige. Dazu kamen im gleichen Jahr seine brillant gemeisterte Beraterrolle auf der Londoner Botschafterkonferenz hinsichtlich der Schaffung eines unabhängigen Albaniens und seine dort präsentierte ethnographische Landkarte der albanischen Gebiete des Osmanischen Reichs als Basis für die Grenzziehungsverhandlungen. Man kann durchaus behaupten, dass keine der diplomatischen Vertretungen in London so exakt über die nationalen Verhältnisse Albaniens unterrichtet war wie die österreichisch-ungarische. Außerdem wurde Ippen von den Albanern verehrt, weil er sich für die Entwicklung der albanischen Sprache, Literatur und des Schulwesens und nicht zuletzt auf der Londoner Botschafterkonferenz für ein unabhängiges und in angemessenen Grenzen konstituiertes Albanien einsetzte.

Kral³ hatte als sein kulturelles Kapital die Absolvierung der Orientalischen Akademie in Wien und seine Karriere vom Vizekonsul über Konsul zum Generalkonsul aufzuweisen. Sein

soziales Kapital ergab sich von selbst durch seine vielen konsularischen Stationen, auf denen er zahlreiche und vielfältige Kontakte in Diplomatenkreisen und unter der albanischen Elite knüpfen konnte. Sein symbolisches Kapital erwarb er sich, wie viele andere Akteure des politischen Felds, einerseits in der Monarchie und andererseits unter den Albanern. Als Konsul in Shkodra erlernte er die albanische Sprache, deren baldige perfekte Beherrschung ihm in den albanischen Siedlungsgebieten des Osmanischen Reichs Tür und Tor öffnete. Er war beständig für die Entstehung eines albanischen Zusammengehörigkeitsgefühls und die nationale Einigung der drei Konfessionen tätig und galt als profunder Kenner des Albanischen und seiner Dialekte, dem nicht nur die Schaffung, sondern auch der Fortbestand der einheitlichen albanischen Schriftsprache zu verdanken war. Bereits in den 1880-er Jahren vertrat er die Meinung, dass eine nationale Einigung in Albanien nur möglich sei, wenn es ein einheitliches Alphabet und eine gemeinsame Schriftsprache gäbe. 1908 richtete Kral den Kongress zur Vereinheitlichung der albanischen Alphabete in Monastir aus, wo er erfolgreich auf das Zustandekommen eines Kompromisses hinwirkte. Während der Annexionskrise leitete er vor Ort in Shkodra die Albanien-Aktion 1908/1909 gegen Montenegro. Zu einem gewaltigen Zuwachs seines symbolischen Kapitals sowohl in der Monarchie als auch in Albanien kam er 1914 im Range eines Generalkonsuls erster Klasse als k.u.k.-Kommissär in der Internationalen Kontrollkommission für Albanien, wo er eng mit den Vertretern der albanischen Regierung Myfit Libohova und Mehdi Frashëri im Sinne der Konsolidierung der Unabhängigkeit Albaniens zusammenarbeitete. Er zeichnete sich in derselben in hervorragender Weise aus, besonders während der Verhandlungen in Korfu und der Auseinandersetzung mit den mittelalbanischen Aufständischen in Shijak Ende Mai 1914, als er, sein eigenes Leben aufs Spiel setzend, erfolgreich zwischen den feindlichen Parteien vermittelte. Als könnte es prestigemäßig überhaupt noch eine Steigerung geben, so wurden in der Zeit, als er Zivillandeskommissär der k.u.k.-Militärverwaltung Albaniens war, auf seinen Antrag hin folgende Meilensteine erreicht: Die Errichtung der Ministerien ähnlichen Generaldirektionen für Finanzen, Unterricht und Justiz mit albanischen Funktionären an der Spitze; die Schaffung der höchsten unabhängigen muslimischen Behörde „Obermufti“; die Gründung der Literarischen Kommission durch Gjergj Fishta und Luigj Gurakuqi, welche alle amtlichen Verfügungen der albanischen Zivil- und der fremden Militärbehörden sowie alle amtlichen Publikationen, Schulbücher usw. vor ihrer Herausgabe in Hinblick auf eine korrekte und einheitliche albanische Ausdrucksweise kontrollierte; die Etablierung der Direktion für Statistik, die die erste Volkszählung durchführte und die Einführung von Familiennamen usw. veranlasste. Außerdem war es Kral zu verdanken, dass das Albanische zur alleinigen Amtssprache im k.u.k. besetzten Teil Albaniens erklärt wurde, wodurch die Einheimischen zur Erlernung der albanischen Schrift nach dem Alphabet von Monastir und zur Bildung einer einheitlichen Orthographie und Schriftsprache motiviert wurden. Die unter der Aufsicht Krals ausgewählten albanischen Beamten bewährten sich und behielten ihre Stellung auch unter den nachfolgenden Regierungen. Das damals geschaffene Verwaltungssystem bildete bis in die Zwischenkriegszeit die Basis der albanischen Verwaltung. Wenn man all diese Verdienste bedenkt, kann man nachvollziehen, warum Kral

bereits 1913 von Kaiser Franz Josef die Allerhöchste Anerkennung ausgesprochen und er 1917 von Kaiser Karl in den Ritterstand erhoben worden ist.

Die Kritik an Deuschs Buch lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Wie schon in seiner Mammutmonographie über das Kultusprotektorat bietet der große Systematiker Deusch wieder nur eine kurze Einleitung ohne gezielte Fragestellungen und im endlos scheinenden Hauptteil eine deskriptive Aneinanderreihung von Informationen, Details und Quellenzitaten ohne eine analysierende Schlussfolgerung am Ende; nichtsdestotrotz wird diese Arbeit aufgrund der gebotenen Fülle an Themen und Daten für lange Zeit ein Nachschlagewerk zur Erstorientierung über die k.u.k.-Konsuln vor der Vertiefung in verwandte, weiterführende Fragen bleiben.

Graz

Kurt Gostentschnigg

¹ Kurt GOSTENTSCHNIGG, *Wissenschaft im Spannungsfeld von Politik und Militär. Die österreichisch-ungarische Albanologie 1867-1918*. Wiesbaden 2018.

² Ebenda, 234f., 427f.

³ Ebenda, 429-431.

Rasim MARZ, Ali Pascha. Europas vergessener Staatsmann. Berlin: Frank und Timme 2016 (Geschichtswissenschaft, 26). 260 S., 18 Abb. u. Kt., ISBN 978-3-7329-0247-7, € 34,80

Beim Lesen stellt sich die Frage, was das Buch „Ali Pascha. Europas vergessener Staatsmann“ eigentlich sein möchte. Das Vorwort des Autors Rasim Marz sollte hier weiterhelfen, und seine Ziele formuliert der Autor klar: Marz will die „Biografie“ eines der wichtigsten Vertreter „der osmanischen Diplomatiegeschichte des 19. Jahrhunderts“ schreiben, die schwerpunktmäßig „die europäische Außenpolitik“ betrachtet, wobei der Autor auch „die kulturellen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Aspekte dieser Epoche“ nicht vernachlässigen möchte (12). Die Figur Mehmed Emin Ali Pascha stellt der Autor in eine Reihe mit bekannten europäischen Staatsmännern: „Napoleon, Metternich und Bismarck“ (11). Alle drei sind berühmte Persönlichkeiten – im Gegensatz zu Ali. Und hier scheint Marz, der in den vergangenen Jahren noch andere Titel¹ zum Osmanischen Reich veröffentlicht hat, mit seiner Monographie ansetzen zu wollen.

In sieben Kapiteln zeichnet der Autor das politische Leben Alis nach und geht dabei meist chronologisch vor. Entsprechend beginnt das Buch mit dem Kapitel „Der Sohn des Pförtners“ (15-36). Der Leser erfährt, wie Ali, 1815 in einem Armenviertel von Konstantinopel geboren und Sohn eines Pförtners einer Moschee, seine berufliche Laufbahn beginnt: Nach der Koranschule wird er als Schreiber beim Staatssekretariat des Sultans

ausgebildet. Dort erlernt er die französische Diplomatensprache – einwandfrei, worauf Marz noch gelegentlich aufmerksam macht. Der eher introvertierte Ali, der Diplomatenempfang und Bälle lieber meidet, bevorzugt es, Werke europäischer Denker zu lesen, unter anderem von Machiavelli. Aus dessen „Il Principe“ baut Marz an mehreren Stellen seines Buches Zitate ein, bemüht daneben aber auch Henry Kissinger und Alexis de Tocqueville. Deren Aussagen verdeutlichen vor allem eines: In diesem Buch geht es viel um Macht. Da scheint sich Machiavelli als Erzählmittel anzubieten.

Nicht immer umschreiben die Zwischenüberschriften präzise, was in den Abschnitten behandelt wird. Im nächsten Kapitel beispielsweise, das Marz mit „Die Reformierung des Orients“ (37-54) betitelt, mag die Überschrift nicht so recht zum Inhalt passen. Auf Reformen wird hier nämlich weniger eingegangen als an anderen Stellen des Buches. Während des gesamten behandelten Zeitraums, von der Geburt Alis bis zu seinem Tod 1871, spielen Reformen im Osmanischen Reich immer wieder eine bedeutende Rolle. Meist orientierte sich Konstantinopel dabei an westlichen Vorbildern. In diesem Kapitel geht es aber um Wirtschaftsverträge mit Belgien und Großbritannien, die Absatzmärkte für ihre Erzeugnisse benötigen. Es geht um den widerspenstigen Statthalter der Hohen Pforte in Ägypten, Mehmed Ali Pascha, und um dessen Sohn Ibrahim. Es geht um die militärische Schwäche des Sultans, der letztlich auf die Hilfe der europäischen Mächte angewiesen war, um sein Reich nicht an den Herausforderer Mehmed Ali aus Kairo zu verlieren. Reformiert wird der Orient hier nicht, zumindest lesen wir darüber nichts in diesem Kapitel.

Der noch junge und besonders talentierte Ali – was der Autor nicht müde wird zu betonen – klettert die Karriereleiter des Reiches empor. Dazu passt auch wieder der Titel des dritten Kapitels „Aufstieg zur Macht“ (55-86). So wurde Ali 1846 Außenminister, ein Amt, das er insgesamt achtmal antreten wird. Die hohe Fluktuation innerhalb der osmanischen Regierung beweist, wie wirr sich die Verhältnisse am Hof des Sultans zumeist darstellten. Intrigen und Machtkämpfe waren die Norm, fast immer auch beeinflusst von den europäischen Mächten.

Marz bietet dem Leser einen durchaus detaillierten Einblick in die Geschehnisse jener Zeit. Selbst ein achtzeiliges Gedicht, das der osmanische Botschafter Ahmed Fethi der Wiener Damenwelt widmete, will der Autor dem Leser nicht vorenthalten. Wichtiger für die Laufbahn Alis ist hier jedoch, dass ihn der Botschafter dem Sultan empfahl, wodurch Ali mit 22 Jahren 1837 zum ersten Dolmetscher der Hohen Pforte in Konstantinopel aufstieg. Es finden sich auch längere Dokumente Alis im Text, etwa ein über sechs Seiten gehendes Memorandum von 1855, in dem sich Ali mit der Stellung von Christen und Juden im Reich des Sultans befasst, oder die zehn Seiten umfassende „Denkschrift“ Alis, die er auf Kreta verfasste. Für solche umfassend wiedergegebenen Quellen werden wissenschaftlich interessierte Leser dankbar sein. Flüssiger ließe sich das Buch allerdings lesen, wenn solche Dokumente im Anhang Platz gefunden hätten.

Als Frankreich 1852 das von London beeinflusste Großwesirats Reşid Paschas beendete, ernannte der Sultan am 6. August Ali zu dessen Nachfolger. In den kommenden Jahren wird Ali dieses Amt noch viermal bekleiden. Schon im Oktober verlor er diesen höchsten

Posten in der osmanischen Regierung aber erst einmal wieder und wurde zum Provinzgouverneur degradiert. Seinem Versuch, das hoch verschuldete Reich mit einer Staatsanleihe bei Pariser und Londoner Banken zu stabilisieren, widersetzen sich der Sultan und dessen Finanzelite. Bis zu seinem Tod rotierte Ali dann meist zwischen dem Posten des Großwesirs und dem des Außenministers. Das entsprach den von Intrigen und Korruption geprägten Spielregeln der Macht in Konstantinopel. Diese Ränkespiele versucht Marz aufzuzeigen. Dabei ist es für den Leser nicht immer leicht nachvollziehbar, welche europäische Großmacht gerade in der Hauptstadt des Reiches tonangebend ist. Übersichtlicher wäre ein thematisch aufgebautes Buch gewesen, das nicht primär chronologisch dem Leben Ali Paschas folgt. Von einer „Biografie“ hätte Marz dann freilich nicht mehr sprechen können.

Neue Erkenntnisse zur Forschung über die europäischen Gebiete des Osmanischen Reiches dürfen in diesem Buch nicht erwartet werden. Verständlicherweise setzt der Autor solche Schwerpunkte, die mit Ali in Verbindung gebracht werden können. Folglich werden Bulgarien oder Serbien nur am Rande thematisiert. Gleiches gilt für die Entwicklungen in der Herzegowina und Montenegro, aber auch für das seit 1829/30 unabhängige Griechenland.

In einem Abschnitt des 4. Kapitels „Siege, aber kein Sieg“ (87-138) wird der Krimkrieg von 1853-1856 betrachtet. Mehr als bei anderen im Buch behandelten Geschehnissen zeigt der Autor hier in systematischer Weise, wie es zum Krieg zwischen dem Zarenreich und dem Reich des Sultans kam. Der Leser erfährt, was die dramatischen Höhepunkte waren und welche Rolle dabei die europäischen Großmächte spielten, insbesondere Frankreich und Großbritannien. Bei den hierauf folgenden Pariser Friedensverhandlungen 1856 versuchte Ali, die Interessen des Osmanischen Reiches gegen die Großmächte durchzusetzen. Beim wichtigsten Punkt gelang das dem machtbewussten osmanischen Politiker auch: Die anderen Mächte schrieben vertraglich fest, die Integrität und Souveränität des Osmanischen Reiches zu garantieren. In der Tat ein Sieg für Ali, erhoffte er sich dadurch doch einen Schutz vor den christlichen Mächten Europas. Dennoch wird dieser Vertrag dem Reich des Sultans letztlich nicht nur Vorteile bringen.

Mehrfach wird auf die Donaufürstentümer Moldau und Walachei – das spätere Rumänien – eingegangen. Diese durften sich weitestgehend eigenständig vom Reich des Sultans verwalten, Gesetze verabschieden und ihre Religion frei ausüben. Hier zeigt sich, wie ohnmächtig der Sultan war, weil die europäischen Großmächte nach dem Pariser Vertrag von 1856 den Handlungsspielraum Konstantinopels stark einschränkten. Zwar zog Ali in Erwägung, die Fürstentümer militärisch durch osmanische Truppen besetzen zu lassen, um zu verhindern, dass die Großmächte Karl von Hohenzollern als Fürsten einsetzen, doch wäre dies den Osmanen gar nicht mehr möglich gewesen. Die europäischen Mächte, als Parteien des Pariser Vertrags, hätten einem solchen Vorhaben der Hohen Pforte nämlich zustimmen müssen. Ali befürchtete zu Recht, dass dem Osmanischen Reich letztlich seine europäischen Gebiete Stück für Stück verloren gehen würden. Dementsprechend muss der Pariser Vertrag, mit dem ein unabhängiges Osmanisches Reich festgeschrieben werden

sollte, nicht nur als ein Erfolg für Ali gewertet werden, auch, weil die Großmächte sich in den folgenden Jahren immer weniger an diesen Vertrag gebunden fühlten.

Da sich Kreta seit 1866 dem Königreich Griechenland anschließen wollte, ging Ali auch hier von einer möglichen Kettenreaktion aus, die zum Verlust weiterer osmanischer Gebiete führen könnte. Wie Marz in Kapitel 6 „Die Eroberung von Kreta“ (169-197) zeigt, entschloss sich Ali, persönlich nach Kreta zu reisen. Dort stellte er den kretagriechischen Verantwortlichen einen Plan zur Reform vor. Und Ali konnte sich behaupten, wie schon der Titel des Kapitels anklingen lässt. Ali eroberte Kreta zurück, so wird es im Buch ge-deutet. Zusätzlich mussten aber auch Truppen des ägyptischen Statthalters Ismail Pascha beim Kampf gegen die Rebellen auf der Insel helfen. Der Preis für die „Eroberung“ war, dass Konstantinopel fortan auf Kreta nur noch den Gouverneur und den Kommandanten des Militärs bestimmen durfte, mehr Einfluss sollte dem Osmanischen Reich kaum bleiben.

Wenn Ali in seinen späteren Amtsjahren mögliche Widersacher verbannte oder 1863 einen Geheimdienst aufbauen ließ, durch den er besser informiert war über politische Vorgänge in Europa und über Intrigen im Osmanischen Reich, zeigt sich sein Gespür für Macht. Wohl auch, weil Ali so machtbewusst war, baute er keinen Nachfolger auf, der ihm vielleicht hätte gefährlich werden können. Im Jahr 1869, nach dem Tod seines engen Freundes und Wegbegleiters Fuad Pascha, zuletzt Außenminister, führte Ali dessen Amt in Personalunion mit seinem Posten als Großwesir aus. Es wirkt, als hätte Ali dem Reich des Sultans, dem er viele Jahrzehnte diente, letztlich doch geschadet, da er es versäumte einen fähigen Nachfolger heranzubilden, der stabilisierend auf die Politik der Hohen Pforte hätte wirken können. Ob darin auch ein Grund lag, warum das Reich nach dem mächtigen Ali zunehmend noch schwächer wurde, kann wohl nicht beantwortet werden. In seinem Epilog (229-236) deutet der Autor dagegen an, dass es dazu mit Ali wohl nicht gekommen wäre. Jedoch: 1922 geht das Osmanische Reich endgültig unter. Schwer vorstellbar, dass diese Entwicklung noch hätte abgewendet werden können.

Die Figur Ali Pascha hält dieses Buch zusammen. Eine bloße Biographie über einen osmanischen Politiker war vom Autor nie beabsichtigt. Marz will europäische Außenpolitik mit den Machtkämpfen im Osmanischen Reich verbinden, und das zur Zeit Alis. Dennoch ist dies ein Buch für alle, die sich mit der Person Ali Pascha befassen wollen, einem in Mitteleuropa weitestgehend unbekannten Politiker des im 19. Jh. bereits zerfallenden Osmanischen Reiches, zu dem es vor Marz vergleichbare Werke, gleich in welcher Sprache, noch nicht gegeben hat.

Regensburg

Maximilian Klotz

¹ Rasim MARZ, Abdülmecid II. Der letzte Kalif des Islams. Norderstedt 2014; DERS., Das Osmanische Reich für Einsteiger. Norderstedt 2014.

Konrad CANIS, Die bedrängte Großmacht. Österreich-Ungarn und das europäische Mächtesystem 1866/68-1914. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016. 567 S., 3 s/w-Karten, ISBN 978-3-506-78564-0, € 68,–

Diese Monographie ist aufgrund intensiver Forschungen des Autors zur Geschichte der deutschen Außenpolitik vor und nach der Reichsgründung 1871 und ihres zentralen Akteurs Otto Fürst Bismarck entstanden, in denen bereits der Zweibundpartner Österreich-Ungarn eine wichtige Rolle spielte. Zahlreiche Publikationen, darunter das dreibändige Werk zur deutschen Außenpolitik von 1870 bis 1914 (erschienen 1997 bis 2011) brachten die Ergebnisse seiner umfangreichen Forschungen zur Darstellung. Mit seiner neuesten diplomatiegeschichtlichen Monographie geht es Canis nun darum, „die Politik derjenigen Großmacht, die ich vordem als Partner einer anderen zu sehen hatte, die im Zentrum der Darstellung stand, nun in umgekehrter Darstellung zu betrachten“ (7). Dieser Perspektivwechsel basiert auf einem intensiven Studium der Wiener Archivakten (unter Heranziehung von Nachlässen wichtiger Akteure wie Graf Aehrenthal, Graf Berchtold, Freiherr Conrad von Hötzendorf, Erzherzog Franz Ferdinand u. a.), einschlägiger Quellenpublikationen und Memoirenwerke, schließlich auch der öffentlichen Meinung, wie sie in 15, vor allem Wiener Zeitungen, darunter aber auch im Prager Tagblatt und dem in Budapest erschienenen Pester Lloyd, dokumentiert ist. Neben den politikgeschichtlichen Vorgängen und Ereignissen werden auch „die nationalen, innenpolitischen, wirtschaftlichen, militärischen und ideologischen Hintergründe und Triebkräfte“ (8) in die Darstellung einbezogen. Das Ergebnis dieser ungeheuren Arbeitsleistung ist ein überaus differenziertes, zahlreiche Faktoren berücksichtigendes, ungemein farbiges Bild der Wiener Außenpolitik und nicht nur ihrer Akteure, sondern auch ihrer Partner und Gegenspieler in den Metropolen der relevanten Mächte im Zeitraum von 1866 bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914. Es ist die bislang detailreichste wie umfassendste Darstellung der Außenpolitik der Doppelmonarchie, die nicht nur einen Standard schafft, sondern auch eine unentbehrliche Grundlage für weitere Detailstudien bildet.

Die Monographie ist in 15 Kapitel unterteilt, die in zeitlicher Gliederung den Zeitraum von 1866 bis 1914 abdecken. Die Periodisierung bestimmt der folgende Krisenzyklus: Am Rande der deutschen Reichsgründung 1866/67-1871; Fragiles Dreikaiserverhältnis 1871-1875; Orientkrise 1875-1878; Zweibund mit Deutschland 1878-1880; Brüchige Bündnisse 1880-1885; Die internationale Krise 1885-1888; Entspannung 1888-1890; Kálmokys größerer Spielraum 1890-1894/95; Kompromiss mit Russland statt mit England 1895-1897; Badenikrise, Bündnisstörungen und Balkanentente 1897-1901; Halbheiten: Dreibundverlängerung, Münzstegentente und Neutralitätsvertrag mit Russland 1902-1906; Aehrenthals Offensive. Die Bosnische Annexionskrise 1906-1909; Prekärer Status quo 1909-1912; Geschwächt ins Abseits. Die Balkankriege 1912-1913; Machtverfall bei Hochspannung 1913-1914; Die Julikrise und der Kriegsbeginn 1914. Bereits diese Gliederung macht klar, von welchen Prämissen und Interpretationslinien der Autor ausging: Österreich-Ungarn verfügte über einen „erheblich begrenzten außenpolitischen Bewegungsspielraum“,

so dass diese Großmacht „weniger agierte als reagierte“ (7). Diese „Bedrängnis“ begründet der Autor folgendermaßen: „Es war ein historisch gewachsenes, in vielem überlebtes Vielvölkerreich in einer Zeit, als in Europa der bürgerliche Nationalstaat dominierte“ (ebenda). Genau an dieser Stelle ist zu bedauern, dass der Autor die Monographie von Pieter Judson (Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740-1918, München 2017) nicht mehr rezipieren konnte, denn ihr ist zu entnehmen, dass die Völker zumindest der westlichen Reichshälfte bis Kriegsbeginn 1914 sich in dem ihrer Meinung nach gar nicht überlebten Vielvölkerreich – abgesehen von Teilen ihrer politischen Eliten – gut aufgehoben fühlten und eine starke Loyalität zu Kaiser Franz Joseph und seinem Staat entwickelten. Erst das Militärregime des Weltkrieges hat diese Loyalität zerstört und den Weg für den Zusammenbruch beider Reichshälften und die nachfolgende Friedensordnung freigemacht. Canis meint feststellen zu können: „Ein einheitliches Staatsgefühl gab es nicht“ (366), ein solches jedoch hat Judson überzeugend nachgewiesen, auch wenn es nicht frei von Widersprüchen war. Ein zweiter kritischer Einwand betrifft die von Canis vorgenommene Gleichsetzung der westlichen mit der östlichen Reichshälfte, also Österreichs mit Ungarn. Ihm ist entgangen, dass in Österreich rechtsstaatliche Institutionen wie auch die sich neutral verhaltende habsburgische Administration zur Lösung des sogenannten „Nationalitätenproblems“ wesentlich beigetragen haben und im Jahrzehnt vor 1914 intranationale Ausgleichs in Böhmen und in der Bukowina erzielten, die ein friedliches Zusammenleben „der Völker“ ermöglichten. All das fehlte in der ungarischen Reichshälfte, in der, im Gegensatz zur föderalistischen Verfassung im Westen, die aristokratisch dominierte Elite einen sturen ethnozentrischen Nationalstaat aufbaute, der sein Heil in der ethnischen Homogenisierung durch Magyarisierung erblickte und die Bevölkerungsmehrheit der Minderheiten so stark marginalisierte, dass diese (mit Ausnahme der Juden und der Deutschen außerhalb Siebenbürgens) mit fliegenden Fahnen 1918 ihren Anschluss an die Nachfolgestaaten Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien vollzogen. Der bis heute von ungarischen Repräsentanten beklagte Verlust von zwei Dritteln ihres Territoriums durch den Friedensvertrag von Trianon 1920 hat hier ihre Ursache, die man bis heute jedoch kaum zur Kenntnis nehmen möchte. Die Deutschen in Österreich waren wiederum zu schwach, in der long durée ihren ethnisch unterschiedlichen Nachbarn deren „politische und nationale Geltung und Rechte“ (7) zu verweigern, wie das Canis behauptet. Allerdings nahmen die damit verbundenen Auseinandersetzungen viel Zeit und Energie in Anspruch und trugen im Endeffekt tatsächlich zu einer erheblichen Schwächung oder gar „Bedrängnis“ der Großmachtstellung bei. Das Fehltrium Canis’ betreffend das Vielvölkerproblem Wiens spiegelt sich in gewisser Weise auch in dessen Wahrnehmung von Zeitgenossen wider, beispielsweise als der Staatssekretär Herbert von Bismarck als Stellvertreter seines Vaters dem Außenminister Gustav Graf Kálnoky 1888 den Rat gab, den Konstitutionalismus überhaupt abzuschaffen und Bismarck in seiner Direktive an den deutschen Botschafter in Wien, Heinrich VII. Prinz Reuss, schrieb, dass „Österreich [...] eines Staatsstreiches zugunsten kaiserlichen Regiments bedürfen würde, wenn es nicht großen inneren Gefahren entgegengehen wollte [...]. Man hätte ‚reine Österreicher‘, aber nicht Deutsche, Slawen, Polen usw. kultivieren müssen“ (205).

Ungarn betreffend weist Canis überzeugend nach, dass die ungarische Unterdrückung der Rumänen Siebenbürgens das Verhältnis Wiens zu Bukarest immer mehr vergiftete, obwohl die Großmacht Österreich-Ungarn in ihrer Rivalität mit Russland um die Vormachtrolle auf dem Balkan Rumänien als Bündnispartner benötigt hätte. Überhaupt war der Kampf um die Vormachtrolle auf dem Balkan zunächst mit Russland, später auch mit Italien das bestimmende Element der Wiener Außenpolitik in dem von Canis behandelten Zeitraum geblieben. Die wiederholt vorgetragenen Präventivkriegspläne des Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf bis 1895 gegen Russland und später gegen Italien und Serbien haben das nachdrücklich unterstrichen. Allerdings blieb im gesamten Zeitraum die Wehrkraft Österreich-Ungarns viel zu gering, als dass die politische Führung vor 1914 auf ein solches Risiko eingegangen wäre (sie hätte es auch danach nicht tun sollen!). Diese Schwäche hat auch die Beziehungen innerhalb des Zweibunds mit dem Deutschen Reich bestimmt, so dass dieses schon unter Bismarck die Führungsrolle im Bündnis beanspruchte, jedoch nach Bismarcks Abgang den verhängnisvollen Fehler beging, der k.u.k.-Militärmacht einen Freibrief für den Kriegsfall mit Russland auszustellen, der unter dem Signum der „Nibelungentreue“ (eine überaus wirkungsvolle Parole Kaiser Wilhelms II.) die verhängnisvolle Politik Wiens in der Julikrise 1914 mit ihren überzogenen, ultimativ vorgetragenen Forderungen gegenüber Belgrad bestimmte und schließlich ganz Europa in den Abgrund des 1. Weltkriegs stürzte.

Abschließend ist hier noch auf einige wenige Versäumnisse und Fehler hinzuweisen. Im Personenregister wäre es für den Leser vorteilhaft gewesen, Angaben zu den diplomatischen Funktionen und Standorten der genannten Personen mit ihrem Zeitradius aufzunehmen. Eine Karte über die ethnische und konfessionelle Siedlungsstruktur der Länder der Monarchie wäre gleichfalls hilfreich gewesen. Schließlich gibt es ein weit verzweigtes ungarisches Adelsgeschlecht, aus dem zahlreiche Diplomaten (und auch zwei Ministerpräsidenten Ungarns) hervorgegangen sind, nämlich die ursprünglich in Sathmar beheimateten Károlyis, deren im Buch häufig genannter Vertreter Graf Alois Károlyi konstant falsch geschrieben wird, nämlich als „Károly“, der im Ungarischen allerdings mit dem Vornamen „Karl“ gleichzusetzen ist.

Am Schluss seines Werkes verwickelt sich der Autor in einen unauflösbaren Widerspruch, auf den deshalb hinzuweisen ist, weil dieser seine gesamte Interpretationslinie der Doppelmonarchie, ihrer staatlichen Struktur wie der damit verbundenen außen- wie innenpolitischen Aktivitäten und Reformversuche bestimmt: „Im Zeitalter der Nationalbewegungen und der Nationalstaaten prägte der Verzicht und die Unfähigkeit, auf diesem Gebiet durchgreifende Reformen durchzusetzen, solche überhaupt in Angriff zu nehmen, durchgängig das Antlitz Österreich-Ungarns als Anachronismus in der der Moderne zugewandten Welt“ (493). Das sind große, pathetische Worte, die jedoch am eigentlichen Problem glatt vorbei gehen. Der Suggestion des Nationalstaates zu erliegen, ist eine bis heute überaus wirksame Tendenz, obgleich die Geschichte der vergangenen hundert Jahre eindeutig zeigt, dass die unsere ganze Welt beherrschenden Probleme – nicht zuletzt auch der ethnisch-konfessionellen-kulturellen Diversität – durch nationalstaatliche Modelle

allein nicht zu lösen sind. Vor diesem Hintergrund war das Vielvölkerreich Österreich-Ungarn mit seinem durch den zeitbedingten Nationalismus noch erschwerten Versuch, einen Weg des Überlebens zu finden, weder anachronistisch noch rückwärts gewandt. Dass seine politischen Eliten eine sehr traditionelle, noch immer vom Mächtigkeitsgewicht, vom „europäischen Konzert“ bestimmte Außenpolitik verfolgten, wie das Canis in seiner von Detailverliebtheit geprägten Monographie herausstellt, hat jenen Versuch nicht unbedingt erleichtert, manchmal jedoch durch Zurückhaltung beim Einsatz von Machtmitteln gefördert, was unter dem Gesichtspunkt der Bewahrung des Reiches nicht immer als Schwäche ausgelegt werden sollte. Hätte das Reich sich in einen Verbund von Nationalstaaten verwandeln sollen, was infolge der demographischen Gemengelage seiner ethnisch-konfessionell-kulturell bunten Bevölkerung in eine Sackgasse geführt hätte? Bürgerkriege ähnlich dem jugoslawischen der 1990er Jahre und Homogenisierungsbestrebungen gepaart mit Prozessen der Vertreibung und der Deportation wären wahrscheinlich die Folge gewesen. Hingegen zeigt die nachhaltige Befriedung Bosniens nach der kriegesischen Okkupation 1878/79, dass die Habsburgermonarchie auch mit religiös-kultureller Divergenz zurechtkam und dieser mit der Anerkennung des Islam als Religionsgemeinschaft per Gesetz 1912 eine in die Zukunft weisende Grundlage schuf. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass die Beziehungen Wiens mit Istanbul im Werk von Canis eine stärkere Berücksichtigung verdient hätten, denn ohne stillschweigende Übereinkunft mit dem Osmanischen Reich wäre der Emanzipationsprozess der Muslime in der Monarchie nicht möglich gewesen.

Die knapp zwei Jahrzehnte andauernde, nach dem 1. Weltkrieg in Versailles geschaffene, auf Nationalstaaten beruhende Friedensordnung hat mit ihrer Instabilität zahlreiche alte wie neue Probleme aufgeworfen, jedoch keineswegs gelöst. Zur Instabilität gerade im östlichen Europa hat das Verschwinden der k.u.k.-Ordnungsmacht wesentlich beigetragen, was auch in den Staatskanzleien der Alliierten oft genug erkannt und von manchen weit-sichtigeren Staatslenkern als Hypothek jener neuen Friedensordnung angesehen wurde. Der Völkerbund konnte die Ordnungsfunktionen der Donaumonarchie nicht übernehmen, auch wenn das von seinem Initiator, dem amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, durchaus so gedacht war. So bleibt eine der vielschichtigen Problematik angemessene Interpretation der Geschichte der Habsburgermonarchie weiterhin eine wichtige Aufgabe der Geschichtsschreibung, die in Reflektion gegenwartsbestimmter Fragestellungen, insbesondere des Spannungsfelds von Vielfalt und Ambivalenz, stets neue Deutungsansätze zu entwickeln vermag.¹

München, Pécs

Gerhard Seewann

¹ Hinzuweisen ist hier auf folgenden Sammelband: Johannes FEICHTINGER / Heidemarie UHL (Hgg.), *Habsburg neu denken. Vielfalt und Ambivalenz in Zentraleuropa*. 30 kulturwissenschaftliche Stichworte. Wien, Köln, Weimar 2016.

Ian D. ARMOUR, *Apple of Discord. The “Hungarian Factor” in Austro-Serbian Relations, 1867-1881*. West Lafayette/IN: Purdue University Press 2014 (Central European Studies). XXIII, 347 S., 14 Abb., ISBN 978-1-55753-683-9, US-\$ 39,92

This meticulous book on Austro-Serbian diplomatic relations describes the dichotomy which occurred after the 1867 *Ausgleich* between the policies pursued by the imperial foreign minister Friedrich Ferdinand von Beust and the Hungarian prime minister Gyula Andrassy, regarding Serbian aspirations to the Ottoman province of Bosnia. Despite the title, Armour deals only marginally with the events after 1871. Among twelve chapters, only the last two are devoted to them. The author focuses his attention between 1867 and 1871 instead, arguing that this period was crucial for the subsequent evolution of Austro-Serbian relations. Reconstructing this period, the book provides its most original documentation and interpretation.

Andrassy particularly influenced Habsburg policy toward Serbia. From 1868 onwards, his main collaborator was Benjámín Kállay, a Magyar himself, who was appointed Austro-Hungarian consul in Belgrade on Andrassy's request. The primary aim of this Hungarian factor, as Armour defines it, was the neutralisation of Russian influence over the Principality of Serbia. This target, in itself, was shared with Beust. However, what differed were the means by which they aimed to achieve it. While Beust pursued conservation of the status quo in the Ottoman provinces, Andrassy was open to redesigning the borders of the Monarchy's neighbours. When Beust convinced the Turks to leave their last military garrisons in Serbia, he did so only to prevent an anti-Ottoman insurgence in the Balkans, which would have provoked a destabilising Russian intervention in support of the Orthodox Slavs subject to the Porte. Any territorial gain by Serbia, however, was firmly ruled out by Beust. In contrast, Andrassy considered a Serbian administration in Ottoman Bosnia as something possible, even desirable for the Habsburg Monarchy. In this strategy, allowing Belgrade to gain at least a part of Bosnia, albeit preserving the formal suzerainty of the Porte, would have resulted in the taming of Serbian nationalism, such that Serbia would have turned into the Monarchy's loyal ally. This was the main aim of what Armour defines as the Bosnian scheme. The Serbian government would have undertaken to cut any relations with Russia and avoid stirring up the Serbs living in Hungarian Vojvodina. Ottoman obduracy in refusing any proposal regarding Bosnia proved to be one obstacle to the plan, though not the only one.

The negotiations started in 1867, when Andrassy met the Prince Mihailo Obrenović in the latter's estate of Ivánka, in northern Hungary. Armour calls special attention to this meeting because of the controversial interpretations that many historians, mainly Yugoslav ones, have produced about it. The main point here is the debated collusion between Beust and Andrassy. The foreign minister knew Andrassy's plan to court Serbia but did not approve it. Armour's opinion is that the Bosnian scheme was then a purely Hungarian initiative, not an Austro-Hungarian one.

In September 1868, Andrassy “took the matter directly to the Emperor. The result, for reasons still obscure, appears to have been a qualified approval by Francis Joseph” (122).

From April 1868 onwards, Benjámín Kállay had come on the stage of the Bosnian scheme. His diary, both in the Serbo-Croat edition and in the original Hungarian version, represents one important primary source in Armour's study. Kállay was a diplomat and a scholar; he had translated John Stuart Mill's "On liberty", meditated on a Danubian confederation under Austro-Hungarian control, and planned with no repercussions the murder of Svetozar Miletić (169-170), as we know about from his diary. He was an intermediary between "Hungary-Austria" – as Armour quotes from a diplomatic correspondence of Rosen to Bismarck in January 1869 (60) – and the Regents Milivoj Blaznavac and Jovan Ristić in Belgrade, the Serbian leaders after Prince Mihailo's assassination of 10 June 1868.

Armour pays great attention to Kállay's negotiations with the Regents, by means of careful research on Austro-Hungarian, British, Prussian, Serbian and sometimes Italian diplomatic correspondences. The outcome of this work is an incisive understanding of how Hungarian influence played a role in Habsburg foreign policy, even if it was ultimately ineffective.

According to Armour, Beust's conduct is revealing of the "institutional schizophrenia" which affected the Habsburg Monarchy between 1867 and 1871 (5). It can be described as "supine acquiescence" (140) to the Hungarian plan. Beust felt that he could not control Andrassy's diplomatic activism, because the latter had the confidence of the Emperor. During the negotiations of the Bosnian scheme, a partition of the Ottoman province between Serbia and the Monarchy did emerge as a possibility, supported by the Hungarians. Armour notes that this had something in common with the memoranda produced in 1869 by the Emperor's military experts: namely, the push to gain a part of Bosnia for the empire, to better defend Dalmatia and to secure some trade routes. Francis Joseph's reaction to these memoranda remains a matter of research, due to the lack of documentation. However, if the idea of gaining territory appealed to him (as was eventually confirmed by the occupation of Bosnia by Austria-Hungary in the late 1870s), this could be the reason he did not reject Andrassy's strategy (137), as was done instead by Beust and by the ambassador in Constantinople, Anton von Prokesch-Osten. The latter's point of view represented the more traditional worry of Vienna's military circles: gaining Bosnia, the newly formed Greater Serbia would have become "an ever greater attractive power over our South Slavs" (132, citing Prokesch-Osten's words). Incidentally, from the Hungarian perspective, giving Bosnia to Serbia would have meant the dissolution of the rising Yugoslav idea: the exact contrary of Serbia's attempts to act as the Piedmont of the Balkan Slavs.

Armour argues that the principle of *divide et impera* marked the Hungarian strategy, Bosnia being a common aspiration for both Serbians and Croats. Besides the correspondence between Andrassy and Kállay, he adduces evidence from a reflection written by Kállay in his diary in November 1868. From this page, moreover, Armour takes the quotation for his book's title: "The Bosnian question, consequently, is an apple of discord which, thrown in between them [Croats and Serbs] skilfully and at the right time, can naturally alienate them from one another" (159).

The Bosnian scheme ultimately failed. The Regents – both the anti-Russian Blaznavac and the more suspicious Ristić – lost their confidence in Andrassy and Kállay's promises.

Two events marked this deterioration, according to Armour: the outcome of the Aleksandar Karađorđević trial and the publication of Beust's circular in 1871. Karađorđević's acquittal contradicted the assurance that Kállay made to the Regents. The Hungarian judges indeed discharged the former Prince from implication in Mihailo's assassination and this fact annoyed Belgrade's government. Beust's circular officially contradicted any hypothesis of Serbian enlargement in Bosnia and threatened Serbia with war if it endangered the status quo. Armour shows that some months earlier Kállay deliberately avoided mentioning the circular to the Serbian Regents, as Beust enjoined him to do, the document having been initially an instruction to the consul. Belgrade knew of its existence, having read it in one of the Austrian Rotbücher (198). It was the end of the Bosnian plan. Once of age, Prince Milan Obrenović reconciled Serbia with Russia. In the same year (1871) Andrassy was appointed foreign minister of the Monarchy. The creator of the Bosnian plan turned to be diffident of Serbian intentions and ultimately evaluated the Serbo-Russian *rapprochement* as a betrayal.

The last fifty pages of this book deal with the events, which eventually led to the Austro-Serbian treaties of 1881. Using a trade agreement, Serbia turned into an economic satellite of the Monarchy, which became "virtually the sole market for Serbian agricultural products" (311). Through a secret political treaty, Prince Milan committed his State not to support nationalist rebellions in Austro-Hungarian Bosnia and Hercegovina. Armour underscores the consequence of these restraints in Serbian internal politics, namely the unpopularity of the Obrenović dynasty, culminating in the violent coup of 1903 in Belgrade. His book overtly extracts a "morality tale" (XIX) from "the essential futility of bullying", that is to say, the Monarchy's dictates which led to the 1881 treaties as well as the Hungarian strategy of 1867-1871. Armour has no doubt that "when, after 1867, Hungarians were in a position to influence policy towards Serbia, their involvement made things worse", sowing the seeds of "unconquerable suspicion on both sides" and paving the way to the juxtaposition of Serbian nationalism and the Habsburg Monarchy which culminated in the outbreak of the First World War (XX).

In the opinion of this reviewer, such an assertive argument raises further questions, which could in part weaken it. Was the Hungarian plan really evil in itself, as Armour suggests, since it was based on manipulation? We wonder if relations between empires and small nations were possible, in this period, remaining free from the 'survival of the fittest' mechanism and its aftermaths. Maybe the outcome of the Hungarian plan (a partial Serbian control over Bosnia) had the potential to defuse an explosive situation but suffered due to the errors of its executors. After all, Armour suggests that "there seems no reason to doubt the sincerity, however self-interested, with which Andrassy promoted the Bosnian scheme up to the beginning of 1870" (147). Here is a further point: was it possible for Hungary, such as for any other nation, to act against its own interests, or at least against what it believed was its interest? These questions, however, are not intended to lessen the high value of this work, and of its sequel, which Armour himself has announced.

Teramo

Oliver Panichi

Andrei CUSCO, A Contested Borderland. Competing Russian and Romanian Visions of Bessarabia in the Second Half of the 19th and Early 20th Century. Budapest: Central European University Press 2017. X, 327 S., 8 ungez. S., Bildtafeln, ISBN 978-963-386-159-2, € 60,–

In den 1990er Jahren war die Moldau / Bessarabien eine interessante Fallstudie für Nationalismusforscher im Sinne des konstruktivistischen Ansatzes: Kaum ein Land und eine Bevölkerung hatten so viele, so künstliche Nationsbildungsprojekte über sich ergehen lassen müssen. Zeitgleich wurde im neuen unabhängigen Staat Moldau schwallartig historische Literatur produziert, die die rumänischen Ansprüche untermauern sollte. Neu war diese Darstellung keineswegs, höchstens insoweit, dass in Chişinău und Moskau diese Sicht der Dinge ein halbes Jahrhundert tabu gewesen war. Konterkariert wurde diese Sicht nur noch von einigen unbelehrbaren Vertretern der alten sowjetischen Geschichtsschreibung und von genauso wenigen Befürwortern einer eigenständigen moldauischen Nation. Heute, gut 30 Jahre später, hat das Interesse an der Republik Moldau unter westlichen Historikern, Nationalismusforschern und Anthropologen nach einer längeren Flaute wieder zugenommen. Parallel dazu geht die Außendarstellung des Landes von Chişinău aus im gleichen Tenor und mit der gleichen scheinbaren Dringlichkeit weiter.

Diese wenig kreative Pattstellung kennt kaum Ausnahmen und Hoffnungsträger. Neben Igor Şarov, Igor Caşu und Svetlana Suveica gehört Andrei Cusco zweifelsohne dazu. Er kennt neben der russischen die relevante westliche Literatur – nicht nur zur Republik Moldau, sondern auch zu den übergeordneten Fragen – auf Deutsch, Englisch und Französisch, und dementsprechend analysiert er seine Heimat als Fallstudie statt als Einzelfall. Außerdem beruht seine Darstellung nicht auf nationalpolitischem Mitteilungsbedürfnis, sondern auf gediegenem Studium in Bibliotheken und Archiven in Chişinău, Bukarest, Washington und Moskau – auf der Suche nach Neuem statt Altbekanntem.

Cuscos akademischer Ansatz zeigt sich bereits in der zeitlichen Eingrenzung des Themas der symbolischen Zueignung des Gebietes durch Moskau und Bukarest: 1860-1918. Eine klassische rumänische Darstellung würde die „unrechtmäßige Eroberung“ von 1812 und das darauffolgende Jahrhundert der „Ausbeutung“, „Unterdrückung“ und „Zwangsassimilierung“ mit der Apotheose der „nationalen Wiedervereinigung“ 1918 abschließen. Die moldauische Meistererzählung würde das Ende des 18. Jh.s und 1812 als Beginn der Eigenstaatlichkeit und Nationsbildung deuten, mit 1924, 1940/1945 und 1991 als Meilensteinen. Cusco interessiert sich für die Projekte von beiden Seiten gleichermaßen, ohne sie normativ zu bewerten. Er stellt aber fest, dass ein Imperium wie das russische dies ganz anders angeht als ein Nationalstaat wie der rumänische. Diese Feststellung sucht man in der ausgedehnten rumänischen und moldauischen Historiographie aber vergeblich, da sie aus moralischer Perspektive unerheblich sei. So betrachtet wird die Entstehungsgeschichte dieser beiden Meistererzählungen plötzlich wieder spannend – keine geringe Leistung für eine knapp 20-seitige Einleitung (1-18) in einem ermüdeten Forschungsfeld mit hunderten Monographien.

Dies gilt sogar für das 2. Kapitel (63-120) zum Küstenstreifen Südbessarabiens, der 1856 nach dem Krimkrieg an Rumänien ging und 1878 vom Zaren zurückgenommen wurde. In der Darstellung von Barbara Jelavich vor fünfzig Jahren in dieser Zeitschrift¹ war dies ein diplomatisches Schachspiel zweier Staaten. Cusco zeigt erstens anhand von Polizeiberichten aus dem Staatsarchiv in Chişinău, dass die wenigen rumänischen Nationalisten in Bessarabien den russischen Behörden vor Ort in den 1860er Jahren noch keine Sorgen bereiteten. Wichtiger ist aber die zweite Feststellung, dass sowohl auf russischer als auf rumänischer Seite der Anspruch auf Südbessarabien mit seiner sehr gemischten Bevölkerung uneinheitlich war. So stimmt weder das Bild einer rumänischen Nation, die geschlossen aufkam für die Rumänen jenseits des Pruth, noch das eines zentralisierten, auf Assimilierung und Uniformierung ausgerichteten Zarenreiches.

Insgesamt ist der Aufbau des Buches weitaus kreativer als eine chronologische Nacherzählung der Diskurse und ihrer Träger. So befasst sich der Autor im 3. Kapitel (121-150) ausführlich mit der Jahresfeier der „Befreiung“ bzw. „Annexion“ Bessarabiens im Jahre 1912. Dieses historische Gedenken mit den dazugehörenden Ansprüchen für Gegenwart und Zukunft wird in den üblichen diplomatisch-militärischen Geschichten Bessarabiens nur am Rande erwähnt. Da hier die Gedankenwelten und Diskurse im Mittelpunkt stehen, wird 1912 zu Recht ein ganzes Kapitel gewidmet. Ähnlich einfallsreich stehen im nächsten Kapitel (151-210) drei bessarabische Intellektuelle im rumänischen Exil im Mittelpunkt: der Politiker und Historiker Bogdan Petriceicu Hasdeu, der adlige Schriftsteller Dimitre C. Moruzi sowie der Jurist, Politiker und Ideologe Constantin Stere. Cusco skizziert ein sehr überzeugendes Bild von letzterer widersprüchlicher Person: Steres populistische soziale Vorstellungen machten ihn in den Augen vieler rumänischer Intellektueller verdächtig, obwohl sein Plädoyer für Bessarabien als wichtigsten aller rumänischen Territorialansprüche im Krieg auch von der Argumentation her zum Bukarester Mainstream gehörte. Insgesamt ist auch hier das Bild der Sichtweisen und Argumente rund um Bessarabien „multifaceted and contested“: „Transfers and borrowings were important for the articulation of a national project“ (209). Erst in der nächsten Phase der handfesten politischen und militärischen Konfrontation sollten dieser Reichtum und diese Kreativität der Positionen verloren gehen.

Zum Kriegsbeginn 1914 betrachteten die russischen Behörden in Chişinău die Lokalbevölkerung als auf Grund von Abstammung und Sprache „suspekt“. Bis zur ersten Russischen Revolution 1905-1907 hatte es keinen nennenswerten Zweifel an der Loyalität der Bevölkerung dieser Grenzregion des Reiches gegeben. Seitdem aber entzündete sich ein Propagandakrieg zwischen Nationalisten und den Autoritäten in Chişinău inklusive Strohmänner und Polizeiüberwachung. Laut Cusco waren es im 1. Weltkrieg nicht die Nationalstaaten und Nationalbewegungen, die die temporäre Schwäche der Imperien ausnutzten, sondern die imperialen Machtzentren selbst, die sich auf solche nationalistischen Strategien einließen, auch wenn das Vorgehen der Behörden alles andere als einheitlich war. Auch hier integriert der Autor überzeugend die bekannten zeitgenössischen Autoren, den Schriftverkehr der bessarabischen Behörden und Polizeiberichte. Ähnlich wird herausgearbeitet, dass auch die rumänische Position nicht längst feststand, sondern von den Umständen geprägt wurde.

Diese Phase von Revolution, Krieg und der „Bessarabischen Frage“, Thema des fünften Kapitels (211-272), ist das Meisterstück des Buches. Allein schon politisch und militärisch sind diese Jahre (1905-1916) von einer Komplexität, die vielleicht nur noch von den drei direkt darauffolgenden Jahren übertroffen wird (hier zusammengefasst in einem fünfseitigen Epilog). Folglich könnte das Enddatum (d. h. der Kriegseintritt Rumäniens auf der Seite Deutschlands) als Schwäche der Ideengeschichte verstanden werden: Ideengeschichte endet dort, wo die politisch und militärisch Handelnden ihre Aufwartung machen. Andererseits begann die offene Auseinandersetzung beider Staaten um die Eingliederung Bessarabiens bereits 1914 mit Kriegsbeginn. Cusco erkennt auch an, dass die intellektuellen Kontroversen sich verengen und auf dogmatische Positionen reduziert werden, wenn die staatspolitischen Spannungen wachsen. Umgekehrt hat sein Buch eindrucksvoll gezeigt, dass das halbe Jahrhundert viel mehr zu bieten hatte, als wachsendes Nationalbewusstsein und Wiedervereinigungsbestrebungen in Bessarabien. Somit endet das Buch mit einem „cliffhanger“ – „[t]he most important result was Bessarabia's [...] entry into the world of violent change that would signal the advent of modernity to the region“ (271) – und macht Hoffnung auf einen 2. Band.

Kleve, Nijmegen

Wim van Meurs

¹ Barbara JELAVICH, Russia and the Reacquisition of Southern Bessarabia. 1875-1878, *Südost-Forschungen* 28 (1969), 199-237.

Lydia TRICHA, Χαρίλαος Τρικούπης. Ο πολιτικός του „Τις πταίει;“ και του „Δυστυχώς επτωχεύσαμεν“ [Charilaos Trikoupis. Der Politiker des „Wer ist schuld?“ und des „Wir sind leider bankrott“]. Athen: Ekdoseis Polis 2016. 609 S., ISBN 978-960-435-536-5

Lydia Tricha gehört einem kleinen Kreis von griechischen Forschern an, die sich als Liebhaber des 19. Jh.s diesem gewidmet haben. Sie wachen über ein bedeutsames Vermächtnis der Geschichte des Landes und bilden einen virtuellen Kreis von Geistern, die gleiche Neigung zusammenführt und gleiche Fragen bewegen. Das vorliegende Buch ist die Verdichtung einer langjährigen Forschungsarbeit, die, wohlgemerkt, Lydia Tricha allein bewältigte. Das aufbereitete biographische Material in seiner Gesamtheit hätte für mehrere Veröffentlichungen ausgereicht oder einen mehrere 1000 Seiten umfassenden Band ergeben. Die Autorin scheint aber bereits am Anfang ihrer Forschung erkannt zu haben, dass sie das Leben eines bedeutenden Mannes zu erzählen hatte – und damit wäre eine erweiterte Beschreibung nur auf Kosten der Zugänglichkeit für das breite Lesepublikum gegangen.

Deshalb schwenkte sie um und tat das Gegenteil: Sie begrenzte die Beschreibung und erleichterte auf diese Weise den Einblick für den Durchschnittsleser.

Generell gilt, dass die biographische Forschungsarbeit – zumindest in Ländern ohne Biographientradition wie Griechenland – mit mehreren „Forschungsflüchen“ belegt ist. Die Trikoupi-Forschung ist davon nicht verschont geblieben. Ganz im Gegenteil: Die Datensituation im persönlichen Archiv des großen Mannes kann als die schlimmstmögliche bezeichnet werden. Der Grund dafür ist, dass Trikoupi's Schwester und Verwalterin seines persönlichen Archivs, die ihn um mehrere Dekaden überlebt hat, einen forschungstechnischen Alptraum herstellt und hinterlassen hat. Sofia Trikoupi hat nämlich die Korrespondenz ihres Bruders nach ihren eigenen, uns unbekannten Kriterien „überarbeitet“ und zahlreiche, ja unzählige Stellen (Sätze, ganze Abschnitte, etc.) nicht etwa geschwärzt, sondern buchstäblich mit der Schere ausgeschnitten und damit endgültig vernichtet.

Von diesen Trikoupi-spezifischen Kalamitäten abgesehen, ist das Anfertigen einer Biographie die edelste Form des Andenkens großer Verschiedener, weil damit durch aufmerksames Betrachten ihres Wirkens ihr doppeltes Leben, das „öffentliche“ oder offensichtliche und das unsichtbare oder „private“ miteinander verzahnt und die Darstellung der interessierenden Persönlichkeit als Ganzes erlaubt wird. Dabei sind für den interessierten Biographen die meisten für die kombinierende Auswertung benötigten Episoden des privaten Lebens häufig stark verschleiert oder teilweise unzugänglich, was für Trikoupi, wie bereits erwähnt, *par excellence* gilt.

Dabei zeigen die in Griechenland seit der Nachkriegszeit erstellten wenigen Biographien die Schwächen, die das Fehlen einer längeren, verwurzelten Forschungstradition und eine andauernd chaotische Quellen- und Archivorganisation zwangsläufig mit sich bringen mussten. Romanhafte Ausschmückungen sind weit verbreitet, weil enorme Faktenlücken nicht anders geschlossen werden können. Glorifizierungen erfundener genialer Individualitäten, die sich in keinem Ereignis widerspiegeln, ersetzen die bitter nötige historische Faktizität. Heroisierende Biographien beinhalten Dinge, die entweder niemals passiert oder, wenn schon, dann anders entstanden und verlaufen sind.

Dabei gehören Trikoupi und seine Ära zu den Themen, an die man sich erst heranwagen darf, wenn man die notwendige Forscherreife erreicht hat. So hat auch Lydia Tricha zwei Dekaden Trikoupi-Forschung gebraucht, um die nötige Distanz und damit den gebührenden Respektabstand zwischen sich und der immensen Persönlichkeit des Pioniers des griechischen Parlamentarismus und eigentlich der Erstorientierung des griechischen Staates nach westeuropäischem Muster herzustellen.

Zum Werk selbst ist unerlässlich zu sagen, dass der Leser schon nach wenigen Seiten von einem doppelten Zauber gefesselt wird: von dem Zauber einer Rekonstruktion der Atmosphäre der griechischen Gesellschaft und Politik der 2. Hälfte des 19. Jh.s und von dem Zauber der minutiös gezeichneten großen Persönlichkeit des bedeutendsten griechischen Politikers dieser Zeit. Trichas Schreibstil schafft ein Gefühl der schlichten Vertrautheit mit der Person und ihrer Epoche. Außerdem vermeidet die Autorin den Fehler aller (ca. 20) bisherigen Abhandlungen über Trikoupi, in denen das Einzelne ausnahmslos vor das

Gesamte drängt und dadurch das Gleichgewicht der jeweiligen Veröffentlichung zerstört. Im Gegensatz dazu gelingt es Tricha, die zahllosen gut gemeinten Detailbeobachtungen des Umfeldes als solche zu markieren und in keinem Moment von ihrem Gesamtziel, der Beschreibung und Würdigung des Lebens des großen Mannes, abzulenken. In der Arbeit von Lydia Tricha ist der Lebensbogen von Trikoupis zum ersten Mal absolut konsistent erfasst und verständlich präsentiert.

Der Abstand von Trikoupis zu heute könnte auch in Fristen menschlicher Generationen betrachtet werden und würde sich so gesehen als eigentlich kurz erweisen. Vier einander und nacheinander authentisch berichtende alte Menschen würden technisch reichen, um eine lückenlose Berichterstattung aus „erster“ Hand des Lebens und des Wirkens von Trikoupis zu bewältigen. Diese historisch-zeitliche Nähe hat Lydia Tricha jedoch nicht irritiert. Sie weiß genau, dass das, was sie erzählt, verfälscht wird durch das, was sie nicht erzählt. Sie rekonstruiert demnach nicht nur die Handlungen, sondern auch die Gedankenwelt von Trikoupis. Lydia Tricha hat es vorgezogen, in den Widersprüchen von subjektiv wertenden Äußerungen von Trikoupis' Zeitgenossen verschiedene Facetten ein und derselben Erscheinung zu sehen. Sie wirft dabei auf Trikoupis' Leben ein neues Licht, aber auch neue Schatten und schafft das Porträt eines klugen Mannes, der seiner Umgebung ein Jahrhundert voraus war. Die Autorin berichtet über Trikoupis wie eine scharfsichtige Zeitgenossin. Sie verringert buchstäblich den Abstand von 150 Jahren nach Belieben auf ein Minimum. Dennoch scheint sie zu wissen, dass die absolute Wahrheit, auch in Bezug auf Trikoupis, ungreifbar ist. Ihre Schlussfolgerungen harmonisieren mit der Quellenlage und sind immer transparent, nachvollziehbar und schlüssig begründet.

Die Forschungsmethodik von Lydia Tricha ist eigentlich bewährt traditionell und damit bei Weitem nicht effizient. Sie ist aber zugleich bemerkenswert in ihrer Konsequenz der Ausführung. Die Autorin konsultierte alle verfügbaren – darunter sehr viele erst durch sie erschlossene – Quellen und betrachtete sie mit den Augen, dem Geist und den Sinnen des 19. Jh.s. Sie hat alles gelesen und hat Tausende Karteikarten ausgefüllt. Geschehnisse wurden ermittelt und abgesichert. Behauptungen und Vorkommnisse, die sich vordergründig widersprachen, wurden so lange vertieft, ausgebaut, analysiert und kombiniert, bis sie, wo es möglich war, in Übereinstimmung standen, anstatt bequemerweise diese in frühem Forschungsstadium zu disqualifizieren und nach Lückenfüllern zu suchen, was mancher Forscher wohl getan hätte.

Für Lydia Tricha gilt insgesamt, was allgemein gilt: Beim Fortgang der Ereignisse irrt man sich für gewöhnlich wenig. Man häuft Irrtümer auf, wenn es sich darum handelt, Beweggründe und Einzelheiten überzeugend abzuleiten und zu zementieren. Lydia Tricha skizziert die Person, die Arbeit und den Werdegang von Trikoupis mit leidenschaftlicher Akribie und Schärfe und riskiert es eher, manche Irrtümer zu begehen, als irgendein Feld undeutlich darzustellen. Damit dringt sie in die entlegenen Winkel ihres Stoffes und erzeugt einen Text, der nur von einem ehrlichen Tagebuch hätte übertroffen werden können, was eigentlich das Höchstlob für einen Biographen sein dürfte. Tatenmenschen wie Trikoupis schreiben aber selten Tagebücher, womit Biographen wie Lydia Tricha dringend benötigt werden.

Die vorliegende Arbeit ist wechselweise thematisch-sachlich und chronologisch aufgegliedert in sechs Kapitel. Das 1. Kapitel (51-132) behandelt die Jugendjahre des großen Mannes und erlaubt dem Leser die Anfertigung eines Charakterbildes, was spätere Haltungen und Handlungen von Trikoupiis verstehen hilft. Das 2. Kapitel (133-234) beschreibt die diversen Stadien und Phasen seines Eintritts in die Politik der damaligen Zeit und beinhaltet alles Notwendige, um das politische Umfeld bis zu seinem Tod und viel weiter darüber hinaus verfolgen und verstehen zu können. Das 3. Kapitel (235-316) behandelt seinen Weg zur Macht in der Zeit zwischen 1875 und 1882 und seine ersten Regierungen und schließt die erste Erweiterung des griechischen Staates durch die Einverleibung von Thessalien und der Stadt Arta ein. Das 4. Kapitel unter dem Titel „Visionen und Werke“ (317-384) evaluiert seine erste „längere“, d. h. dreijährige (!) Regierungszeit von 1882-1885 und seine mehrjährige, vermutlich wichtigste romantische Episode mit der Österreicherin Maria von Trautenberg, Gattin des österreichischen Botschafters, die im Übrigen nie gänzlich geklärt werden wird aufgrund der anfangs erwähnten Schnippselarbeit seiner Schwester an seiner Privatkorrespondenz.

Das 5. Kapitel (385-482) ist u. a. seinem Hauptwerk in den Jahren 1886-1890 gewidmet, liefert aber auch eine erstaunlich akkurate Beschreibung des politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Umfeldes jener Zeit sowie eine zweckdienliche Skizze der Rolle und der Aktionen der damaligen Großmächte. Das 6. Kapitel unter dem Titel „Visionen und Probleme“ (483-566) deckt die Jahre 1891-1895 ab und behandelt seinen schrittweisen politischen Absturz und seine zunehmende Verbitterung bis zu seinem Tod im Alter von 63 Jahren 1895 in Cannes. Vor allem aber beinhaltet dieses Kapitel die Auswertung seines gesamten Lebenswerkes, was eigentlich die Höchstleistung des Buches darstellt. Dennoch versäumt es auch Lydia Tricha, den einzigen schwachen Punkt im Lebenswerk von Charilaos Trikoupiis zu erwähnen, der in der Nicht-Regelung seiner Nachfolge in seiner Partei und somit in der Nicht-Sicherung seines Erbes zu sehen ist.

Darüber hinaus finden sich im Buch die sehr informativen Stammbäume der Familien Trikoupiis und Mavrokordatou (Abstammung seiner Mutter) und drei weitere, klug gewählte und an das Ende des Bandes gestellte Anhänge mit historischen Dokumenten aus der Feder Trikoupiis', die Zusammensetzungen seiner Regierungen sowie eine qualitativ als „state of the art“ zu bezeichnende und quantitativ schier beeindruckende, ja fast erdrückende Quellen- und Literaturliste. Am Schluss gibt es ein Personenregister mit „allen“ (ca. 550) für seine Person irgendwie relevanten Zeitgenossen.

Was Lydia Tricha zu Charilaos Trikoupiis zu schreiben fähig war, hat sie geschrieben. Was sie daraus zu lernen fähig war, hat sie – nach eigenen Angaben – gelernt. Das Erfreuliche für das interessierte Lesepublikum des Landes ist, dass sie sich nun dem Vater von Charilaos, Spyridon Trikoupiis, dem ersten Ministerpräsidenten des Landes nach der Befreiung, zugewendet hat.

Berlin

Georg Hadjidimitriou

Hasan bej Prishtina. Dokumente historike nga arkivat italiane [Hasan Bey Prishtina. Historische Dokumente aus den italienischen Archiven]. Hg. Bejtullah DESTANI. Tetovë: Arbëria Design 2018. 285 S., ISBN 978-608-236-188-8

Nach Hasan Bey Prishtina (1874-1933) ist die Universität der kosovarischen Hauptstadt benannt. Dies ist nicht unverdient, denn Hasan Prishtina war zu Lebzeiten mit Abstand der bedeutendste kosovo-albanische Politiker. Zuerst Anhänger der Jungtürken, dann Führer der albanischen Nationalbewegung, Abgeordneter im osmanischen Parlament sowie Vertrauensmann Österreich-Ungarns im 1. Weltkrieg, Schlüsselfigur im jungen albanischen Staat, dann Zentralfigur der politischen Diaspora und einer der Hauptgegner des ersten Jugoslawien – ein Leben am Übergang von imperialer zu postimperialer Ordnung. Hasan Prishtina war wohl der einzige kosovoalbanische Politiker mit klarer Strategie und internationalen Verbindungen. Diese reichten in der Zwischenkriegszeit auch bis in das faschistische Italien, von dem er Subventionen erhielt. Für Mussolini, der sich persönlich in diese Fragen einschaltete, war Prishtina eine Schlüsselfigur bei dem Versuch, die innenpolitischen Gegner des jugoslawischen-Königreiches zusammenzuschließen.

Das Quellenmaterial zu Hasan Prishtina ist außerordentlich breit zusammengesetzt zerstreut – bei einem von vielen Reisen und politischen Bündnissen geprägten Leben zwischen dem osmanischen Balkan (er war u. a. im Umland von Saloniki begütert) und Zwischenkriegseuropa erstaunt dies nicht. Es stellt die Forschung aber vor erhebliche Probleme. Bislang liegt keine umfassende Biographie vor, die ihn nicht nur in einem engen albanischen, sondern in einem (post-)osmanischen und gesamteuropäischen Zusammenhang als tatsächlich emblematische Figur betrachten würde. Die systematische Erschließung des Aktenmaterials stellt daher die Grundlage für eine derartige Unternehmung dar, die Licht auf wenig bekannte politische Zusammenhänge gerade der Zwischenkriegszeit werfen würde, wie z. B. die personalen Netzwerke der Kriegsverlierer. So wurde in Wien Prishtina u. a. von Friedrich Funder, dem Chefredakteur der christlich-sozialen „Reichspost“ und vom Führer der „Heimwehr“ Emil Fey unterstützt.

Bejtullah Destani, der Fachwelt seit vielen Jahren für das Erschließen von Quellen zur albanischen Geschichte bekannt, hat den Gang in die italienischen Archive unternommen. Seine Edition bietet das digitalisierte Original und eine albanische Übersetzung. Besonders wertvoll sind die biographischen Angaben zu zahlreichen Akteuren der anti- sowie der pro-jugoslawischen albanischen Diaspora. Leider fehlen ein Register und eine Einleitung. Diese hätte auch klären können, weshalb zwischen 1928 und 1933 verhältnismäßig wenige Dokumente vorhanden sind. Außerdem wäre die durchgehende Angabe der archivalischen Fonds hilfreich gewesen. Diesen Einschränkungen zum Trotz handelt es sich um einen wichtigen Beitrag, der über die 1983 von Kujtim Nuro unter den einschränkenden Bedingungen des Enverismus (Hasan Prishtina wurde schließlich von der italienischen Regierung bezahlt) vorgelegte Quellensammlung deutlich hinausgeht.

Wien

Oliver Jens Schmitt

Keith CHESTER, *The Railways of Montenegro. The Quest for a Trans-Balkan Railway.*

Malmö: Stenvalls 2016. 232 S., zahlr., teils farb. Abb., Kt. u. Pläne, ISBN 978-91-7266-194-3, SEK 395,-

Da wir an dieser Stelle mittlerweile bereits die vierte Monographie¹ von Keith Chester zum historischen Eisenbahnwesen des Balkans vorliegen haben, sei der Verfasser kurz vorgestellt: Chester wurde 1952 in Großbritannien geboren, hat Geschichte in Oxford studiert und war von 1977-2017 Englischlehrer in Malaysia, Deutschland und zuletzt in Österreich. Nun verbringt er seinen Ruhestand in der Slowakei. Seit jungen Jahren ist Chester ein passionierter Eisenbahnfotograf mit dem Spezialinteresse „Dampflokomotiven“. Ein besonderer Auslöser dafür war 1968 die Aufgabe einer Dampfbetriebsstrecke in Großbritannien. Von 1969-2000 bereiste Chester weltweit zahlreiche Eisenbahnziele, um Fotodokumentationen der im Verschwinden begriffenen noch fahrplanmäßigen Dampfeisenbahnen zu erstellen. Seit Beginn der 1990er Jahre kristallisierte sich bei Chester mit den ehemaligen k.u.k. Schmalspurbahnen in Bosnien ein eisenbahnhistorisches Hauptinteresse heraus, dem er seine ersten drei Bücher widmete. Eine weitere starke Motivation des engagierten und emsigen Autors war die Tatsache, dass gerade über die Geschichte des Eisenbahnnetzes des Balkans, insbesondere desjenigen Bosnien-Herzegowinas, international wenig bekannt war. Diesem Umstand hat Chester Abhilfe geschaffen, indem er vor allem durch die Vorlage umfangreichen, seltenen und unbekannten Bildmaterials besonders anschaulich die Entwicklung im Sinne historischer Bilddokumentationen nachgezeichnet und so das bisherige Wissen darüber ergänzt hat. Ganz in diesem Sinne bereitet Chester im Moment eine Arbeit über die bosnische „Steinbeisbahn“ vor: Es handelt sich dabei um eine zunächst private, ehemals rund 400 km maximal umfängliche Eisenbahnstrecke in Bosnien, begründet durch Investitionen des badischen Bauunternehmers Otto von Steinbeis (1839-1920), die zur Erschließung von Holzressourcen und dem Aufbau einer bosnischen Holzindustrie diente.

Das neue, nun hier vorzustellende, in elf Kapitel unterteilte Werk, ist quasi eine Fortsetzung und behandelt an Bosnien-Herzegowina geographisch anschließend chronologisch die Entwicklung des Eisenbahnwesens im ehemaligen Fürstentum bzw. Königreich Montenegro und der späteren jugoslawischen Teilrepublik bis in die Jetztzeit.

Die schwierige Geographie und geostrategisch recht abgelegene Lage des kleinen gebirgigen Balkanstaates sind dafür verantwortlich, dass sich der Eisenbahnbau dort erst recht spät – der erste fahrplanmäßige Zug fuhr 1908 – und zudem nur langsam entwickelte (vgl. Kap. 1 „Montenegro, Little Montenegro down on the Adriatic Sea!“). Daher spielte naturgemäß das Eisenbahnwesen eher eine Nebenrolle in der Geschichte der modernen Erschließung des Landes (vgl. Kap. 5 „An Unpractical Mountain Railway?“). Dennoch hat der planerische Erwägungspunkt Montenegro in den größeren Diskussionen um mögliche Inter- und Transbalkan-Eisenbahnrouen immer eine gewisse Rolle gespielt. Das wird bereits durch den Untertitel des Werks „The Quest for a Trans-Balkan Railway“ widerspiegelt. Der ganze Sachverhalt wird folgend akribisch anhand der Faktenlage und wie

immer unter der Vorlage beeindruckenden historischen Archiv- und Bildmaterials herausgearbeitet. Gerade zu diesem übergeordneten Thema erschienen in jüngeren Ausgaben der „Südost-Forschungen“ zwei interessante Beiträge: Diese verweisen einerseits auf das von österreichisch-ungarischer Seite begründete Eisenbahnnetz Bosniens-Herzegowinas als Bestandteil einer möglichen Transbalkanstrecke.² Andererseits konkret auf die moderne Entwicklung in Jugoslawien: Mit der Strecke Belgrad-Bar wurde Montenegro in den Jahren 1959-1976 erstmals in seiner Geschichte mit einer normalspurigen Nord-Südachse und einer Hauptstrecke ausgestattet.³ All dies berücksichtigt Chesters Arbeit sehr deutlich und die Vorlage gerät damit anhand des Untersuchungsgegenstands Eisenbahn zu einem Spiegel einer eher stagnierenden wirtschaftlichen Landesentwicklung und verweist eigentlich fortwährend auf deren recht eingeschränkte und bescheidene Möglichkeiten und Tatsachen. Obwohl immer viel geplant wurde, standen sich Anspruch und Wirklichkeit oftmals konträr entgegen, was Chester verdienstvoll anhand der Vorlage zahlreicher Abbildungen und Kärtchen besonders detailliert darstellt und hervorhebt (128). Einen wesentlichen, modernen Fortschritt erfuhr das Bahnwesen Montenegros erst 1959 durch die Eröffnung des ersten (!) normalspurigen (1435 mm) Streckenabschnitts im Lande überhaupt, der Linie Bar-Podgorica als Teil der neuen Bahnstrecke Belgrad-Bar.

Zu Beginn des 20. Jh.s stand das noch völlig eisenbahnlose Montenegro vor allem im Brennpunkt eines hier eben auch bildlich, anhand vieler farbiger Übersichtskärtchen, für den Leser sehr spannend nachgezeichneten und nachzuvollziehenden planungspolitischen Wettkampfs, des Expansionsdrangs und der Erwägungen verschiedener infrastruktureller und logistischer Interessen der untereinander konkurrierenden europäischen Mächte und Staaten auf dem Balkan. So befand sich Montenegro immer auch im wirtschaftlichen und geostrategischen Kalkül Deutschlands, Österreich-Ungarns, Italiens, Serbiens und des Osmanischen Reiches – darüber hinaus ferner der sog. Triple Entente Russlands, Frankreichs und Großbritanniens (vgl. 19-21). Alle Seiten erwogen das Für und Wider einer Trans-Balkaneisenbahnverbindung als Idealplan oder zumindest von Teilstrecken wie Anschluss- und Stichbahnen via oder nach Montenegro in Verbindung mit ihren jeweiligen Herrschafts- und Einflussgebieten (Kapitel 3 „The Danube-Adriatic Railway“). Vielleicht übervereinfacht das fett hervorgehobene Zitat „The Slavs want an east-west line to connect with the Adriatic, the Teutons a north-south one to reach the Aegaen“ (11) den Sachverhalt etwas zu sehr und erscheint ein wenig zu kurz gegriffen. Besonders Serbien wäre schon zu Beginn des 20. Jh.s via Montenegro ein Anschluss, eben einer eigenen geostrategischen Nord-Südachse folgend, ans Mittelmeer sehr gelegen gewesen. Doch die gegebene politische Situation, blockiert durch die Existenz des türkischen Sandschaks Novi Pazar, der erst 1912 im Ersten Balkankrieg von Serbien und Montenegro erobert wurde, durchkreuzte und ermöglichte noch keine derartigen panslawischen Planungen (vgl. Kap. 6 „Troubled Times 1909-1914“; vgl. auch Kt. 20). Diese hätten bereits zu jenem Zeitpunkt durch die vor allem mit italienischem Engagement erfolgten planerischen Vorarbeiten für den weiteren Ausbau des Hafens von Bar / Antivari auch faktische Anfangs- und Endpunkte in Montenegro gehabt haben können. Italien war es auch, welches bereits 1904 schlaglichtartig in

Montenegro die technische Moderne anknipste: Prestigeträchtig fand in Antivari eine erste Marconi-Funkübertragung von der Sendestation der Villa Topolica nach Bari an der gegenüberliegenden Adriaküste statt (vgl. Stadt- und Hafenausbauplan als „Freihafen“ mit einer „Zona Franca“, 42). Darüber hinaus sollte Bar / Antivari noch mit Scutari / Shkodër in Albanien per Bahn verbunden werden. Laut einem Angebot der Firma Ganz aus Budapest von 1905 wären hier möglicherweise sehr modern anzusehende Dampftriebwagen zum Einsatz gekommen (27). Festhalten lässt sich kurz folgendes: Geplant wurde zwar viel, umgesetzt leider jedoch recht wenig, besonders nach 1912, so dass Montenegro zunächst nur über zwei kleine schmalspurige Eisenbahnlinien verfügte und einem unvoreingenommenen Betrachter im ersten Viertel des 20. Jh.s quasi wie ein eisenbahntechnisches „Schwarzes Loch“ auf dem Balkan vorkommen musste (Übersichtskarte, 137). Beide Bähnchen dieser Epoche waren dazu zunächst auch noch nicht einmal direkt miteinander verbunden: Erstens die 1908 von der italienischen Gesellschaft Compagnia di Antivari (Kap. 2) gebaute eingeweihte kurvenreiche Antivari-Bahn (750 mm Spurweite) von Antivari nach Virpazar am Skutari-See (Kap. 4 „The Antivari-Railway“: Für 18 km Luftlinie mussten 41,2 km Strecke durch gebirgiges Terrain verlegt werden; Streckenführungsplan vgl. 52). Auf der Strecke kamen dann u. a. Personen-Dampftriebwagen der Firma Borsig zum Einsatz (vgl. 62, 78-79). Zweitens die noch kürzere Podgorica-Bahn, welche vom Nordufer des Skutari-Sees (hier Fährbetrieb nach Virpazar) von Donja Plavnica nach Podgorica (von 1946-1992 Titograd) führte. Diese wurde kriegsbedingt 1916 in der geringen Feldbahnspurweite (600 mm) noch im Zuge des 1. Weltkriegs von der k.u.k. Militärbesatzung des Landes errichtet und wurde erst bis 1927 im neuen Königreich Jugoslawien vollständig fertiggestellt.

Beide Schmalspurlinien müssen als Vorläufer der modernen normalspurigen Strecke Belgrad-Bar angesehen werden, die letztlich auch erst 1976 fertiggestellt werden konnte (vgl. Kap. 10 „The Titoist Trans-Balkan Railway“). Erst damit waren beide eigentlich stets rudimentär gebliebene schmalspurige Strecken obsolet geworden, was 1960 zu deren Aufgabe führte. An frühen historischen Projekten im Zuge der österreichischen Okkupation „Militärgouvernement Montenegro“ von 1916-1918 (Kap. 7 „The Great War“) ist die Planung, eine österreichische Bahnverbindung vom Netz der BHLB (Bosnisch-Herzegowinischen Landesbahn) via „Dalmatinerbahn“ mit dem Endpunkt Bahnhof Herceg Novi⁴ mit dem Adriaafen Kotor herzustellen und diese nach Cetinje in Montenegro weiterzuführen, hervorzuheben. Ferner wurde 1916 eine moderne elektrische Zahnradbahn des Schweizer Ingenieurbüros Peter von Kotor / Cattaro nach Krstac kurz hinter der montenegrinischen Landesgrenze geplant (vgl. Kt. 118). Außerdem wurde an eine Anbindung der österreichischen BHLB-Strecken im zentralen Bosnien (Spurweite 760 mm mit dem Endpunkt Mostar) via Niksić-Danilovgrad nach Podgorica gedacht (vgl. Kt. 120). Erstere Projekte wurden nie verwirklicht und Kotor auf kostengünstigere Art und Weise mit einer k.u.k. Feldseilbahn (vgl. Bild 113, System „Adolf Bleichert & Co. / Leipzig“) mit dem im Gebirge liegenden Krstac und darüber hinaus mit Cetinje verbunden.⁵ Letztere Projekte wurden erst in der Zwischenkriegszeit 1939 im Königreich Jugoslawien teilweise umgesetzt und erst nach dem 2. Weltkrieg beendet (vgl. Kt. 169).

So international der eisenbahnplanerische Wettbewerb um die Erschließung Montenegros auch erscheinen mochte, war von Anfang an dennoch deutlich, dass der Lokomotiv-Fuhrpark nahezu ausschließlich aus deutscher Produktion stammte. Auf der Antivari-Bahn waren von 1906-1918 zwei Loks der Fa. Jung / Jungenthal⁶, vier Loks der Fa. Orenstein & Koppel (O&K, ital. Niederlassungen in Mailand und Rom, vgl. 155) sowie weitere fünf Maschinen der Fa. Borsig (davon: zwei Mallet-Tendermaschinen, Achsfolge 1-B'B [=2-4-4-0-T] sowie drei bereits erwähnte Personen-Dampftriebwagen) im Einsatz, die von den Italienern beschafft wurden (60-66, 70). Die eigentlich recht unspektakulären Entwicklungen der Zwischenkriegs- und Nachkriegszeit fasst Chester in Kapitel 8 „Peculiar Conditions‘. The Interwar Years“ sowie Kapitel 9 „War and Peace“ zusammen. Auch in der Ära Tito (Kap. 10) kamen, neben nun auch anderen ausländischen und jugoslawischen Herstellern, auf der neuen Normalspurstrecke des Landes deutsche, frisch beschaffte bundesrepublikanische Produkte zum Einsatz, so u. a. zahlreiche Uerdinger Schienenbusse VT98 („Šinobusi“) sowie später auch noch einige Exemplare der Diesel-Rangierlok V60 (vgl. Bilder, VT-98: 181, 183, 190, 205; V60: 193). Als wichtigste Neuerungen der Titozeit neben der Eröffnung der Strecke Belgrad-Bar müssen wohl die Umspurung der 1947-1948 von kommunistischen Jugendbrigaden erbauten und eröffneten 760-mm-Strecke Nikšić-Titograd (sog. Jugendbahn) ab 1961 in Normalspur sowie der Bau der Strecke Titograd-Shkodër (Albanien) angesprochen werden. Abgeschlossen wird diese spannende, landeskundliche und -geschichtliche Technik- und Materialstudie mit dem letzten Kapitel, das sich kurz den bescheidenen Industriebahnen des kleinen Landes widmet (vgl. Kap. 11, „Industrial Railways in Montenegro, 218-224; Kt. 223). Abkürzungsverweis, extensive Bibliographie und Index sind vorhanden.

Frankfurt/M.

Alexander Zäh

¹ Vgl. dazu die Rezension des Autors in den *Südost-Forschungen* 74 (2015), 307-309.

² Vgl. Dževad JUZBAŠIĆ, Bosnien und die Herzegowina in der österreichisch-ungarischen Eisenbahnpolitik, *SOF* 72 (2013), 11-62.

³ Vgl. Danijel KEŽIĆ, Die Eisenbahn Belgrad-Bar 1952-1976. Eine Geschichte der Finanzierung des größten Eisenbahnprojektes Jugoslawiens, *SOF* 71 (2012), 285-309; DERS., Bauen für den Einheitsstaat. Die Eisenbahn Belgrad-Bar und die Desintegration des Wirtschaftssystems in Jugoslawien (1952-1976). München 2017 (Südosteuropäische Arbeiten, 158).

⁴ Zur „Dalmatinerbahn“ vgl. Keith CHESTER, The Narrow Gauge Railways of Bosnia-Herzegovina. Malmö 2008, 91-103, 232.

⁵ Gerne zitiere ich an dieser Stelle bezüglich des Baus ein interessantes Dokument. Es handelt sich um den Text des Flugblattes 149 des k.u.k. Kreiskommandos Cetinje, das auf Deutsch und Serbokroatisch verbreitet wurde: „Es wird zur allgemeinen Kenntnis und strengen Darnachtung der gesamten Bevölkerung folgendes bekannt gegeben: Von Seite der öster.-ung. Militärverwaltung wird die Landesvermessung und der Ausbau der Seilbahn Cattaro-Cetinje durchgeführt. Die Militär-Ver-

messungsorgane haben die sehr wichtigen Signale und Pyramiden aus Holz, Pflöcken, Steinen und dgl., auf welchen zugleich die Seehöhe und andere für die Durchführung der Vermessung nötigen Daten aufgezeichnet sind, mit grosser Mühe und Kosten aufgestellt. Die Gesamtbevölkerung wird strengstens angewiesen, diese Signale nicht anzurühren, das Vieh auf der Weide zu bewachen, damit kein Schaden verursacht wird und die Jugend darüber zu belehren. Jeder angerichtete Schaden wird als gewaltsame Beschädigung betrachtet und vom Militärgericht strengstens bestraft. Cetinje am 10. April 1916. Der Kreiskommandant: Simonović m. p. [/] Oberst“; vgl. auch unter <<http://www.bildarchivaustria.at>>, 19.6.2018. Zur gebauten Seilbahn an sich vgl. bes. Norbert ZSUPANEK (Hg.), *Die Seilbahn Cattaro-Cetinje, Skruda-Seilbahn Cattaro-Krstac I*. Berlin 2007. Augenblicklich bestehen Pläne eines Wiener Büros, eine moderne 15 km lange Touristenumlaufseilbahn mit 8er Gondeln Kotor-Lovcen-Cetinje zu errichten, vgl. dazu unter <<http://www.fcp.at/de/projekte/seilbahn-kotor-lovcen-cetinje>>, 19.6.2018.

⁶ Vgl. Stefan LAUSCHER / Gerhard MOLL, *Jung-Lokomotiven. Lokomotivfabrik in Jungenthal*, Bd. 2: Bauarten und Typen. Freiburg 2014.

Manfred HILDERMEIER, Geschichte der Sowjetunion 1917-1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates. München: C. H. Beck Verlag. 2017. 2. Aufl. 1348 Seiten, 79 Tab., 10 Diagramme, 1 Kt., ISBN 978-3-406-71408-5, € 49,95

Nachdem 1998 die 1. Auflage erschien, bietet die 2. Auflage nicht nur eine Berücksichtigung des aktuellen Forschungsstands, sondern auch ein ausführliches zusätzliches Kapitel über das postsowjetische Russland 1991-2016. Die Kombination von fundierter historischer Einordnung aus einem gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz heraus und detaillierter Kenntnis der Gegenwartsentwicklung macht dieses Kapitel zu einer der besten Analysen, die bisher über die postsowjetische Entwicklung vorliegen. Hildermeier ist mit dem Urteilen und Bewerten historischer Prozesse über das ganze Buch hinweg sehr vorsichtig. Mit umso größerer Wucht trifft daher den Leser seine Aussage im letzten Absatz des Buches „Nur *eine* Möglichkeit, die sich nach 1991 als Hoffnung abzeichnete, scheint inzwischen ausgeschlossen zu sein: dass sich eine Zivilgesellschaft erheben und eine politische Ordnung nach ihren Vorstellungen schaffen wird“ (1187).

Dieser Satz lässt sich durchaus auch als Resümee verstehen, denn dass die Zivilgesellschaft im heutigen Russland so schwach ist, stellt Hildermeier überzeugend auch und gerade als Erbe der Sowjetunion dar. Dies heißt ausdrücklich nicht, dass die Entwicklung hin zu einer „schwachen Gesellschaft“ erst nach 1917 einsetzte. Nach Hildermeier ist vielmehr das Gegenteil der Fall. Dennoch gilt ebenso, dass die stark ideologisch ausgerichtete Einparteienherrschaft der Bolschewiki in ihrer Entwicklung hin zur persönlichen Diktatur Stalins selbst im Rahmen der russischen Geschichte eine neue, bis dahin unvorstellbare Dimension der Unterwerfung der Gesellschaft erreichte. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang nur, dass

die radikale Umwälzung, wenn nicht Zerstörung ländlicher Lebenswelten binnen weniger Jahre ein bis dahin im historischen Vergleich einmaliger Vorgang war.

Hier gelangt man zu einem der zentralen Aspekte der vorliegenden Interpretation des Stalinismus und der Sowjetunion. Hildermeier spricht sich mit überzeugenden Argumenten dagegen aus, auf den Begriff der Rückständigkeit bei der Analyse der Stalinschen „Mobilisierungsdiktatur“ zu verzichten, denn: „Vieles spricht dafür, die Rückständigkeit als prägendes Strukturmerkmal der materiellen Verhältnisse in Verbindung mit der bewussten, persönlichkeits- und ideologiebestimmten, [mental] zumindest von [strategisch] bedeutenden Gruppen gebilligten Wahl exzessiver Mittel zu ihrer Überwindung als entscheidenden Katalysator der Entwicklung seit 1929 zu betrachten“ (785). Und weiterführend: „So wie es keinen Stalinismus ohne Stalin gibt, so gibt es auch keinen Stalinismus ohne russische Rückständigkeit und den selbstempfundenen imperativen Zwang, sie sprunghaft beseitigen zu müssen“ (787).

Auch wenn die Durchsetzung des stalinistischen Modells in den sozialistischen Staaten Südosteuropas auf einer von außen aufgezwungenen Fremdherrschaft basierte, so haben sich die stalinistischen Mobilisierungsdiktaturen Südosteuropas nach 1945 lange Zeit erfolgreich als die angeblich effektivste Antwort auf die eigene als Last empfundene Rückständigkeit legitimieren können. Bei allen Unterschieden zur Sowjetunion – erwähnt sei nur, dass das Fehlen einer breit basierten bürgerlichen Gesellschaft in Südosteuropa wohl nicht das Ergebnis „übermächtiger“ Staatlichkeit darstellte – sind die Gedanken Hildermeiers zum Zusammenhang von Rückständigkeit und forcierter, rücksichtsloser Modernisierung auch für das Verständnis der modernen Geschichte Südosteuropas fundamental und für die Forschung anregend.

Hildermeiers Buch verlangt gewisse Vorkenntnisse. Es ist nicht gedacht als Einstieg in das Thema, und die Sprache ist anspruchsvoll. Doch man wird reichlich belohnt, wenn man sich der Mühe unterzieht, das Buch vollständig und konzentriert zu lesen. Alle Kapitel sind gleich aufgebaut. Nach einer Darlegung der Ereignisgeschichte kommt das Thema Herrschaft mit starkem Fokus auf Partei und Staatsapparat, dann geht es um die wirtschaftliche Entwicklung, nachfolgend stehen gesellschaftliche Entwicklungen im Vordergrund, um abschließend Kultur und Ideologie im weitesten Sinne zu behandeln. Wer will, kann sich also auch nur einzelne Kapitel herausgreifen. Der Autor beeindruckt dabei über das ganze Buch mit seiner stupenden Detailkenntnis der sowjetischen Geschichte. Dabei bietet Hildermeier eine angenehm nüchterne Analyse, die als Gesellschaftsgeschichte langfristige strukturbildende Prozesse eher trocken rekonstruiert und analysiert. Mit Wertungen hält sich Hildermeier zurück. Der Größenwahn und die verbrecherische Dimension des Stalinschen bzw. des bolschewistischen Modernisierungsexperiments werden dennoch überdeutlich.

Im Mittelpunkt des Buches stehen Stalin, das Stalinsche System und vor allem dessen Weiterleben bis zum Ende der Sowjetunion durch verschiedene Mutationen hindurch. Es ist die tiefsitzende Stalinsche Grundprägung, die nach Hildermeier trotz vieler Anläufe jede wirtschaftliche und politische Reform und damit langfristig das Überleben dieses ersten sozialistischen Staates unmöglich gemacht hat. Das dauerhafteste Erbe des Stalinismus war

nach Hildermeier die Lähmung jeder individuellen Initiative. All dies hatte zur Folge, dass die Sowjetunion an ihren eigenen unheilbaren Systemfehlern langsam zugrunde ging. Kein Imperium der Weltgeschichte hat sich dann am Ende so leise einfach aus der Geschichte verabschiedet. Dies, obwohl die Gründung des ersten sozialistischen Staates der Welt über Jahrzehnte das 20. Jh. entscheidend prägte, so dass man mit Moshe Lewin durchaus vom „Soviet Century“¹ reden kann.

Ein Punkt bleibt noch anzumerken: Hildermeier beschreibt die Sowjetunion als integralen Bestandteil der russischen Geschichte und nicht unter Verwendung eines komparativen, totalitarismustheoretischen Ansatzes. Vergleiche zum deutschen Nationalsozialismus kommen im Buch so gut wie nicht vor. Einzelne Elemente einer modernisierten Totalitarismustheorie finden aber sehr wohl Anwendung. Ein solches Vorgehen ist vernünftig, will man das so anders als im Dritten Reich verlaufende historische Schicksal der Sowjetunion analysieren und verstehen.

Abschließend bleibt zu sagen, nicht nur für alle an der Sowjetunion Interessierten, sondern auch für alle, die sich mit der Etablierung und dem Niedergang der sozialistischen Staaten Südosteuropas beschäftigen, gehört Hildermeiers Buch zur Pflichtlektüre. Nicht, weil die Geschichte Südosteuropas ein Abziehbild der russischen wäre, sondern weil das Stalinsche Modell unter hohen Kosten auf Südosteuropa übertragen wurde – mit ähnlich katastrophalen Konsequenzen wie in der Sowjetunion. Zu hoffen bleibt nur, dass seine Prägekraft nicht so lang anhaltend und tief ist, wie in Russland und anderen Teilen der ehemaligen Sowjetunion.

Halle/S.

Michael Kopsidis

¹ Lewin MOSHE, *The Soviet Century*. London 2005.

Politics and Peasants in Interwar Romania. Perceptions, Mentalities, Propaganda. Hgg. Sorin RADU / Oliver Jens SCHMITT. Cambridge: Cambridge Scholars Publishing 2017. 551 S., ISBN 978-1-4438-9383-1, £ 69,-

Sorin Radu und Oliver Jens Schmitt, der eine Professor für Neuere Sozial- und Politikgeschichte in Sibiu (Hermannstadt), der andere Südosteuropahistoriker in Wien, entführen den Leser ihres Sammelbandes auf eine Reise in ein noch unbekanntes Land. Der so fremdartige Raum lässt sich allenfalls punktuell erkunden, ohne Anspruch, das Gesamte auch nur ansatzweise in den Blick nehmen zu können. Die kulturelle Vielfalt fasziniert die Reisenden ebenso wie die Unterschiedlichkeit der Landschaften. Für jede Provinz, für jedes

Dorf, für jede ethnische Gruppe haben Sorin Radu und Oliver Jens Schmitt lokale Reiseführer angeheuert, die die Sicht des Betrachters in ganz unterschiedlicher Weise lenken.

Eingeleitet wird der Sammelband durch die Aufsätze von STELU ȘERBAN, „Communal Political Cultures in Interwar Romania“ (59-97) und GÁBOR EGRY, „Suspicious beyond Imagination. Constructs of Ethnicity and the Rural World in Interwar Transylvania“ (387-407). Beide argumentieren sozialanthropologisch.

Organisationsgeschichtliche Ansätze verfolgen: SORIN RADU, „Peasant Democracy‘ or What It Was Like to Practice Politics in Countryside Romania between the Two World Wars“ (25-58); „What was the National Peasant Party? Internal Division and Organizational Conflict, 1900-1947“ (187-214) von DANIEL BRETT; CORNEL MICUS „Mayors and Local Elite in the Interwar Period. Case Study – The Bordei Verde Commune, Brăila County“ (99-124); OVIDIU BURUIANĂS „The National Liberal Party and the Failure of Political Integration of the Rural World in the Interwar Romania“ (125-186); FLORIN RĂZVAN-MIHAI, „A Socio-Professional Analysis of the Candidates in General Elections (1926-1937). Case Study – Agriculturalist Candidates on the Lists of the Assembly of Deputies“ (271-293); „The Road of Transylvanian Romanian Farmers to Greater Romania’s Political Arena“ (295-327) von VALER MOGA; schließlich VLAD POPOVICI, „The Reorganization of the Romanian National Party in Rural Areas of Lower Alba County prior to Parliamentary Elections in 1919“ (329-354).

Abgerundet wird das Band durch Beiträge von VALERIA SOROȘTINEANU, „Orthodox Priests on the Necessity of Building a Political Culture in Interwar Transylvania“ (251-269); GABRIEL MOISA, „At the Edge of the Political World. Interwar Election Campaigns in Rural Bihor“ (355-386); SZILÁRD TOTH, „The Cooperation between the Hungarian Party and the Hungarian Peasantry in Romania. Election Campaigns in Rural Areas and Hungarian Peasantry Involvement in the Interwar Elections“ (409-435); VASILE CIOBANU, „Considerations on the German Peasants of Romania in the First Decade of the Interwar Period“ (437-481); und CORNELIU PINTILESCU, „The Nazification of the Rural Transylvanian Saxon Press. Case Study – ‚Landwirtschaftliche Blätter‘ (1935-1941)“ (483-511), die wiederum lokal- und kulturhistorische Ansätze verfolgen, wobei selbst die Auswertung regionaler Pressemedien viel Neues bietet.

Die bunte Mischung der Narrativen beruht gleichermaßen auf neuen Beobachtungsansätzen, erfolgreichen Archivstudien und innovativen Zeitungslektüren. Am Anfang fahren wir in zwei Dörfer des Maramureș-Gebietes und bereisen eine kleine Gemeinde im Județ Brăila. Danach erkunden wir den südbessarabischen Raum mit seinen slawischen und „türkischen“ Minderheiten, besuchen die Schwaben im Banat, fahren an die Grenze zu Ungarn, ins Județ Bihor, und sind schließlich Zeugen von Wahlkämpfen auf dem Lande. Anschließend erfahren wir über die Arbeit von Dorfbürgermeistern und sehen regionalen Zeitungsmachern zu.

Kondition ist für diese Studienreise von Nöten. Der genaue Blick auf so viel konkretes Leben kostet Kraft. Doch die Analysen beeindrucken selbst denjenigen, der glaubt, das Land gut zu kennen. Die Erzählungen sind frisch und deutungsstark. Viele der Reiseführer

sind als Protagonisten rumänischer Geschichtsschreibung noch nicht in den Vordergrund der Aufmerksamkeit getreten. Auch das trägt zur Faszination bei. Und immer wieder gibt es, Neues zu entdecken, gilt es, mit Vorurteilen aufzuräumen. Dabei bietet jeder Beitrag einen aufschlussreichen Blick auf das politische Landleben, auf die bäuerliche Bevölkerung, auf die lokalen Politiker, auf die Geistlichen und die Dorflehrer und deren „Einbindung“ in das politische System Rumäniens im Zeitraum 1900 bis 1946. In dieser Dichte ist das bisher so noch nirgendwo zu lesen.

Rumänien stand ja in vielfacher Hinsicht während der Zwischenkriegszeit vor Herausforderungen, die jedes andere Land in gleicher Weise erschüttert hätten. Insbesondere die bäuerliche Bevölkerung sah sich mit einem Male wertgeschätzt, mit Entscheidungen beauftragt, die ihr niemand zuvor zugetraut hätte und auch jetzt eigentlich nicht zutraute. Vor dem 1. Weltkrieg hatten die Bauern in keiner der rumänischen Provinzen wirkliches Mitspracherecht besessen. Gleichzeitig gab es unterschiedliche Erfahrungen mit lokaler Demokratie. Nach dem Krieg entschieden allerdings die Stimmen der Vielen, jener also, die bis dahin eher als Untertanen denn als Staatsbürger betrachtet worden waren, über den politischen Erfolg der konkurrierenden Eliten. Die Nationalpartei hatte in Siebenbürgen vor 1914 die rumänischen Belange als ethno-nationale Forderungen thematisiert. Da bedurfte es keiner ausgefeilten Organisation. Nach dem 1. Weltkrieg musste sie eine „normale“ Partei werden, neue Strukturen aufbauen und sich auf dem Lande festsetzen.

Nicht anders sah es bei den Liberalen aus. In den Jahren der Opposition, nach 1928, drangen sie in die Dörfer ein, setzten auf lokale Zeitungen und Zeitschriften und sprachen die Bauern als Helfer der Landbevölkerung an, nicht als strenge Gesetzgeber oder bürokratische Verwalter. Der Erfolg blieb nicht aus. Aber als nach der Ermordung Ion G. Ducas die Parteiführung von Gheorghe Tătărescu übernommen wurde, der den PNL wieder in seine alten Strukturen zurückführte, da entließ die Regierungspartei die Dörfer in ihre alten parochialen Strukturen, untergrub sie die Demokratie und reduzierte sie das politische Landleben auf die Verfolgung reiner Wirtschaftsinteressen. Laut Ovidiu Buruiană hatte die Königsdiktatur auch darin ihre ganz eigene Vorgeschichte. Sorin Radu betont, dass die Agrarreformen die Bauernschaft politisch bereits früh demobilisiert hätten. Statt auf Eigeninitiative, setzten die Bauern auf die Repräsentation ihrer Belange durch dörfliche und städtische Eliten. Ihre Frustration über die Willkür der Gendarmen, die Entmachtung ihrer Bürgermeister, ihr Entsetzen über Wahlmanipulationen und ihr Unbehagen über den Selbstbezug der städtischen Politik öffneten mancherorts den Weg für die politische Werbung des rechtsradikalen Partidul Național Creștin oder die Propaganda der faschistischen Legion Erzengel Michael.

Der Artikel von IVAN DUMINICA, „Policy Options of the Bulgarians of Bessarabia during 1918-1940“ (513-541) zeigt, dass selbst bei den Gagausen und den Bulgaren Bessarabiens PNC und Legion zeitweise Anklang fanden, weil sie sich eine weitere Agrarreform erhofften und die Stärkung der Orthodoxie begrüßten. Offensichtlich müssen wir genauer als bisher hinschauen, wenn etwa zwei benachbarte Dörfer im Maramureș-Gebiet politisch vollkommen unterschiedlich auf äußere Herausforderungen reagierten, weil das eine in seiner

traditionalen Struktur verharrte, sich das andere aber auf den Weg in die Moderne begeben hatte. Warum der genaue Blick lohnt, zeigt schließlich SVETLANA SUVEICA in ihrem Aufsatz „The Bessarabians ‚between‘ the Russians and the Romanians. The Case of the Peasant Party Deputy Vladimir V. Țiganko (1917-1919)“ (215-250). Sie schildert den politischen Richtungswechsel des bessarabischen Bauernparteivertreters Vladimir V. Țiganko. Er war hin- und hergerissen zwischen der Vertretung sozialer Interessen, der Hoffnung auf Autonomie für Bessarabien, der Verachtung des „rumänischen Verrates“ an der Provinz und seinem Bekenntnis zur russischen Kultur. Țiganko steht damit für das vielfältige Grau, das alle Beiträge des Sammelbandes malen.

Sinnvoll wäre es gewiss, jeden einzelnen der 16 Aufsätze dieses wichtigen Sammelbandes ausführlich vorzustellen. Doch dafür bietet eine klassische Rezension keinen Raum, und es ist auch nicht notwendig, weil die von SORIN RADU und OLIVER JENS SCHMITT verfasste Einleitung umfassend in das Thema einführt und jeden Beitrag ausführlich würdigt.

Noch keine andere Publikation zur rumänischen Geschichte habe ich bisher gelesen, die den Paradigmenwechsel hin zur lokal-, regional- und politischen Mikrogeschichte vergleichsweise konsequent verfolgt hätte. Daraus entsteht gewiss noch keine „neue Geschichte“ Rumäniens. Zu bunt sind derzeit noch die Farbtupfer, zu vielfältig die Forschungsergebnisse. Aber deutlich wird, dass wir nicht länger von „rumänischen Dörfern“, von „rumänischen Bauern“, oder von „rumänischen Parteien“ sprechen dürfen, auch nicht von „Rumänien-deutschen“, weil diese Begriffe die Heterogenität der rumänischen Sozial- und Politiklandschaft verdecken. Wenn mir ein Wunsch bliebe, dann würde ich bitten, die zahlreichen wichtigen Aufsätze von Oliver Jens Schmitt zur ländlichen Propaganda und Sozialbasis der Legion Erzengel Michael zu veröffentlichen, die an unterschiedlichen, z.T. recht abgelegenen Stellen publiziert wurden und den Grundstein für die vorliegende Veröffentlichung gelegt haben. Sie wären eine wichtige Ergänzung.

Aachen

Armin Heinen

Ot Skopje do Ženeva. Dimităr Šalev – zaštitnik na malcinstvata v Obšttestvoto na narodite [Von Skopje nach Genf. Dimităr Šalev – Verteidiger der Minderheiten im Völkerbund]. Hg. Dimităr MITEV. Sofija: Izdatelstvo „Logis“ 2012. 632 S., ISBN 978-954-8289-06-1

Ungeachtet des Umstands, ob man mit Rogers Brubaker einen „triadic relational nexus between national minorities, nationalizing states, and external national homelands“ oder mit David J. Smith einen internationale Organisationen einbeziehenden „quadratic nexus“ analytisch dingfest macht,¹ führt einem die politische Tätigkeit des jugoslawischen Staatsbürgers bulgarischer Zunge Dimităr Šalev (1896-1960) plastisch vor Augen, wie konflikt-

trächtig die Interaktion von Vertretern nationaler Minderheiten, die die Unterstützung eines „mütterlichen“, aber externen Nationalstaats gegenüber demjenigen Staat genießen, auf dessen Territorium sie siedeln, sein kann und häufig auch ist. Und auch dass dabei, so Smith, internationale Organisationen wichtige Einflussfaktoren bilden (können) – hier der Völkerbund –, belegt der anzuzeigende Sofijoter Quellenband augenfällig.

Gleichsam vom Tag der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Neuilly-sur-Seine am 27.11.1919 an machte sich die Diplomatie des Königreichs Bulgariens an den Versuch einer friedlichen Revision dieses Abkommens. Diese galt neben der Aufhebung der militärischen Beschränkungen und den auferlegten Reparationen v. a. der Revision der territorialen Bestimmungen bezüglich der vormals osmanischen sowie der jetzt zu Nachbarstaaten gehörenden Gebiete, welche Bulgarien in den Jahren 1912 bis 1918 besetzt gehalten hatte. Im Fokus der Sofioter Politik stand dabei der Anschluss des von 1915 bis 1918 okkupierten Teils Serbiens, mittlerweile zum neuen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, kurz: SHS-Staat (ab 1929: Jugoslawien), gehörig, an den eigenen Staat. Begründet wurde dies mit dem ethnisch bulgarischen Charakter der Bevölkerungsmehrheit der Vardar-Makedonien genannten Region, deren Minderheitenrechte – so die durchaus realitätsnahe Argumentation – gravierend durch eine rigide Serbisierungspolitik verletzt wurden.²

Dabei betrieben die konservativen bulgarischen Regierungen der Jahre 1923 bis 1934 ein risikoreiches und alles andere als friktionsarmes Zusammenspiel mit der Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation (IMRO), einer von Operationsbasen und Rückzugsräumen auf den Territorien Bulgariens und Albaniens aus in Vardar-Makedonien agierenden Guerillatruppe, die ab 1927 auch terroristische Methoden gegen Funktionsträger Belgrads anwendete. Bis 1929 propagierte die IMRO, gleich der Regierung in Sofija, den Anschluss Vardar-Makedoniens an Bulgarien, nach 1934 indes die Errichtung eines „zweiten bulgarischen Staates“ namens Makedonien.

Beide, die bulgarische Diplomatie und die makedonische Organisation, spielten dabei die Karte des internationalen Minderheitenschutzes, wie er in den Pariser Vorortverträgen verankert war und vom Völkerbund garantiert wurde. Entsprechend wurde Genf ab 1919 mit einschlägigen Petitionen, Protesten, Memoranden u. a. regelrecht bombardiert.³ Erfolg war all dem nicht beschieden, da der Völkerbund auf Betreiben Frankreichs und seiner ost- wie südosteuropäischen Verbündeten eine Behandlung bzw. Annahme all dieser Eingaben durchgängig mit der Begründung abwies, Urheber seien bulgaro-makedonische Emigrantenorganisationen in Bulgarien, den USA und andernorts, also keine antragsberechtigten Bürger des SHS-Staats. Anders verhielt es sich mit einer „im Namen der bulgarischen Bevölkerung unter jugoslawischer Herrschaft“ gestellten und am 14.1.1930 von den Antragstellern in Genf persönlich dem Generalsekretär des Völkerbundes, dem Briten Eric Drummond, übergebenen Petition, waren doch die Petenten, der ehemalige Stellvertreter des serbischen Bürgermeisters von Skopje, Dimităr Šalev, und der Rechtsanwalt Dimităr Iliev (1895-1957) aus Prilep, jugoslawische Staatsangehörige. Dies galt auch für den sich ihnen am Monatsende anschließenden Rechtsanwalt Grigor Anastasov (1877–?) aus Kavadarci, der von 1921 bis 1927 die vardarmakedonische Region Tikveš im Belgrader Parlament

vertreten hatte. Entsprechend brachte die sog. Šalev-Iliev-Anastasov-Petition die Genfer Vertreter Jugoslawiens, Frankreichs und anderer antirevisionistischer Staaten in erhebliche Bedrängnis, da kein Grund für eine sofortige Nichtannahme vorlag und eine Ablehnung erst nach förmlicher Behandlung möglich war.

Da die drei im Januar 1930 nach Genf gereisten Petenten ihr Vorhaben, die Zeit bis zur Entscheidung über Annahme oder Nichtannahme ihrer Petition durch ein vom Völkerbundsrat eingesetztes Dreierkomitee für Lobbyarbeit in London, Paris, Rom und andernorts zu nutzen, aufgrund einer schweizerischen Ausreisesperre nicht verwirklichen konnten, eröffneten sie in Genf ein Büro, dessen Bezeichnung ausweislich eines zu diesem Zweck angefertigten Stempels die Bezeichnung „REPRESENTATION de la Minorité Nationale BULGARE en Yougoslavie, GENÈVE“ trug, um dergestalt ihre Aktivitäten ganz auf den Völkerbund zu konzentrieren. Ungeachtet massiver Gegenmaßnahmen der Vertreter Belgrads in Genf hatten sie damit zunächst auch Erfolg, denn das zuständige Dreierkomitee des Völkerbundes, dem der polnische Außenminister August Zaleski vorstand und in dem Großbritannien durch seinen Außenminister Arthur Henderson und Finnland durch einen Diplomaten namens Prokop vertreten war, nahm die Petition nach längerem Hin und Her im September 1930 an und führte sie dem völkerbundsinternen Beratungs- und Entscheidungsprozess zu. Für die weitere Behandlung der Angelegenheit war jetzt ein weiteres Dreierkomitee zuständig. Vorsitzender war diesmal der ständige Vertreter Polens beim Völkerbund, Franciszek Sokal, der Brite Lord Robert Cecil und der Guatemalteke José Matos, und erneut lautete die Entscheidung auf Annahme. Erst als auf Drängen Belgrads ein drittes Dreierkomitee, bestehend aus Vertretern Venezuelas, Polens und Großbritanniens, eingesetzt wurde, entschied dieses im Januar 1931 auf Ablehnung. Grund war die Vermutung, die Petitionäre seien Handpuppen der terroristischen IMRO. Der britische Special Intelligence Service stellte Informationen zur Verfügung, denen zufolge der IMRO-Chef Ivan Michajlov, sein außenpolitischer Berater Toma Karajovov und der Chefredakteur der in Genf erscheinenden IMRO-Wochenzeitung „La Macédoine“, Simeon Eftimov, die Autoren der Petition waren – was nicht völlig abwegig, aber mit Blick auf die Staatsangehörigkeit der Petenten formaljuristisch eigentlich unerheblich war. Allerdings war bereits zuvor bekannt geworden, dass Šalev im sog. Skopjoter Studentenprozess von 1927 gegen Aktivisten der im jugoslawischen „Südserbien“ geheim tätigen Jugendorganisation der IMRO verurteilt worden und sein damaliger Verteidiger sein Mitpetent Iliev war.

Ungeachtet dieses Rückschlags beim Völkerbund setzten Šalev und Anastasov – Iliev hatte sich bereits im Mai 1930 frustriert zurückgezogen – ihre Genfer Lobbyarbeit fort. Ermöglicht wurde ihnen dies durch weiterhin fließende Subsidien sowohl seitens der IMRO wie der bulgarischen Regierung. Aufgrund der Hartleibigkeit des Völkerbundes nahmen die beiden jetzt zunehmend Großbritannien in den Fokus, von dem sie sich Fürsprache für ihr Anliegen erhofften. Trotz diplomatischer Manöver Belgrads gelang es ihnen, britische Visa zu erhalten. Ende 1930 brachen sie auf Einladung des traditionell pro-bulgarischen Balkan Committee des Unterhauses zu einer Agitationsreise nach London auf. Das Ergebnis war durchwachsen: Zwar berichtete der „Manchester Guardian“ detailliert über

ihre Initiative, doch weder Außenminister Henderson noch sonst ein Beamter im Foreign Office war bereit, sie zu empfangen. Zwar gelang es ihnen, zwei Labour-Hinterbänkler zu einer Reise in die makedonischen und kroatischen Teile Jugoslawiens zu bewegen, doch fiel deren Bericht nicht eben im Sinne Šalevs und Anastasovs aus.

Als ein Regierungswechsel in Sofija im Frühjahr 1933 zur Einstellung der bulgarischen Subsidien führte, verließ Anastasov Genf, während sich Šalev dort mit Hilfe der Zahlungen der IMRO weiter über Wasser hielt – bis zum 19.5.1934, als ein erfolgreicher Putsch der mit der Militärliga verbündeten pro-jugoslawischen Kleinstpartei „Zveno“ nicht nur zu einem vorübergehenden Kurswechsel der bulgarischen Außenpolitik, sondern auch zur Zerschlagung der IMRO in Bulgarien führte. In den folgenden Jahren war Šalev in Sofija als Anwalt tätig, bevor ihm die Okkupation Vardar-Makedoniens durch Bulgarien 1941 die Rückkehr in seine Heimatstadt Skopje ermöglichte. 1944 machte er als Offizier der bulgarischen Armee deren Rückzug aus dem Besatzungsgebiet mit und nahm in Sofija seine Anwaltstätigkeit wieder auf. Im Zuge der Stalinisierung Bulgariens verlor er seine Zulassung und wurde mehrere Jahre in einem Zwangsarbeitslager interniert, bevor er 1960 in Sofija starb.

In editorischer Hinsicht ist der Band kein Meisterwerk. Die 270 Dokumente vornehmlich in französischer, aber auch in englischer Sprache, die sich teils im privaten Besitz von Dimităr (Jančev) Šalevs in Sofija lebendem Enkel Dimităr (Ivanov) Šalev, teils im Zentralen Staatsarchiv Sofija, im Public Record Office in Kew, im Genfer Völkerbundarchiv und im Archiv Jugoslawiens in Belgrad befinden, sind ausschließlich in der bulgarischen Übersetzung durch die bulgarische Zeithistorikerin Cvetana Mičeva wiedergegeben; Annotationen fehlen. Hilfreich indes sind Regesten sowie ein Personenregister, das allerdings sämtliche Namensformen nur in der bulgarischen Kyrillica enthält. Der Erkenntniswert des Abbildungsteils mit 51 Fotografien und Bildpostkarten sowie von lediglich drei einschlägigen Dokumenten-Faksimile ist bescheiden. Eine Bibliographie fehlt, entsprechend auch der Hinweis auf eine gründliche Darstellung des Themas durch einen makedonischen Historiker, ja selbst auf eine thematisch eng verwandte bulgarische Quellenedition.⁴

Das Vorwort und die über keinerlei Belegstellen verfügende Einleitung des Herausgebers Dimităr Mitev, ein autobiographischer Text von Dimităr Šalev über den Studentenprozess in Skopje 1927 sowie Ivan Šalevs Erinnerungen an seinen Vater aus dem anzuzeigenden Band sind 2013 sämtlich in englischer Übersetzung in einer von Mitev in Sofija digital publizierten Broschüre „From Skopje to Geneva. Dimitar Shalev – Defender of Minorities in the League of Nations“ enthalten, nicht hingegen der umfangreiche Dokumententeil.⁵

Ungeachtet des primären Bestrebens des Herausgebers, Dimităr Šalev mit dem vorliegenden Band als „herausragenden Kämpfer für die Bürgerrechte der makedonischen Bulgaren in einer tragischen Zeit – der serbischen Herrschaft über Vardar-Makedonien in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts“ (5) zu porträtieren (und damit der Skopjoter Sichtweise von einer bereits in der Zwischenkriegszeit manifesten makedonischen Nation Paroli zu bieten), handelt es sich um eine interessante Hervorbringung. Zum einen enthält sie neben Quellen aus staatlichen Archiven, wie gesagt, auch Dokumente der Genfer

„Repräsentation“ aus Šalevs privatem Nachlass, die mutmaßlich mehrheitlich andernorts nicht zu finden sind. Und zum anderen belegt die Edition die erheblichen Schwächen des Minderheitenschutzsystems des Völkerbundes: Nationale Minderheiten hatten kaum eine rechtliche Chance, den Genfer Schutzmechanismus gegen ihre „Unterdrückerstaaten“ zu aktivieren – weder im Brubakerschen Dreieck noch, wie der Band mit Blick auf den Völkerbund belegt, in Smiths Viereck.

Leipzig

Stefan Troebst

¹ Rogers BRUBAKER, National Minorities, Nationalizing States, and External National Homelands in the New Europe, *Daedalus* 124 (1995), 107-132; David J. SMITH, Framing the National Question in Central and Eastern Europe. A Quadratic Nexus?, *Global Review of Ethnopolitics* 2 (2002), 3-16.

² Vgl. dazu NADA BOŠKOVSKA, Das jugoslawische Makedonien 1918-1941. Eine Randregion zwischen Repression und Integration. Wien, Köln, Weimar 2009, dazu die Besprechung von Stefan TROEBST, *H-Soz-Kult* vom 14.2.2012, unter <www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-12521>, 10.10.2018; und die englischen Übersetzung: Nada Boškovska, Yugoslavia and Macedonia Before Tito. Between Repression and Integration. London 2016.

³ Vgl. dazu die Faksimile-Sammlung eines bulgarischen UN-Beamten und -Bibliothekars: Théodore D. DIMITROV (Hg.), „International Documentation on Macedonia“. The Complaints of Macedonia. Memoranda, Petitions, Resolutions, Minutes, Letters and Documents, Addressed to the League of Nations, 1919-1939, Bde. 1, 2-3, 4-5-6, 7-8-9, 10-11-12. Genève 1979; Théodore D. DIMITROV (Hg.), La Bulgarie et la Société des Nations. Documents pour l'histoire 1920-1923. Bd. 13. Genève 1986, dazu die Besprechung von Stefan TROEBST, *Südost-Forschungen* 41 (1982), 528-532, und 47 (1988), 417-419. Vgl. auch Théodore D. DIMITROV, La Bulgarie et la Société des Nations. L'Expérience de la protection internationale des minorités nationales, 1920-1939. Genève 1994.

⁴ Voislav D. KUŠEVSKI, Celta i karakterot na peticionerskata misija na Dimitar Šalev, Gligor Atanasov i Dimitar Iliev do Društvoto na narodite (od krajot na 1929 do 1932 godina), *Istorija* 17 (1981), H. 2, 177-209, und 18 (1982), H. 1-2, 57-78; DERS., Makedonskoto prašanje pred Društvoto na narodite. Skopje 2001; sowie Ivan ILČEV (Hg.), Balkanskijat komitet v London (1903-1946). Sofija 2003.

⁵ Dimitar MIŤEV, From Skopje to Geneva. Dimitar Shalev – Defender of Minorities in the League of Nations. Sofia 2013, unter <http://www.strumski.com/books/Dimitar_Shalev_From_Skopje_to_Geneva.pdf>, 10.10.2018.

Srđan Mičić, Od birokratije do diplomatije. Istorija jugoslovenske diplomatske službe 1918-1939 [Von der Bürokratie zur Diplomatie. Geschichte des jugoslawischen diplomatischen Dienstes 1918-1939]. Beograd: Institut za noviju istoriju Srbije 2018. 482 S., ISBN 978-86-7005-149-2, RSD 1720,–

Wie in mehr oder wenigen allen Historiographien, hatte die Geschichte der Diplomatie immer ihre prominente Stelle im Rahmen der serbischen und jugoslawischen Geschichtsschreibung. Dies ist verständlich, da dieser Zweig der Historiographie einer der ältesten ist. Andererseits zog die *Geschichte des diplomatischen Dienstes* viel weniger Aufmerksamkeit auf sich als die politischen Beziehungen zwischen Staaten. In Serbien wurde der diplomatische Dienst nur ab und zu und auch nur fragmentarisch in der Geschichtsschreibung behandelt. Darum stellt das Buch von Srđan Mičić, das eine überarbeitete Fassung eines Teiles seiner viel umfangreicheren Dissertation ist, eine fast bahnbrechende Leistung dar – auf jeden Fall in Serbien.

Das Buch ist in eine Einleitung, sieben thematische Kapitel und einen Schluss gegliedert. Die Einleitung (7-17), die hier als 1. Kapitel bezeichnet wird, leitet in das Thema des Buches ein und enthält einen Überblick über der bereits existierende Literatur, eine Liste der Archivbestände, die in der Forschung bislang verwendet wurden, sowie die Danksagung des Verfassers an all die Personen und Institutionen, die seine Arbeit ermöglicht hatten. Es muss festgestellt werden, dass der Autor praktisch alle Werke über serbische und jugoslawische Diplomatie herangezogen hat. Auch wurden fast alle in serbischen Archiven zugängliche Quellen zum Thema verwendet. Chronischer Geldmangel vereitelte die Recherche in ausländischen Archiven, aber Mičić bemühte sich dies durch Verwendung gedruckter Quellen mindestens teilweise auszugleichen. Es steht aber fest, dass für eine Geschichte des jugoslawischen diplomatischen Dienstes diese Quellen sowieso nur von zweitrangiger Bedeutung sind.

Im 2. Kapitel (19-39) gibt der Verfasser anhand der relevanten Fachliteratur einen knapp gefassten Überblick über die Entstehung und Entwicklung der europäischen Diplomatie. Für fachkundige ausländische Leser wäre dies nichts Neues, aber da die Literatur darüber in südslawischen Sprachen eher bescheiden ist, bedeutet dieses Kapitel nicht nur eine passende Einleitung in das eigentliche Thema des Buches, sondern auch einen willkommenen Überblick, der es ermöglicht, den serbischen und seit 1918 jugoslawischen diplomatischen Dienst in breiterem zeitlichen, räumlichen und geistigen Kontext einzubetten.

Das 3. Kapitel (41-59) konzentriert sich auf das gleiche Thema im serbischen Kontext, d. h. es wird der Organisation und dem Funktionieren des serbischen diplomatischen und Konsulatsdienstes vom frühen 19. Jh. bis zum 1. Weltkrieg nachgegangen. Dabei werden sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede zu west- und zentraleuropäischen Modellen klar.

Das 4. Kapitel (59-72) macht den Leser mit den wichtigsten Trägern der jugoslawischen Außenpolitik bekannt: mit dem Herrscher selbst und dem Ministerrat (bzw. mit der Regierung). Es wurde schon früher festgestellt, dass während der Zwischenkriegszeit die jeweiligen Herrscher in Jugoslawien bei den Staatsgeschäften eine besondere Rolle spielten,

die weit über ihre verfassungsmäßigen Befugnisse hinausging. So ist nichts Neues gesagt, wenn man behauptet, dass die Rolle der Herrscher (des Regenten und später des Königs) Alexander und des Regenten Paul in der Außenpolitik (sowie der anderen Bereiche der Staatsgeschäfte) immens war. Alexander Karađorđević hegte offen autokratische Ambitionen, was seinen Niederschlag auch in Außenpolitik fand. Aus diesem Grund war die Rolle der Regierung bei außenpolitischen Fragen eher zweitrangig. Mićić stellt in diesem Kapitel diese Wechselbeziehung dar. Außerdem behandelt das Kapitel einige Institutionen, die mit dem Ministerrat zusammenhingen und aus den Bedürfnissen der Außenpolitik erwachsen waren. So war die Führung der Außenpolitik in Jugoslawien nie nur die Sache des Außenministeriums oder der Regierung, sondern vor allem des Monarchen, aber auch der zusätzlichen Einrichtungen.

Das 5. Kapitel behandelt dann diejenige Institution, die für die Ausführung der Außenpolitik eigentlich zuständig war – das Außenministerium. (73-132) In diesem sehr umfangreichen Kapitel rekonstruiert Mićić minutiös die Organisationsschema dieses Ministeriums und verfolgt seine Wandlungen durch 20 Zwischenkriegsjahre. Dieser Teil des Buches ist ein Paradebeispiel für eine „Geschichte der Institutionen“. Für die detaillierte Rekonstruktion von Struktur und Funktion des Ministeriums wurden nicht nur offizielle Vorschriften und Verlautbarungen, sondern auch zahlreiche andere Quellen herangezogen. Der Mangel an Quellenbeständen, die nicht ohne Verluste auf uns gekommen sind, führte leider dazu, dass nicht alle Details der alltäglichen Arbeit zu rekonstruieren waren.

Im Gegensatz zu diesem institutionengeschichtlichen Kapitel steht das nächste, das zweitgrößte des Buches (133-231), als ein ausgezeichnetes Beispiel der Sozialgeschichte des diplomatischen Dienstes vor uns. Es behandelt unterschiedliche Aspekte vom Leben und Wirken des Personals des Außenministeriums: von der Auslese der Mitarbeiter über ihre Ausbildung, professionellen und moralischen Qualitäten, Parteizugehörigkeit, Vetternwirtschaft, Arbeitsgewohnheiten bis zum Familien- und Liebesleben und Beispiele für Korruption und Missbrauch. Obwohl die existierenden Archivquellen unvollständig sind, ermöglichten die noch vorhandenen Bestände dem Autor, ein sehr lebendiges und buntes Bild der Menschen im jugoslawischen diplomatischen Dienst zu zeichnen. Soweit möglich, rekonstruierte Mićić all die familiären, parteipolitischen, landsmännischen und ethnischen Verbindungen, durch die man in den diplomatischen Dienst kommen bzw. eine Karriere in der Diplomatie machen konnte, sowie alle Schattenseiten und Schwierigkeiten, zu denen das jugoslawische System führte.

Das 7. Kapitel (231-357) lenkt die Aufmerksamkeit vom Zentrum des Dienstes in Belgrad zu den diplomatischen und konsularen Vertretungen im Ausland. Mićićs Vorgehensweise ist hier der in den anderen Kapiteln angewandten Methode ähnlich. Er stellt sowohl den institutionell-gesetzlichen Rahmen als auch die technische Seite des Wirkens der diplomatisch-konsularen Vertretungen dar. Der 2. Teil des Kapitels trägt Merkmale einer Sozialgeschichte. Er beschreibt sowohl die Räumlichkeiten, in denen die Vertretungen untergebracht worden waren, als auch die Menschen, die mit den diplomatisch-

konsularen Tätigkeiten betraut worden waren, sowie ihre Arbeitsweise, aber auch Beispiele für Korruption und Exzesse.

Das letzte Kapitel (357-439) behandelt die „Verlängerungen“ des diplomatischen Apparats in Form der militärischen wie zivilen Attachés sowie der offiziellen Nachrichtenagentur „Avala“ und des Zentral-Pressbüros. Sie alle dienten der Ausführung unterschiedlicher Aspekte der Außenpolitik, vor allem aber der Informationsstreuung und -sammlung. Anhand seiner Forschung kam Mičić zum Schluss, dass die Zusammenarbeit zwischen diesen Akteuren nicht zufriedenstellend war.

Der Hauptteil des Buches endet mit einer Schlussbetrachtung (441-444), die, wenn man den Umfang und den Reichtum des Inhalts vor Augen hat, viel zu kurz und zu verallgemeinert ausgefallen ist. Dem Schluss folgen eine beeindruckende Liste der verwendeten Quellen und Literatur (445-468) und ein Namensregister (469-482).

Srdan Mičićs Buch über den jugoslawischen diplomatischen Dienst während der Zwischenkriegszeit ist ein Novum in der serbischen Historiographie. In der Breite des Zugangs ist es einmalig. Praktisch das ganze Archivmaterial und die ganze verfügbare Fachliteratur benutzend, war der Autor bemüht, in die Tiefe wie in die Breite der Existenz des jugoslawischen diplomatischen Dienstes durchzudringen. Dabei blieb er nicht bei einer trockenen Institutionengeschichte, sondern widmete einen großen Teil des Buches der Sozialgeschichte dieser wichtigen Institution und den Menschen, die in ihrem Rahmen wirkten. Dank der zahlreichen Beispiele malt er ein buntes Bild der jugoslawischen Diplomatie: von Ernennungen über Ausbildung bis zum Funktionieren des Dienstes, dem Umgang mit vertraulichen Dokumenten und mit Geld, bis zu Ehebrüchen und (un)kollegialen Verleumdungen. Dies ermöglicht dem Leser einen Einblick in die Realität dieses wichtigen Dienstes, aber auch in das Funktionieren des jugoslawischen Staatsapparats zwischen den beiden Weltkriegen. Anhand dieser gut recherchierten Darstellung der jugoslawischen Diplomatie werden einige der politischen Entscheidungen, die aus der existierenden Literatur wohl bekannt sind, in ein neues Licht gerückt und wahrscheinlich besser verstanden als bisher. Es handelt sich um ein sehr solides, fast bahnbrechendes Werk, das zur Pflichtliteratur sowohl für die Forscher der jugoslawischen Diplomatie als auch für die Forscher der Sozialgeschichte Jugoslawiens in dieser Zeitspanne werden wird.

Belgrad

Zoran Janjetović

Boris STAMENIĆ, Das politische Leben eines Ritterspiels. Die Sinjska alka als Vehikel politischer Legitimation im 20. Jahrhundert. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2017 (Balkanologische Veröffentlichungen, 63). X, 245 S., 36 Abb., ISBN 978-3-447-10725-9, € 58,–

Die „Alka“ in Sinj, einer Kleinstadt im dalmatinischen Hinterland nordöstlich von Split, ist eine auf den Sieg der Venezianer bei Sinj über das osmanische Heer unter legendärer Hilfe der Jungfrau Maria 1715 zurückgeführte historisch-folkloristische Vorführung, ein Ringreitturnier, das bis ins letzte Viertel des 19. Jh.s „meistens unter seinem venezianischen bzw. italienischen Namen „la Giostra di Sign“ bzw. „la Giostra Signana“ thematisiert“ worden ist (1) und bis heute eine touristische Attraktion darstellt. Seit dem letzten Viertel des 19. Jh.s, von Kaiser Franz Joseph bis Staatspräsident Franjo Tuđman, waren die sich aus den lokalen Eliten rekrutierenden Darsteller des „Ritterspiels“ zwischen Wien, Zagreb und Belgrad bei staatlichen Herrschaftsinszenierungen präsent. Stamenić untersucht in seiner wohl an der Universität Bamberg angenommenen, 2014 abgeschlossenen Dissertation die „Geschichte des Politischen der *Sinjska Alka*“ (4). Die historische Überblicksdarstellung von Stjepan Bekavac¹ fehlt ebenso in seiner Literaturliste wie die thematisch deckungsgleiche Darstellung Ivan Kozlicas².

Auf die ältere Geschichte der Alka und die Entwicklung ihrer Statuten³ und den volkskundlichen Aspekt⁴ geht Stamenić nur zusammenfassend ein, ebenso auf die Geschichte der politischen Instrumentalisierung bis 1941 (18-37). Entstanden nach 1715 als jährliche „Zeremonie der gegenseitigen Anerkennung zwischen der Venezianischen Verwaltung, Grenzfestungssoldaten und den Dorfschulzen“ (6), wurde das – damals auch in anderen Städten des venezianischen Dalmatien übliche – Zeremoniell zu einem Ritual der Herrschaftslegitimationen. Als jährliche öffentliche Vorführung mit starken kirchlichen Konnotationen fortgesetzt, gewann es unter der französischen und der habsburgischen Herrschaft in Sinj an überregionaler Symbolkraft. Dinko Šimunović hat das historische Ringreittunier 1922 in seiner Novelle „Alka“ literarisch gewürdigt.

Stamenić untersucht die politische Instrumentalisierung der Aufführung unter den wechselnden politischen Systemen seit 1941 bis heute unter besonderer Berücksichtigung der Umbrüche von 1945 und 1990. Die politische Komponente wurde – wie bei der Untersuchung vergleichbarer Volksfeste anderenorts – bis zu Stamenićs Dissertation und der parallel entstandenen Arbeit Kozlicas von der Forschung weitgehend ignoriert. Im ersten Band der zweiten Auflage der „Enciklopedija Jugoslavije“ weist Josip Milićević allerdings bereits darauf hin, dass die Alka seit 1945 „auch als Zeichen der Erinnerung an das Heldentum des Volkes des Gebiets von Cetin im Nationalen Befreiungskrieg und an den Sieg der 1. Dalmatinischen Partisanenabteilung bei Sinj am 14.VIII.1941“ veranstaltet wurde: „Dadurch wurde sie zum Symbol des nationalen Heldentums und des Sieges über alle Eroberer.“⁵

Als Quelle für seine Untersuchung, die er „hauptsächlich zwischen der politikwissenschaftlichen Legitimationsforschung und der historischen Anthropologie“ (16) einordnet,

dienten Stamenić neben Interviews mit Zeitzeugen, die allerdings „politisch umstrittene Fragen hinsichtlich der neuesten Vergangenheit [...] diskret umgangen“ haben (13), insbesondere Fotografien, Postkarten und Werbeplakate, für die Stamenić vor allem das Archiv der „Viteško alkarsko društvo“ (im Text übersetzt als „Alkarenverein“) in Sinj auswerten konnte. Zum Vergleich zieht er die ebenfalls aus der venezianischen Tradition hervorgegangen „Bokeljska Mornarica“ in Kotor und die „Moreška“ von der Insel Korčula heran.

Der erste Hauptteil „Umbruch 1945“ (18-112) beginnt nach einem informativen Rückblick vom ausgehenden 18. Jh. bis in die Zeit des ersten Jugoslawiens mit der Rolle und der Funktion der „Sinjska alka“ im „Unabhängigen Staat Kroatien“. Das Ustaša-Regime beschlagnahmte die historischen Kostüme, die Waffen und das Vereinsarchiv und tauschte die Mehrzahl der Teilnehmer nach politischen Gesichtspunkten aus, beließ allerdings die organisatorisch-technische Leistung. Stamenić berichtet über die wesentlichen Ereignisse v. a. nach der zeitgenössischen Presse, zeichnet den Einsatz von Rittern und Knappen bei repräsentativen staatlichen Veranstaltungen und die Integration der „alkarischen“ Tradition in die politische Propaganda nach.

In ähnlicher Weise, allerdings ausführlicher, ordnet der Autor die kommunistische Aneignung der folkloristischen Tradition bis 1948 in die politischen Entwicklungen in der Region ein. Auch das neue Regime griff entscheidend in die Vereinsorganisation ein: „Im Sommer 1945 wurden nicht nur Name, Symbole und Verwaltungsstruktur des Alkarenvereins umgestaltet, sondern ebenso radikal der soziale Zusammenhang der Alkaren- und der Knappentruppe verändert“ (71). Akteure und Sympathisanten des Ustaša-Regimes wurden vom wieder jährlich veranstalteten Ritterspiel ausgeschlossen. Die Tradition wurde mit dem Volksbefreiungskampf verbunden, „Alkaren und Knappen als Vertreter der sozialistischen Körperkultur“ (86) stilisiert. Stamenić verbindet die Geschichte des Ringreitens und seiner Akteure in überzeugender Weise mit der Geschichte der Regionen, zeigt die Anpassung des, wie er es nennt, „Rituals“ durch z. B. „Entsakralisierung“ (105), an die neuen Verhältnisse, aber auch die Instrumentalisierung der „kulturellen Inszenierung“ (ebenda) und des – so der neue Name – „Volksalkarenvereins“ (Narodno alkarsko društvo) durch das neue Regime.

Im zweiten Hauptteil, „Umbruch 1990“ (113-231), skizziert Stamenić zunächst die Entwicklung im titoistischen Jugoslawien. Seit den 1960er Jahren popularisierte das Fernsehen das touristische Ereignis, Tito, Schirmherr und 1979 Ehrenanführer der „Sinjska alka“, besuchte die Vorführung der Alkaren- und Knappentruppe, die mehrfach in ihren Uniformen als Teil der Herrschaftsinszenierung mit ihm auftraten. Stamenić verfolgt, v. a. gestützt auf Presseberichten, die Umbruchsituation 1989/1991. Er zeigt, wie sich die Hrvatska Demokratska Zajednica (HDZ), die Partei des neuen Präsidenten Franjo Tuđman, nach ihrem Sieg bei den Parlaments- und den lokalen Wahlen 1990 gegen den Widerstand der „alten Traditionsträger“ im „Alkarenverein“ durchgesetzt hat, und wie sich als Zeichen der neuen Bedeutung der Katholischen Kirche eine Resakralisierung vollzogen hat. Der 275. Sinjska Alka im Jahre 1990 wohnte Tuđman „genau wie Tito ein Vierteljahrhundert zuvor in einem weißen Sommeranzug“ (158) bei. Stamenić verfolgt die Entwicklungen

„im Schatten der Unabhängigkeitskriege“ (179-187) und unter den Bedingungen der Konsolidierung der postkommunistischen Ordnung. 1993/1994 übernahmen die lokalen Politiker der HDZ die Führung des Alkarenvereins, zugleich veränderte die Einbeziehung von Offizieren und Soldaten der in Sinj stationierten Armeebrigade die soziale Zusammensetzung der Akteure. 1997 wurde Tuđman wie Tito 1979 „Ehrenanführer“ der Alkaren (219-226), in Publizistik und Politik wurde die „Sinjska alka“ zum „allkroatischen Symbol“ stilisiert (226).

Stamenić bereitet seine Quellen, überwiegend Presseberichte und andere Publizistik, aber auch Filme und Bildmaterial (36 Abbildungen ergänzen den Text) weitgehend chronologisch überzeugend auf und kann so zeigen, „wie das Arrangement zwischen einer sozialen Institution mit diversen Herrschaftsträgern durch das ganze 20. Jahrhundert immer wieder ausgehandelt werden konnte bzw. wie eine kulturelle Inszenierung immer wieder zum Legitimationsvehikel grundsätzlich unterschiedlicher Ideologien werden konnte“ (231). Trotz – oder wegen – der ideologischen Umkodierungen blieb die Alka „für viele Ritualteilnehmer vor allem eine Tradition, mit der sie sich identifizieren konnten“ (235) und trug so – wie anderenorts Karnevals- und Oktoberfestzug – zur Herrschaftsstabilisierung nicht nur in Sinj und im Gebiet von Cetin bei. In interessanter Weise verknüpft der Autor die lokale Mikrogeschichte mit der Geschichte Kroatiens und Jugoslawiens.

Leider leidet die ansonsten aufschlussreiche Arbeit an sprachlichen Mängeln. Der Autor beherrscht ohne Zweifel sehr gut das Deutsche als Fremdsprache, doch hätte die Arbeit von einer wenigstens oberflächlichen redaktionellen Durchsicht, wie sie auch Texten von Muttersprachlern nützt, profitieren können. Gleich im ersten Satz bezeichnet er die Alka als „Kostümfest“ (1). Er bereichert die deutsche Sprache nicht immer optimal um das Adjektiv „alkarisch“ (oft, wie beim „alkarischen Museum“ (72) besser mit dem Genetiv zu lösen) und, als Lehnübersetzung von „slavodobitnik“ verwendet er „Ruhmgewinner“ (so 33, 38, 106). Auch wären dann manche Formulierungen möglicherweise etwas klarer und schöner ausgefallen: so z. B. beim „Untergang Venetiens“ (19) statt der Republik Venedig, bei der „kroatischen Landeskammer“ (61, dem „Antifaschistischen Landesrat der nationalen Befreiung Kroatiens“), der „Fiskulturbewegung“ (85) und den „Fiskulturträgern“ (91, der jugoslawischen Variante der sowjetischen „fizičeskaja kul'tura“ und ihrer Aktivisten, den „fizkulturniki“, die vielleicht einer Erläuterung bedurft hätten) oder Kleinigkeiten wie „Senkgruben“ (101, statt „Sinkgruben“). Trotz dieser ärgerlichen redaktionellen Mängel bietet Stamenićs lesenswerte Arbeit über das engere Thema hinaus wichtige Einsichten in die neuere Geschichte Kroatiens.

Viersen

Wolfgang Kessler

¹ Stjepan BEKAVAC, *Sinjska alka, 1715-2015*. Zagreb 2015.

² Ivan KOZLIČA, *Alka u politici, politika u Alki. Sinjska alka i ratovi dvadesetog stoljeća*. Zagreb 2014.

³ U. a. benutzt er nicht Duško von PRERADOVIĆ, Das Ringelstechen von Sinj in Dalmatien, *Zeitschrift für historische Waffenkunde* 3 (1905), 273-279.

⁴ Dazu unter besonderer Berücksichtigung der Sinjska Alka Leopold KRETZENBACHER, Ritterspiel und Ringreiten im europäischen Südosten, *Südost-Forschungen* 22 (1963), 437-455.

⁵ Josip MILIČEVIĆ, Sinjska Alka, in: Miroslav KRLEŽA (Hg.), *Enciklopedija Jugoslavije*, Bd. 1. Zagreb 1980, 109.

Sylvia HOIȘIE-KORBER / Mirjam KORBER-BERCOVICI, Exkursionen in die Vergangenheit. Tagebuch aus der Verbannung in Transnistrien 1941-1944; sowie eine Reise in die Vergangenheit von Iași nach Czernowitz, Mohyliw, Scharhorod und Dschurin 2013. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2014. 156 S., ISBN 978-3-86628-496-8, € 18,–

Die Edition „Schoah & Judaica“ des Verlags Hartung-Gorre beschäftigt sich u. a. seit 1993 mit jüdischen Schicksalen während der Schoah in verschiedenen Ländern. Das hier vorliegende Buch behandelt speziell das Schicksal der Schwestern Sylvia Hoișie-Korber und Mirjam Korber-Bercovici während des 2. Weltkriegs in Transnistrien und die Auseinandersetzung Hoișie-Korbers mit den Erinnerungen während einer Reise an die Orte der Vergangenheit im Jahr 2013. Einleitende Worte finden Andrei Corbea-Hoișie und der Herausgeber Erhard Roy Wiehn. Andrei Corbea-Hoișie, der Sohn Sylvia Hoișie-Korbers und Professor für Deutsche Literatur in Iași, übersetzte das Tagebuch seiner Tante 1992 für das Buch „Deportiert. Jüdische Überlebensschicksale aus Rumänien 1941-1944. Ein Tagebuch“¹ aus dem Rumänischen ins Deutsche. Im Vorwort des hier rezensierten Werkes reflektiert er kurz die Wichtigkeit solcher Überlebensberichte, die für die heutige Zeit „gesellschaftsbildend“ (8) sind, und historische und moralische Quellen bieten, die in näherer Zukunft nur noch schriftlich existieren werden. Anschließend gibt Erhard Roy Wiehn einen kurzen Abriss der Geschichte der Bukowina und Transnistriens. So werden grundsätzliche geschichtliche Ereignisse wie die Besetzung der Bukowina durch sowjetische Truppen 1940 und die Rückeroberung durch rumänische und deutsche Truppen 1941 geklärt. Im Oktober desselben Jahres befiehlt Marschall Antonescu die Zwangsaussiedlung jüdischer Menschen nach Transnistrien. Wiehn konzentriert sich auf die Verfolgung der Juden in Bessarabien und in der Bukowina. Während fast alle Juden aus den hier beschriebenen Gebieten deportiert wurden, konnten viele Juden aus den anderen Regionen in ihrer Heimat bleiben. Diese 5-seitige Zusammenfassung mit ihren Hinweisen zu weiterführender Literatur bietet dem Leser eine gute Basis, um die anschließenden Berichte von Sylvia Hoișie-Korber und Mirjam Korber-Bercovici einzuordnen.

Der eigentliche Kern des Buches startet mit den Erlebnissen Sylvia Hoișie-Korbers. Anders als beim Tagebuch ihrer Schwester Mirjam, das am 4.11.1941 einsetzt, beginnen Hoișie-Korbers Aufzeichnungen mit ihrer Kindheit in Cîmpulung / Kimpolung im Norden

Rumäniens und den ersten, persönlich erlebten Sanktionen gegen die jüdische Bevölkerung im Jahre 1940. So war der Ausschluss aus der Schule und aus dem Dorf für die Autorin der „erste, direkte Schlag“ (21). Bald darauf sollten der Aufstand der Legionäre und der Pogrom in Iași folgen – wichtige geschichtliche Ereignisse, die die Autorin oft nur in einem Satz erwähnt. In solchen Fällen kann der Leser auf die vom Herausgeber gestellten Fußnoten zurückgreifen, in denen die geographischen und geschichtlichen Umstände erklärt und vertieft werden. Hierzu sei angemerkt, dass sich einige Angaben – besonders bei Städtebezeichnungen – auf unsichere Internetquellen stützen; die geschichtliche Aufarbeitung ist jedoch mit guten Nachschlagewerken belegt. Ein detailliertes Quellen- und Literaturverzeichnis oder anschauliche Karten der beschriebenen Gebiete fehlen aber leider völlig. Allein Kurzbiographien der Verfasser und des Herausgebers und eine Auflistung ausgewählter Literatur aus dem Verlag Hartung-Gorre schließen sich den Berichten an. Sylvia Hoișie-Korbers Erinnerungen spiegeln, wie auch später das Tagebuch ihrer Schwester, das Schicksal, das Familie Korber mit vielen jüdischen Familien in der Bukowina teilte: Sie werden von einer in der Mitte der Gesellschaft stehenden Familie innerhalb kürzester Zeit zu Unmenschen deklariert, die ihre Identität, Freunde und Familie zurücklassen mussten, um bloß zu überleben. Der Leidensweg der Familie Korber beginnt mit der Deportation der Familie 1941 nach Otaci und der Überquerung des Flusses Dnjester. Durch die Bestechung einiger deutscher Soldaten konnte die Familie von Mohyliw nach Dschurin fahren, wo sie bis 1944 im Ghetto von Dschurin lebten. Episoden aus der Zeit der Deportation und dem täglichen Überlebenskampf in Dschurin sind der Fokus beider Berichte. Der Unterschied liegt aber vor allem in der zeitlichen Distanz und der Detailfülle einzelner Ereignisse.

Während Sylvia Hoișie-Korber ihre Gedanken Jahre später formuliert – sie reflektiert die Familiengeschichte vor ihrer Reise an die Orte ihrer Vergangenheit im Jahre 2013 – ist das Tagebuch von Mirjam ein ungefilterter Gedankenstrom, der den Leser die unmittelbaren Gefühle und die physische und psychische Belastung dieser Zeit zumindest erahnen lässt. Das Tagebuch der damals 17- bzw. 18-jährigen zeigt in großer Detailfülle den Tagesablauf Mirjams, die Ausbeutung von Juden durch ihre Mitmenschen und die erschwerte Ausübung des jüdischen Glaubens. Besonders das Begehen großer jüdischer Feiertage während der Verbannung wird von Mirjam ausführlich beschrieben und mit ihren Erinnerungen aus der Heimat kontrastiert. Neben solchen besonderen Ereignissen ist es vor allem die Gefühlswelt der Autorin, die sich wie ein roter Faden durch das gesamte Tagebuch zieht. Es kommen die vorherrschenden Sorgen, Nöte, Ängste, aber auch Hoffnungen und Wünsche zu Tage, die sich teils nur an einzelnen Tagen, teils in den gesamten Aufzeichnungen finden. Allgegenwärtig sind die Angst vor weiteren Deportationen, die Sorge um Unterkunft und der Hunger. Durch diese ständig präsente Angst driftet die Autorin immer wieder in Gedanken ab, in denen sie die schöne Heimat und eigentlich alltägliche Dinge, wie Bücher oder Arbeit, herbeisehnt. Besonders in diesem Teil der Aufzeichnungen wird der Schreibstil von Mirjam zunehmend bildhafter und unterscheidet sich von anderen Überlebensberichten. So widmet sie sich im ganzen Tagebucheintrag des 6.5.1942 der schönen Natur Dschurins, die sie auffallend detailreich und fast poetisch schildert. Auch finden sich in

diesen Episoden immer wieder Auszüge aus literarischen und lyrischen Werken, die Mirjam vor oder während der Verbannung gelesen hat. Je weiter das Tagebuch aber voranschreitet, desto größer werden die zeitlichen Abstände der Einträge. Man merkt, wie schwer ihr das Schreiben fällt. Die immer wieder zerstörten Hoffnungen, aber auch die physische Schwäche – ihr Vater erkrankt an Typhus, sie selbst an Gelbsucht – führen zum Abbruch des Tagebuchs am 10.10.1943. Die Ereignisse danach komplettiert ihre Schwester mit ihren Aufzeichnungen. Sylvia Hoişie-Korber, Mirjam Korber-Bercovici und ihre Eltern überleben die Schoah, das Trauma dieser Zeit ist für beide Schwestern aber immer noch lebendig. Beide berichten von Alpträumen und ständigen Erinnerungen an diese Zeit. Deshalb bietet die Exkursion Sylvia Hoişie-Korbers, die sie 2013 in die Ukraine unternimmt, einen würdigen Abschluss dieses Buches. Es bestätigt in persönlicher Art und Weise den Drang bzw. den Versuch von Überlebenden, diese Zeit aufzuarbeiten. Sylvia Hoişie-Korbers Weg dieser Aufarbeitung ist die Konfrontation mit den Orten der Vergangenheit. Der Leser begleitet die Autorin auf ihrer fünftägigen Reise, bei der sie sich durch den Besuch von Orten, Friedhöfen, Denkmälern, aber auch von einem alten Leidensgenossen ein Bild der gegenwärtigen Ukraine macht.

Die Berichte der beiden Schwestern sind nicht nur eine persönliche Art der Vergangenheitsbewältigung, sie sind Quellen über eine Zeit, die auch in der Gegenwart weder verdrängt noch vergessen werden darf. Dieses Buch ist ein Zeugnis, gedruckt mit dem Vorsatz, den Erinnerungen der (Nicht-)Überlebenden der Schoah auch in Zukunft eine Stimme zu geben. Dadurch, dass in diesem Buch beide Schwestern – aus damaliger und heutiger Sicht – ihre Gedanken aufschreiben, entsteht ein plastisches Bild einer jüdischen Familie vor, während und nach der Verbannung. Wie richtig die Entscheidung war, beide Aufzeichnungen in dieses Werk einzubeziehen, zeigt die Beziehung zu ihren Verwandten. Im Tagebuch klagt Mirjam diese immer wieder an, dass sie die Familie vergessen hätten. Erst durch den retrospektiven Blick von Sylvia Hoişie-Korber erfährt der Leser vom Schicksal der Verwandten, die zum Teil nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden oder in Rumänien getötet worden waren, zum anderen Teil keine Möglichkeit hatten zu schreiben. Mit diesem Ansatz lässt sich wohl auch der Aufbau des Werkes erklären, denn ohne Sylvia Hoişie-Korbers Erklärungen der Zusammenhänge wären manche Details aus dem Tagebuch für den Leser undurchsichtig. So aber bildet sich eine stimmige Erzählung, die von der allgemeinen, politischen Darstellung in eine persönliche und detailreiche Leidensgeschichte übergeht.

Regensburg

Lisa Kieslinger

¹ Mirjam KORBER / Andrei CORBEA-HOIŞIE, Deportiert. Jüdische Überlebenschicksale aus Rumänien 1941-1944. Ein Tagebuch. Konstanz 1993.

Vom „Verschwinden“ der deutschsprachigen Minderheiten. Ein schwieriges Kapitel in der Geschichte Jugoslawiens 1941-1955. Hgg. Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung / Donauschwäbisches Zentralmuseum. Berlin, Ulm: Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm 2016. 231 S., zahlr. s/w- und farb. Abb., ISBN 978-3-946867-00-5, € 18,–

Flucht, Vertreibung und Migration stellen Konstanten in der Geschichte der Menschheit dar. Gerade in den letzten Jahren wurde dieses Thema im Zuge der sogenannten „Flüchtlingskrise“ auch in der breiten Öffentlichkeit zu einem omnipräsenten Thema. In der Geschichtsforschung beschäftigt man sich hingegen schon seit langer Zeit auf vielfache Weise mit dieser Materie. Auch der hier vorliegende Sammelband „Vom Verschwinden der deutschsprachigen Minderheiten“, der die Ergebnisse der gleichnamigen internationalen Tagung vom 21.-23. März 2012 in Radkersburg zusammenträgt, greift das Thema der Flucht und Vertreibung auf. Jedoch widmet sich der Band laut Vorwort einem bisher in der Literatur eher wenig beachteten Teilaspekt, nämlich der Vertreibung der Donauschwaben aus Jugoslawien während und nach dem 2. Weltkrieg.¹ Und tatsächlich: In der neueren Literatur findet sich vergleichsweise wenig über dieses Thema. Zu nennen wären hier u. a. Georg Wildmann, Mariana Hausleitner oder Zoran Janjetović. Anzumerken ist darüber hinaus, dass sich besonders im nicht-englischen bzw. nicht-deutschsprachigen Bereich gute Literatur finden lässt. Ein Beispiel sei hier Mitja Ferenc, der auch im hier besprochenen Sammelband einen Beitrag stellt.

Der Sammelband vereinigt 17 Beiträge von Wissenschaftlern aus fünf Ländern. Aufgebaut ist er in vier übergeordnete Themenkomplexe: „Deutsche in Jugoslawien nach 1918. Minderheiten und Mehrheiten“; „Das ‚Dritte Reich‘. NS-Besatzungspolitik und Holocaust“; „Das ‚Verschwinden‘ der deutschsprachigen Minderheiten. Vertreibung, Deportation, Internierung“; „Danach. Donauschwaben – eine Spurensuche“. Die einzelnen Abschnitte bauen chronologisch aufeinander auf und erzählen die Geschichte der Donauschwaben vom Ende der Habsburger Monarchie über den 2. Weltkrieg bis hin zur heutigen Zeit. 17 Beiträge im Einzelnen zu besprechen, würde den Rahmen dieser Rezension sprengen, weshalb im Folgenden nur auf besonders hervorzuhebende Beiträge eingegangen wird. Es bleibt jedoch anzumerken, dass alle Beiträge auf einem durchweg hohen Niveau sind.

Der erste Aufsatz, der hier näher besprochen werden soll, ist zugleich der einführende des Sammelbandes: „Südslawen und Deutsche. Zur langfristig-historischen Dimensionierung der Vertreibung aus Jugoslawien“ von GÜNTER SCHÖDL (10-23). Schödl beschäftigt sich mit den langfristigen Ursachen und der Entwicklung des Konfliktes zwischen Deutschen und Slawen. Schödl's These nach entwickelte sich die Abneigung den Slawen gegenüber den Deutschen bereits ab dem frühen 19. Jh. Dabei geht er besonders auf die nationalen Bewegungen der Region und ihr Verhältnis zur deutschen Minderheit ein und gibt dabei einen geschichtlichen Exkurs über die Entwicklung Serbiens und Kroatiens. Kurz zusammengefasst: Es wird gezeigt, dass bereits vor Ausbruch des 2. Weltkriegs das Verhältnis zwischen Slawen und Deutschen gestört war. Am Schluss zeigt Schödl die Defizite der bisherigen Forschung zu diesem Thema auf und kritisiert, dass man bisher zu sehr „Ver-

treibungsforschung“ betrieben habe. Seiner Meinung nach sollten die Entwicklungen ab dem 19. Jh. mehr untersucht werden, da diese für die Entstehung des Konfliktes, der letztendlich zur Vertreibung der Donauschwaben führte, von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen seien.

Nachdem Schödl und vier weitere Autoren sich in ihren Aufsätzen mit Zwischenkriegszeit und NS-Besatzung beschäftigten, folgt der Beitrag „Das Schicksal der deutschen Minderheit in Slowenien nach dem Zweiten Weltkrieg“ von MITJA FERENC (82-95) als Einstieg in die Zeit nach dem 2. Weltkrieg. Anhand Ferencs klarer Struktur lässt sich der Verlauf der Vertreibung der Deutschen aus dem slowenischen Gebiet detailliert nachvollziehen. Ferenc beginnt seine Ausführungen mit der Anzahl und Präsenz der Deutschen in Slowenien bis 1945. Anschließend beschreibt er chronologisch den Ablauf von Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Slowenien. Er beginnt mit der ersten großen Fluchtwelle noch vor dem Ende des Krieges und berichtet im Anschluss über Enteignung, Internierung und letztendliche Vertreibung der verbliebenen Deutschen bis Mitte 1946.

Während bis dahin eher allgemein über die deutsche Minderheit berichtet wurde, widmet sich SANJA PETROVIĆ TODOSIJEVIĆ in ihrem Aufsatz „Die Betreuung deutscher Kinder in jugoslawischen Kinderheimen nach dem Zweiten Weltkrieg (1946-1952)“ (118-125) einer speziellen Gruppe von Schicksalen. Auch Todosijević arbeitet mit konkreten Zahlen. Demnach erhielt das Komitee für Sozialfürsorge bereits im Mai 1946 den Auftrag, rund 3000 elternlose Kinder aus den Lagern in der Vojvodina zu bringen. Bis Ende 1946 hielt man davon 1293 Kinder für geeignet. Die Kriterien für die Unterbringung in einem Heim waren, dass die Kinder höchstens zwölf Jahre alt sein durften, gesund sein mussten und ihre Eltern gestorben (bzw. außer Landes) waren. Todosijević setzt sich sehr detailliert mit diesem Thema auseinander, dabei führt sie viele verschiedene Aspekte wie die Unterbringung und Aufteilung der Kinder in den Heimen, den Umgang und die Erziehung an. Man erfährt zudem, wie die Kinder von der Gesellschaft angenommen wurden, die ihnen demnach positiv und wohlwollend entgegensah. Die Beschäftigung mit der Integration der Kinder stellt hierbei in der Forschung eine ganz neue Richtung dar, die zukünftige Beachtung verdient.

Ein letzter Blick sei auf zwei Aufsätze gerichtet, deren Autoren offensichtlich konträre Ansichten vertreten. Konkret geht es um MILAN KOLJANINS Aufsatz „Holocaust in Serbia. Ideology and Experience“ (73-81) sowie „Das vergessene Vermächtnis der deutschen Minderheiten in Slowenien“ von JOŽE DEŽMAN (196-209). Koljanin beschreibt in seinem Beitrag den Ablauf des Holocausts an den serbischen Juden und wirft hierbei den ansässigen Deutschen Zusammenarbeit und Mittäterschaft vor, die seiner Ansicht nach von ehemaligen Nachbarn zu brutalen Besatzern wurden. So wurden Serben, die gegen die Massenermordungen der Juden Widerstand leisteten, selbst in großer Zahl hingerichtet. Dežman wiederum widmet sich dem Schicksal der Deutschen unter der Herrschaft Titos in Jugoslawien und konzentriert sich eher auf die Opferrolle derselben. Als Einstieg wählt er einen kurzen Überblick über die titoistische Herrschaft und deren Auswirkungen vor allem auf Angehörige anderer Nationalitäten wie Kroaten oder Serben nach dem 2. Weltkrieg: So wurden laut Dežman innerhalb von zwei Monaten über 80 000 Kriegsgefangene

und Zivilisten aller Nationalitäten ermordet (197). Im Anschluss erklärt er anhand einzelner Schicksale – deutsche Unternehmer, Eheleute und Priester – wie die Unterdrückung, Vertreibung und letztendlich Ermordung stattfand.

Bei der Gegenüberstellung der beiden Aufsätze von Koljanin und Dežman ist bemerkenswert, wie unterschiedlich die Darstellung der Deutschen ausfällt. Auch wenn anzumerken ist, dass beide Autoren unterschiedliche Zeiträume betrachten, lässt die konträre Sichtweise einen differenzierten Blick auf die Deutschen zu. Auffällig ist auch, dass die beiden Autoren erkennbar voreingenommen sind. Anders als die übrigen in diesem Sammelband vorliegenden Beiträge, die um Neutralität bemüht sind, ergreifen Dežman und Koljanin deutlich Partei – einmal für und einmal gegen die Deutschen.

Zusammenfassend stellt sich der vorliegende Sammelband als facettenreiche Zusammenstellung von Studien über Geschichte, Leben und zum Teil auch Zukunft der Donauschwaben dar. Die einzelnen Beiträge sind sehr bemüht, thematisch aufeinander aufzubauen. Teilweise zitieren sich die Autoren gegenseitig oder verweisen auf andere Beiträge des Bandes. Die Aufsätze sind breit gefächert, sodass sowohl Experten als auch fachfremde Leser von der Lektüre profitieren. Ein intensiver Umgang mit Quellen, Archivgut und Literatur zeichnet den Sammelband zusätzlich aus.

Aalen

Julia Elisabeth Langholz

¹ Gerhard SEEWANN / Michael PORTMANN, Donauschwaben. Deutsche Siedler in Südosteuropa. Ulm, Potsdam 2018.

Rudo SCHWARZ, Von Mainz nach Kreta im Winter 1942-43. Das Reisetagebuch des Künstlersoldaten Rudo Schwarz. Hg. Heinz A. RICHTER. Mainz, Ruhpolding: Verlag Franz Philipp Rutzen 2015 (Peles. Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns, 66). 127 S., zahlr. Ill., ISBN 978-3-447-10304-6, € 32,–

Die „Peles“-Reihe des Verlages Franz Philipp Rutzen dient thematisch ausschließlich Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns. Der 66. Band nimmt sich des sogenannten „Künstlersoldaten“ Rudo Schwarz und seines Tagebuchs an, das dieser während seiner Reise von Mainz über Jugoslawien und Griechenland bis zur Insel Kreta führte, auf der er von 1943 bis 1944 als Besatzungssoldat der deutschen Wehrmacht stationiert war. Schwarz war offensichtlich kein passionierter Soldat, nutzte er doch jede Gelegenheit und freie Minute zum Schreiben, Zeichnen und Malen. In seinem Tagebuch schreibt er nur selten über militärische Themen, sondern beschäftigt sich nur mit der schönen Landschaft und den Menschen, die ihm auf seinem Weg nach Kreta begegnen.

Nach einem kurzen Vorwort des Herausgebers HEINZ A. RICHTER über die Hintergründe der Veröffentlichung des Bandes und wie er überhaupt auf Rudo Schwarz und seine Werke gestoßen ist, folgt eine 3-seitige Einleitung. In der darin enthaltenen Kurzbiographie von Schwarz erfährt man mehr über das Leben des Künstlers. In drei weiteren kurzen Exkursen werden dem Leser die geschichtlichen Hintergründe Kretas im 2. Weltkrieg und auch das Verhältnis von Schwarz zu der griechischen Insel und seinem Aufenthalt dort näher erläutert.

Das gut erhaltene Reisetagebuch wurde komplett als Faksimile im Maßstab 1 : 1 reproduziert. Schwarz schrieb sein Tagebuch in Sütterlinschrift, die für die meisten Menschen heute kaum lesbar ist. Der Herausgeber des Buches hat deswegen einen Anhang hinzugefügt, der den gesamten Text in Druckschrift wiedergibt. So kann man sich komplett von der Ästhetik des Tagebuches fesseln lassen. Schwarz unterbricht die Textpassagen immer wieder mit wunderschönen und detaillierten Bleistift- und Tuschezeichnungen der Landschaft, der Städte, Gebäude und Menschen, denen er begegnet. Noch dazu hat er einige seiner auf Karton angefertigten Skizzen in das Tagebuch eingeklebt, die perfekt reproduziert wurden. Nach der Transkription der Textpassagen folgen abschließend noch einige Fotos, die der gelernte Fotograf Schwarz während seiner Reise gemacht hat. Die Schwarz-Weiß-Aufnahmen zeigen einige der Orte und Landschaften, die er passiert hat, darunter auch Bilder von Athen und der Akropolis.

In den Tagebucheinträgen beschreibt Schwarz seinen Alltag anhand kleiner Anekdoten. Er schreibt viel über die Schönheit der vorbeirauschenden Landschaft und des Winters auf seiner Reise. Je weiter er nach Süden fährt, desto mehr fallen ihm erste Veränderungen auf, sowohl in der Natur als auch bezüglich der Häuser und Menschen. Solche Beobachtungen hält er gerne in Form von kleinen oder auch großen Zeichnungen fest, die manchmal ganze Seiten einnehmen. Zu den Motiven zählen die unterschiedlichsten Dinge. Das Spektrum reicht dabei von Brücken und Häusern bis hin zu Bergen und ganzen Landstrichen. Ab und an malt er aber auch unauffälligere oder alltägliche Objekte, wie z. B. Tonkrüge oder eine Schafherde. Er zog seine Inspiration fürs Malen also aus allen möglichen Dingen.

In seinen Einträgen schreibt er, wie bereits erwähnt, kaum über die militärischen Abläufe, sondern hält hauptsächlich seine Eindrücke fest. So berichtet er über all die Städte und Dörfer, die er während seiner Reise passiert hat, und auch über die Zugfahrt an sich. Er unternimmt auch immer gerne Spaziergänge und macht Ausflüge, um seine Umwelt besser erforschen zu können. Manchmal vergisst man nahezu, dass er eigentlich als Soldat unterwegs zur Front ist, bis dann seine Erzählungen von Berichten über Morgenappelle und Alarmübungen unterbrochen werden.

Bei dem Band bzw. dem Tagebuch handelt es sich um eine neue, abwechslungsreiche und persönliche Perspektive auf das Leben eines eher untypischen Soldaten im 2. Weltkrieg. Während sich andere Kriegstagebücher nämlich meist mit den militärischen Aspekten des Soldatenlebens und den Greueln des Krieges auseinandersetzen, liegt der Fokus bei diesem Tagebuch klar auf der Schönheit der Kunst und Natur im Allgemeinen. Dieses fast kindlich wirkende Ausblenden der brutalen Realität kann man natürlich kritisch sehen, auch mag

man über die Relevanz des Buches in der Reihe diskutieren. Als historische Quelle für den 2. Weltkrieg in Südosteuropa erscheint das Buch wenig fruchtbar. Aber betrachtet man es als das, was es ist, nämlich als schlichtes Reisetagebuch eines Künstlers, der zufällig auch Soldat war, so ist man beeindruckt und vereinnahmt von den Bildern des Rudo Schwarz und lernt eine friedliche Welt inmitten eines grausamen Krieges kennen – was durchaus eine willkommene Abwechslung sein kann.

Regensburg

Martin Arnold

Rena MOLHO, Der Holocaust der griechischen Juden. Studien zur Geschichte und Erinnerung. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf. 2016. 263 S., zahlr. Illustrationen, ISBN 978-3-8012-4238-1, € 24,90

Rena Molho, selbst Tochter eines verfolgten jüdischen Paares aus Thessaloniki und anerkannte Historikerin auf dem Gebiet der griechischen Holocaustforschung, thematisiert mit ihrem ursprünglich auf Griechisch verfassten Werk die an den Juden in Griechenland, speziell der in Thessaloniki lebenden jüdischen Bevölkerung, verübten Greueltaten und das erlittene Unrecht, aber auch die heutige Erinnerungskultur in ihrem Heimatland. Die Autorin, die schon mit mehreren ihrer hauptsächlich englisch- und französischsprachigen Werke zur jüdischen Bevölkerung für Aufsehen in der griechischen Geschichtsaufarbeitung sorgte, lässt auch mit ihren ausführlichen Studien zur Verstrickung gerade der nicht-jüdischen Einwohner Thessalonikis in die Holocaust-Geschehnisse klar erkennen, worauf es ihr ankommt: Verdrängung, Verleugnung und Vergessen entgegenzuwirken und das Geschehene als Teil der griechischen Geschichte und Identität zu kennzeichnen.

Ihr Buch gliedert Molho dafür in drei in sich geschlossene Teile, die insgesamt zwölf Kapitel beinhalten. Systematisch stellt sie im 1. Teil „Geschichte und Erinnerung“ (23-128) dar und legt in den darin enthaltenen fünf Kapiteln den Schwerpunkt auf die Situation der Juden in Thessaloniki, dem vielzitierten „Jerusalem des Balkans“. Hierbei spannt sie den Bogen von einem Überblick über die aktuelle Geschichtsschreibung zum Holocaust der griechischen Juden, der über eine ausführliche Behandlung der exemplarischen Stadt Thessaloniki führt, bis zu einer vergleichsweise allgemein gehaltenen Darlegung über die Vernichtung der Juden in Europa. Die Aufzählung und Beschreibung der Vernichtungsmethoden in den Lagern stellen den Leser hierbei auf eine harte Probe und verdeutlichen einmal mehr die Grausamkeit und Menschenverachtung des nationalsozialistischen Regimes.

„Veröffentlichte Quellen und Bücher“ (129-181) lassen im darauf folgenden Abschnitt die verschiedenen Wege erkennen, auf denen die griechische Geschichtswissenschaft und der hellenische Staat diese Vergangenheit zu bewältigen suchen – nach Ansicht Molhos vor

allem von staatlicher Seite nicht bestimmt genug, im Schulunterricht ganz offensichtlich zu unstrukturiert und der Ernsthaftigkeit der Geschehnisse nicht angemessen.

Der 3. und letzte Abschnitt „Archivquellen mündlich wiedergegebener Geschichte und Erinnerung“ (182-220) zeigt zahlreiche Möglichkeiten auf, das Geschehene in die öffentliche Wahrnehmung des heutigen Griechenlands zu befördern. Die Autorin sieht geeignete Mittel, die Schrecken der Shoah dem teils wohlwollend akzeptierten Vergessen zu entreißen, vor allem in der audiovisuellen Verarbeitung und Umsetzung der Erzählungen der Zeitzeugen sowie in niedergeschriebenen Erlebnisberichten der Betroffenen.

Die kritischen Studien zum Holocaust der griechischen Juden, die die Autorin vorlegt, enden mit einem detaillierten Anhang (221-261), in welchem umfangreiche Schriftzeugnisse der Besatzungs- und Nachkriegszeit abgedruckt sind. Bedauerlicherweise wird zu diesen Quellen, die ein Memorandum jüdischer Gewerbetreibender und während bzw. nach der Besatzung erlassene Gesetze enthalten, keine Übersetzung geliefert, nicht einmal auszugsweise. Im Hinblick aber auf die Intention – die mittels einer Gegenüberstellung einer griechischen und einer separaten internationalen Bibliographie noch unterstrichen wird –, vor allem die griechischsprachige Leserschaft und Öffentlichkeit mit dieser Arbeit zu erreichen, stellt dieser Umstand jedoch lediglich für einen Teil der angestrebten Leserschaft eine Unbequemlichkeit dar. Mit der signifikant umfangreicheren griechischsprachigen Bibliographie verdeutlicht die Verfasserin zudem, dass gerade in ihrem Heimatland eine immer umfassendere Aufarbeitung der nationalsozialistischen Besatzungszeit stattfindet, wobei deren Fokus momentan jedoch noch auf der Thematisierung einzelner und nicht kollektiver Ereignisse zu liegen scheint.

Rena Molho bringt mit ihrer Veröffentlichung zum Holocaust der jüdischen Bevölkerung Griechenlands umfassend und sorgfältig recherchierte Fakten und Gedanken in einen historischen Aufarbeitungsprozess ein, der durch dieses Werk weiter befeuert und fundiert geführt werden kann.

München

Charlotte Ramelsberger

Aleksandăr VEZENKOV, 9 septemvri 1944 g. [9. September 1944]. Sofija: Institut za izsledvane na blizkoto minalo 2014. 464 S., 8 ungez. S., Abb., ISBN 978-954-28-1199-2, BGN 18,–

Würde das deutsche Lesepublikum heute einen lakonischen Buchtitel wie „7. Oktober 1949“ als Gründungsdatum der DDR dechiffrieren? Wohl kaum. Anders hingegen der Fall Bulgarien: Hier gilt bis heute der „9. September 1944“, gemeinhin lediglich als „Neunter September“, gar nur als „Neunter“ bezeichnet und für den von den einmarschierenden Sowjettruppen beförderten kommunistischen Staatsstreich stehend, als die wichtigste

Zäsur der neueren Nationalgeschichte. Entsprechend wird diese in eine Epoche „vor dem Neunten“ („predi deveti“) und die Zeit „nach dem Neunten“ („sled deveti“) unterteilt. Im Vergleich dazu spielt der 10.11.1989, das Datum der Palastrevolution gegen den 35 Jahre lang amtierenden Parteichef Todor Živkov, lediglich eine sekundäre Rolle. Mit dem „Neunten“ kann nur noch der 3.3., der „Tag der Befreiung Bulgariens vom türkischen Joch“, mithalten, als das zaristische Russland 1878 dem Osmanischen Reich im Istanbuler Vorort San Stefano, heute Yeşilköy, einen Präliminarfrieden aufzwang, welcher die Schaffung eines vom Schwarzen Meer an die Ägäis und an den Ochrid-See reichenden bulgarischen Staates unter St. Petersburger Ägide vorsah. Der Berliner Kongress wenige Monate später revidierte dieses territoriale Maximalprogramm und sah lediglich die Gründung eines kleinen Fürstentums an Donau und Balkan-Gebirge vor. Dennoch – oder gerade deshalb – schaffte das bulgarische Parlament 1990 den bisherigen Nationalfeiertag 9.9. ab und ersetzte ihn durch den von 1888 bis 1944 gültigen 3.3.

Dies geschah ungeachtet des Umstands, dass dieses Datum für den seinerzeitigen bulgarischen Territorialanspruch auf Teile des heutigen Griechenlands, Makedoniens, Albaniens, Kosovos, Serbiens, Rumäniens und der Türkei steht. Während heute in Sofia T-Shirts mit den Umrissen „San Stefano-Bulgariens“ und der Aufschrift „Bulgarien der drei Meere“ (inkl. der Adria) populär sind, sind die genannten Nachbarstaaten von der Nationalfeiertagswahl des heutigen EU-Mitglieds naheliegender Weise nicht erbaut. Um einen zentraleuropäischen Vergleich zu ziehen: Welche Folgen hätte es gehabt, wenn das wiedervereinigte Deutschland 1990 anstelle des 7.10. (ehemaliger Nationalfeiertag der DDR) und des 17.6. (ehemaliger Tag der deutschen Einheit in der Bundesrepublik) nicht den 3.10., sondern analog zu Bulgarien den 3.3. als neuen Nationalfeiertag gewählt hätte, also den Tag des „Raubfriedens“ von Brest-Litovsk 1918, welcher den Einfluss des Deutschen Reiches für wenige Monate bis an den Don ausdehnte?

Um kurz vor halb sieben am Morgen des 9.9.1944, einem warmen und sonnigen Samstag, sendete Radio Sofija eine „an das bulgarische Volk“ gerichtete Erklärung des 56-jährigen Oberstleutnants der Reserve Kimon Georgiev. Mit „müder“, gar „weiblicher“ Stimme teilte er den „Bulgaren und Bulgarinnen“ mit, die oppositionelle „Vaterländische Front“ („Otečestven front“), der auch die kommunistische Partei angehörte, habe eine neue Regierung unter seiner Führung gebildet. Um das Land „vor dem Untergang zu retten“, werde man das Bündnis mit „Hitler-Deutschland“ aufkündigen und den Kampf der Sowjetunion, „des neuen Jugoslawien“, Großbritanniens und der USA gegen „das deutsche Lager“ und „das deutsche Kapital“ unterstützen (13).

Die meisten der Angesprochenen nahmen diese Ankündigung mit gemischten Gefühlen auf, was nicht zuletzt an der Person des neuen Ministerpräsidenten lag. Dieser hatte sich nicht nur bereits 1934 mit Hilfe von Militärs erfolgreich an die Macht geputscht, sondern war auch maßgeblich an einem gleichfalls erfolgreichen Staatsstreich von 1923 beteiligt gewesen. Beide Putsche hatten eine deutlich antikommunistische Stoßrichtung aufgewiesen, so dass zumindest die einfachen bulgarischen Kommunisten und ihre Sympathisanten von der neuen Konstellation mehrheitlich überrascht wurden. Georgiev war indes nicht das

einzigste politische Chamäleon in der neuen Vier-Parteien-Regierung der „Vaterländischen Front“, die sich einen dezidiert überparteilichen Anstrich gab. Allerdings galt auch in Bulgarien das, was Walter Ulbricht einige Monate später als Direktive an den Voraustrupp seiner Partei in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands ausgab: „Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.“ Die Variante der bulgarischen Kommunisten lautete: „Das Diktieren durch unsere Partei soll nicht spürbar sein“ (319).

Gleich den deutschen Kommunisten 1945 waren auch die bulgarischen 1944 ihren temporären Verbündeten wie politischen Gegnern gegenüber im Besitz einer Trumpfkarte – der Anwesenheit sowjetischer Besatzungstruppen. Denn am Vormittag des Vortags, am 8.9.1944, überschritt die Rote Armee die Grenze von Rumänien nach Bulgarien und besetzte innerhalb einer Woche das ganze Land (mit Ausnahme der Teile Griechenlands und Jugoslawiens, welche 1941 nach dem Balkanfeldzug der Wehrmacht an Bulgarien überstellt wurden). Noch am 9.9.1944 stiegen die ersten kommunistischen Partisanen aus den Bergen in die Dörfer und Städte Bulgariens hinab und übernahmen gemeinsam mit örtlichen Kommunisten die Macht. Eine blutige Abrechnung mit „Faschisten“, deren „Helfern“ und anderen „Antikommunisten“ begann.

Der Sofijoter Zeithistoriker Aleksandăr Vezekov, ein Experte für die Periode der kommunistischen Parteidiktatur, hat sich vier schwierige Aufgaben gestellt: 1. im Detail zu rekonstruieren, was eigentlich genau am 9.9.1944 in Bulgarien geschehen ist; 2. wie es dazu kam; 3. welche unmittelbaren Folgen das gehabt hat; und 4. wie dieses Datum zunächst sakralisiert, dann perhorresziert wurde. Zugute kam ihm dabei neben dem Zugang zu den zentralen und regionalen Archiven Bulgariens vor allem ein gewaltiger Fundus an vor wie nach 1989 fixierten autobiographischen Quellen. Von nachgeordneter Bedeutung war für ihn die bulgarische, sowjetische und westliche Historiographie der Zeit vor 1989, aber auch das, was die bulgarische Geschichtswissenschaft seitdem zum Thema beizutragen hatte. Dabei gelingt ihm überzeugend, das bis 1989 gültige Narrativ zum „Neunten“ mittels archivgestützter Analyse zu korrigieren sowie zu großen Teilen zu dekonstruieren.

Bezüglich der Vorgeschichte holt Vezekov weit aus, was erklärt, dass die Ereignisse des 9.9.1944 erst ab S. 203 figurieren. Zuvor schildert der Autor die Lage des Königreichs Bulgarien im 2. Weltkrieg – als Verbündeter Deutschlands, Italiens und Japans einerseits, aber mit der Sowjetunion nicht im Krieg befindlich. Ausführlich behandelt er die Lage der bulgarischen Kommunisten, und dies sowohl im sowjetischen Exil wie im bulgarischen Untergrund, wo eine im europäischen Vergleich relativ schwache Partisanenbewegung entstand. Besonders detailliert stellt er die politisch turbulente Entwicklung des Landes im Sommer 1944 sowie dessen sich dramatisch ändernde militärische Lage dar: Die bulgarische Armee zog sich angesichts der erstarkenden Tito-Partisanen fluchtartig aus dem inkorporierten Teil Jugoslawiens zurück; der Ministerrat proklamierte die Neutralität Bulgariens; die Sowjetunion erklärte dem Land den Krieg; und am 8.9. überschritt die Rote Armee, wie gesagt, dessen Grenze. Und gleichfalls detailliert werden die unmittelbaren Vorbereitungen zum Umsturz in der Nacht vom 8. auf den 9.9. dargestellt. Etwas zu kurz kommt diesbezüglich indes der „sowjetische Faktor“. Denn dass es sich bei Umsturz

und Einmarsch nicht um bloße zeitliche Koinzidenz, sondern um koordinierte Aktionen handelte, legt die dichte Kommunikation zwischen den bulgarischen „home communists“ mit den „Moscow communists“ um Georgi Dimitrov sowie zwischen diesem und Stalin – und damit mit der sowjetischen Armeeführung – mehr als nahe.

Die Qualität eines Politthrillers hat dann Vezenkovs Beschreibung der Durchführung des Putsches in der Hauptstadt Sofia, welche der Autor dazu nutzt, etliche Mythen aus volksrepublikanischen Tagen zurechtzurücken, vor allem was die persönliche Rolle des langjährigen Partei- und Staatschefs Todor Živkov betrifft. Während des Kriegs hauptberuflich als Hausmann tätig, stilisierte dieser sich später selbst zu einem maßgeblichen Akteur der Ereignisse am 9.9., was nach 1989 auf den heftigen Widerspruch der seinerzeitigen Genossen stieß.

Eindringlich ist auch Vezenkovs eingehende Schilderung der Machtübernahme der Kommunisten mittels der von ihnen gesteuerten „Vaterländischen Front“ auf regionaler wie lokaler Ebene, wobei es zu Zusammenstößen mit Garnisonen der bulgarischen Armee kam. Generell war die Bevölkerung sowohl von der kommunistischen Machtübernahme wie vom Einmarsch der Roten Armee überrascht. Aber trotz der sowjetischen Kriegserklärung an Bulgarien wurden die Rotarmisten hier als „slawische Brüder“ mehrheitlich freundlich empfangen, an manchen Orten gar als „Befreier vom Faschismus“ gefeiert. Zu diesem Empfang trugen nicht nur die Erinnerung an die „Befreiung von der Sultansherrschaft“ durch die zaristische Armee 1878, sondern auch sprachliche Missverständnisse bei, etwa wenn ein sowjetischer Major bulgarische Dorfbewohner auf Russisch mit „krest‘jane“ (Bauern) adressierte. Die so Angesprochenen verstanden „christijani“ (Christen) und waren entsprechend positiv überrascht (20). Hinzu kam der Umstand, dass sowjetische und bulgarische Armeeinghörige vom November 1944 an in der Tat „Waffenbrüder“ waren. Dies deshalb, weil Bulgarien auf der Seite der UdSSR in den Krieg gegen das „Dritte Reich“ und seine Verbündeten eintrat. Bulgarische Streitkräfte kamen vor allem im Kampf gegen die Wehrmachtssheeresgruppe E auf dem Territorium Jugoslawiens zum Einsatz.

Zeitgleich zu diesem Kampfeinsatz vom Herbst 1944 bis zum Frühjahr 1945 kam es zu einer politischen Säuberung der bulgarischen Armee durch die die „Vaterländische Front“ dominierenden Kommunisten. Gleichfalls einer massenhaften Säuberung gleich kam im Dezember 1944 die Einrichtung eines Volksgerichts (Naroden sad) parallel zum bestehenden Justizsystem. Bis April 1945 wurden in 135 Schnellprozessen harte Urteile gegen die herrschende Elite der Jahre 1941-1944 gefällt. Ein Drittel davon, 2 730, waren Todesurteile. Die neuen Herren nutzten ihre Machtstellung aber auch zu eigenmächtiger Gewalt, zu Morden aus Rache und Selbstjustiz, desgleichen zu massenhaftem Terror gegen die unteren Ebenen des alten Regimes, hier gegen Polizisten, Gendarmen, Unteroffiziere, Beamte, Lehrer, Popen und anderen. „Dem unblutigen Umsturz“, so der Autor, „folgte ein gemessen an der Zahl der Opfer gigantischer politischer Terror“ (359).

Die militärische Präsenz der Roten Armee sowie die sowjetische Dominanz in der tri-lateralen Alliierten Kontrollkommission für Bulgarien, in der auch Großbritannien und die USA mit kleinen Kontingenten vertreten waren, hatte eine merkwürdige Folge: Zwar war

der ehemalige Kriegsgegner Bulgarien jetzt Verbündeter der Sowjetunion, wie sich auch die Kommunisten in Moskau und Sofia als „Kampfgenossen“ betrachteten, aber dennoch war Bulgarien sowjetisch besetzt. Gemäß dem Waffenstillstandsabkommen vom 28.10.1944 stellte nicht länger der bulgarische Regentschaftsrat für den minderjährigen König Simeon II., sondern Sowjetmarschall Fëdor I. Tolbuchin als Vorsitzender der Kontrollkommission die oberste Autorität dar. Dies erwies sich für die bulgarischen Kommunisten und ihre Verbündeten in der „Vaterländischen Front“ als großer Vorteil. Hingegen vermochten Briten und Amerikaner den bulgarischen Oppositionsparteien nicht zu Chancengleichheit zu verhelfen. Mit dem Friedensvertrag von Paris am 10.2.1947 endeten die Tätigkeit der Kontrollkommission und damit die britische und US-amerikanische Präsenz in Bulgarien. Bereits im Vorjahr war die Monarchie im Zuge eines kommunistisch orchestrierten Referendums abgeschafft worden. Die Stalinisierung der neuen Volksrepublik konnte beginnen.

In seinem Schlusskapitel stellt der Autor „wechselnde Einschätzungen und unbestreitbare Fakten“ bezüglich des 9.9.1944 einander gegenüber. Überzeugend zeichnet er dabei den politisch begründeten Deutungswandel von den ursprünglichen Propagandatopoi eines „antifaschistischen Volksaufstandes“ („narodno-antifašistko västanie“) bzw. einer „volksdemokratischen Revolution“ („narodnodemokratična revoljucija“) über die Živkovsche Formel der „sozialistischen Revolution vom Neunten September“ („Devetoseptemvrijskata socijalističeska revoljucija“) und dem Nach-„Wende“-Terminus „Wende“ („promjana“) bis hin zu dem von ihm präferierten Begriff „Umsturz“ („prevrat“) nach. Diesen will er dabei nicht auf einen bloßen Militärputsch eingeengt haben, sondern betont, dass es sich um eine politische Aktion mit Unterstützung von Teilen der Armee gehandelt habe.

So gut wie nie verfällt der Autor in den „Geschichtssprech“ der Zeit vor 1989. Auffällig ist allerdings die euphemistische Formulierung „die neuvereinigten Gebiete“ („novoprisäedinenite zemi“) für den Großteil des jugoslawischen Vardar-Makedonien, der 1941 von Bulgarien und umgehend in dessen staatliche Struktur inkorporiert wurde (151). Hier wirkt die nationale Chimäre des besagten „San Stefano-Bulgarien“ von 1878 nach, welches auch und gerade Vardar-Makedonien (samt etlichen weiteren Gebieten) einschließt.

Der Band verfügt über einen s/w-Abbildungsteil mit Dokumentenfaksimile sowie zeitgenössischen und aktuellen Fotografien, wobei vor allem das undatierte, aber wohl aus dem September 1944 stammende Umschlagsfoto eines Partisanen vor urbanen Passanten hervorsteht: Dessen nahezu kindliche Erscheinung samt ziviler Kleidung – Sakko, Flanellhemd und Ballonmütze – deuten weder auf Kampferfahrung noch auf langjährigen Aufenthalt im Gebirge hin. Sein Koppel samt Patronentasche und das Gewehr, wohl eine Jagdflinte, ändern daran wenig. Ähnlich ist die operettenhafte Wirkung des Fotos dreier bewaffneter Mitglieder der „Vaterländischen Front“ im Park vor dem Rektorat der Sofijoter „Kliment Ochridski“-Universität, ebenfalls wohl im September 1944. Zwar führen sie neben Langwaffen auch ein leichtes Maschinengewehr mit sich, doch ist der Dienstälteste in ein dunkles Anzugjackett samt passendem Hut gekleidet und hat, wohl eigens für den Fotografen, den mittleren Jackettknopf vorschriftsmäßig zugeknöpft. Der Band verfügt bedauerlicherweise über kein Quellen- und Literaturverzeichnis, auch über keine Register, doch enthalten die

Fußnoten detaillierte bibliographische und archivalische Angaben, letztere bezogen sowohl auf das Zentrale Staatsarchiv in Sofia wie auf etliche Bezirksarchive.

Aleksandăr Vezenkovs ebenso lakonisch wie inhaltsschwer mit „9. September 1944“ betitelte Monographie ist ein Meilenstein der bulgarischen Geschichtsforschung. Wie in einem Prisma fokussiert er die dramatische Geschichte Bulgariens in den 1940er Jahren auf diesen Spätsommersonnabend und dessen bis heute divergierenden Wertungen zwischen „lichem Datum“ und „schwarzem Tag“. Den Raum zwischen diesen beiden Extremen füllt sein Buch.

Leipzig

Stefan Troebst

Yugoslavia from a Historical Perspective. Hg. Sonja BISERKO. Belgrade: Helsinki Committee for Human Rights in Serbia 2017. 576 S., ISBN 978-86-7208-208-1

Das Buch ist aus einem vom Helsinki-Komitee für Menschenrechte in Serbien initiierten und vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland geförderten Projekt hervorgegangen; es ist inzwischen auch frei im Internet als PDF abrufbar¹: Es handelt sich um die Parallelausgabe zur ungefähr gleichzeitig erschienenen Originalausgabe: „Jugoslavija u istorijskoj perspektivi“, die ebenso online zugänglich ist.² Sie wurde schon an verschiedenen Orten in den jugoslawischen Nachfolgestaaten öffentlich präsentiert. Zudem ist die Erstellung des Buches eingebunden in ein größeres Projekt mit weiteren Online-Textbeiträgen über verschiedenste Themen zur Geschichte Jugoslawiens.³

Mitgewirkt an dem Buchprojekt, um das es in dieser Besprechung ausschließlich gehen soll, haben Autorinnen und Autoren aus allen Nachfolgestaaten Jugoslawiens, die meisten von ihnen aus Serbien und Kroatien. Den Einzelbeiträgen sind Bibliographien mit Titeln in den Landessprachen wie auch fallweise auf Englisch beigegeben. Die deutsche Jugoslawien-Forschung wird, soweit ich sehe, leider fast vollständig ignoriert. Nach einführenden Beiträgen folgt ein Hauptabschnitt „Yugoslav Experience from National Perspectives“ (63-345) mit Kapiteln zu allen jugoslawischen Teilrepubliken wie auch zu den autonomen Gebieten Kosovo (271-294) und Vojvodina (295-345). Die Darstellung deckt stets die Zeit von der Staatsgründung Jugoslawiens 1918 bis zum Staatszerfall in den späten 1980er Jahren ab und ist durchgängig konzentriert auf die Ära des unhinterfragten sozialistischen Staates.

Gerade da die Historiographie aller Nachfolgestaaten immer mehr dazu neigt, auch für die Zeit der Zugehörigkeit ihres Territoriums zu Jugoslawien die Forschung weitgehend auf die jeweils eigene Republik zu konzentrieren, sind die Kapitel des Hauptabschnittes „Yugoslavia from a Historical Perspective (1918-1991)“ (347-547) mit Gesamtüberblicken zu gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen und Tendenzen inhaltlich am innovativsten und ergiebigsten. Hier wird auch deutlich, wie viel an Modernisierung die Jahrzehnte des sozialistischen Systems gebracht haben.

Und doch befremdet das Konzept des Bandes, wie es schon in der Überschrift angedeutet ist: Als gäbe es etwas anderes als eine „historische Perspektive“ auf Jugoslawien. Zweifels- ohne zeigt sich der *homo jugoslavicus* in manchen Verhaltensformen und -regeln und in der kulturellen Begegnung noch heute, lebt Jugoslawien bei der langsam schrumpfenden Generation der Zeitzeugen in der oft positiv konnotierten persönlichen Erinnerung fort. Aber ob Jugoslawien als Staat oder auch nur als Konzept dadurch eine Zukunftsperspektive erhält? Das wage ich zu bezweifeln wegen eines Umstandes, der in dem Band weitgehend ausgeblendet wird, nur über die Einbandillustration sofort in Erinnerung gerufen wird: Oben das Foto einer Manifestation von Bällen über dem Kopf haltenden Kindern in Maribor 1961, darunter ein menschenleeres Foto aus dem zerstörten Vukovar.

Aber anders als auf dem Einband werden die Staatskrise spätestens ab 1989 und die jugoslawischen Nachfolgekriege mit all ihren Schrecken in der Gesamterzählung nur stellenweise angedeutet, als würde man eine Geschichte Österreich-Ungarns schreiben, die mit dem Attentat in Sarajevo 1914 endet. Auch die dunklen Seiten der Jahre von Aufbruch und Repression in der Partisanenbewegung und während der ersten Jahre der sozialistischen Herrschaft werden nur ganz am Rande behandelt, im Kapitel über Slowenien kommen sie gar nicht vor. So entsteht über alle kritischen Einzelbeobachtungen der Autorinnen und Autoren hinweg doch das positive Bild von einem weitgehend erfolgreichen, attraktiven Staat, ganz im Sinne der expliziten geschichtspolitischen Prämisse im Schlusswort, die Schaffung und Erneuerung eines gemeinsamen jugoslawischen Staates sei überzeugend gerechtfertigt (556f.). Das Bild ist nicht falsch, aber es ist eben unvollständig! Es ist dabei keineswegs mein eigenes Anliegen, die Chancenlosigkeit Jugoslawiens in der Zeit seines Bestehens zu postulieren. Das Scheitern war nicht zwangsläufig. Aber die Umkehr des Desintegrationsprozesses, der gerade vom Milošević-Regime mit dem Vorgehen im Kosovo 1989 eingeleitet worden war, wurde nach jedem weiteren Schritt der verschiedenen Akteure unwahrscheinlicher. Immer stärker wirkten die Belastungen, deren Ursachen schon lange früher angelegt waren – einschließlich der Tabuisierung von bestimmten Themen der Zeitgeschichte. Jugoslawien war als staatliche Gemeinschaft schon schwer beschädigt, bevor überhaupt die Nachfolgekriege begannen!

In der Gegenwart kann es nur darum gehen, friedliche Beziehungen und offene Grenzen zwischen den Nachfolgestaaten zu sichern, gegen die Neigung zur Abschottung die Normalität der Begegnung zu fördern. Und dazu gehört auch die Schaffung von nicht-konfrontativen Geschichtserzählungen. In dieser Richtung hat das Gemeinschaftsprojekt der Erstellung dieses Bandes unbestritten einen Beitrag geleistet. Denn alle Darstellungen grenzen sich ab von historischen Narrativen, die auf der apriorischen Dämonisierung Jugoslawiens, auf der Pflege von Feindbildern und Festschreibung von Kollektivschuld oder auch kollektiver Unschuld beruhen. Sie sind nicht verletzend für „die Anderen“. Es gilt, nach diesem Verfahren weiterzuarbeiten und sich auch an die in diesem Band weitgehend umgangenen düsteren Themen zu wagen!

Kiel

Ludwig Steindorff

¹ Unter <<http://www.helsinki.org.rs/doc/yugoslavia%20from%20a%20historical%20perspective.pdf>>, 28.10.2018.

² Unter <<http://www.helsinki.org.rs/serbian/doc/jugoslavija%20u%20istorijskoj%20perspektivi.pdf>>, 28.10.2018.

³ Unter <<http://www.yuhistorija.com/>>, 28.10.2018. Hier findet sich auch eine Rubrik zu den Nachfolgekriegen: „The 1990s wars“ bzw. „Ratovi 1991-1999“.

Vladimir UNKOVSKI-KORICA, *The Economic Struggle for Power in Tito's Yugoslavia. From World War II to Non-Alignment*. London: I. B. Tauris 2016. X, 294 S., 8 Abb., ISBN 978-1-78076-328-6, £ 69,–

Nach wie vor scheinen die politische Ökonomie des sozialistisch-selbstverwalteten Wirtschaftssystems im föderativen Jugoslawien und seine Krise unzureichend untersucht, so dass die Studie von Vladimir Unkovski-Korica höchst willkommen ist. Unkovski-Koricas Buch fußt auf seiner an der „London School of Economics and Political Science“ angenommenen Dissertation und beruht hauptsächlich auf Quellenbeständen zentraler staatlicher Stellen sowie Partei- und Gewerkschaftsorganisationen, wobei der Autor auch die Akten aus dem Kabinett Titos und solche des von der kommunistischen Regierung eingesetzten koordinierenden „Wirtschaftsrats“ nutzt. Die Untersuchung nimmt das sozialistische Jugoslawien in den Blick – von der Zeit der Machteroberung von Titos Partisanenarmee am Ende des 2. Weltkriegs bis zur Positionierung und Etablierung des jugoslawischen Staates als eines der führenden Mitglieder der sog. Blockfreien Bewegung innerhalb der bipolaren Weltordnung des Kalten Kriegs. Es geht dem Autor darum, am Beispiel eines „halb-peripheren Landes“ zu zeigen, wie die internationalen wirtschaftlichen und geopolitischen Zwänge zur Verschärfung der inneren Widersprüche führten und zum „Economic Struggle for Power“ in Titos Jugoslawien beitrugen. Es wird der in der Forschung immer noch zu wenig beachteten spannenden Frage nachgegangen, wie die innerjugoslawischen Diskussionen und die politischen und ökonomischen Verteilungskämpfe mit der Herausbildung des als „Selbstverwaltungssozialismus“ bezeichneten jugoslawischen partizipativen Wirtschaftsmodells und dem als „confederalising federalism“ bezeichneten Staatsaufbau und dem Wiederaufleben der „nationalen Frage“ in den 1960er Jahren verbunden sind. Die Argumentation und das von Vladimir Unkovski-Korica analysierte Quellenmaterial machen deutlich, dass die entstandene, wenig funktionale polyzentrische Staatsstruktur Tito-Jugoslawiens und die zunehmende Einbindung in den Weltmarkt wie auch die zunehmende Verschuldung des Landes, dessen innere Konflikte angefacht wurden durch die kompetitiven Bedingungen des (kon)föderalen jugoslawischen Selbstverwaltungssozialismus, maßgeblich zur Krise und schließlich auch zum Zusammenbruch und Zerfall des jugoslawischen Staates beigetragen haben.

Vorliegende Studie zeigt, wie die von den jugoslawischen Kommunisten nach dem Bruch mit Stalin initiierten Reformen, außenpolitisch ab der 2. Hälfte der 1950er Jahre zunehmend flankiert durch eine von Jugoslawien verfolgte blockfreie Politik der Nicht-Paktgebundenheit, im Inneren schließlich eine spezielle, selbstverwaltete Form eines „Marktsozialismus“ hervorbrachten. Dieser sollte eine Steigerung der Produktivität und bessere Einbindung in den Weltmarkt ermöglichen, führte aber bald zu Konflikten innerhalb Jugoslawiens. In den vier chronologisch fortschreitenden Kapiteln „National Roads to Socialism and the Tito-Stalin Split. 1944-48“ (22-70), „Tilting West. Self-management in the Service of the Market. 1948-53“ (71-113), „Self-management and Non-Alignment. 1953-58“ (114-164) sowie „Unravelling Self-management. Development, the National Question and the Cold War. 1958-64“ (165-219) wird die Institutionalisierung des Systems der sozialistischen Arbeiterselbstverwaltung in Jugoslawien im Kontext der Dynamik des frühen Kalten Krieges geschildert. Die Ergebnisse werden am Schluss im Kapitel „Conclusion“ (220-232) zusammengefasst; eine Bibliographie (273-287) sowie ein Namens- und Sachindex (288-294) runden den Band ab.

Der in der Einleitung (1-21) formulierte Anspruch des Autors, die Entwicklung des jugoslawischen Sozialismusmodells von seinen Anfängen bis zum „slow collapse of elite unity in the period 1958-64“ (3) nachzuzeichnen, wird eingelöst. Dabei setzt er sich in manchen Einschätzungen, auch was den Tito-Stalin-Konflikt betrifft, von bislang in der Literatur vorherrschenden Darstellungen z. T. ab. Das Ausscheiden Jugoslawiens aus dem östlichen Lager schreibt er bspw. mehr den „developmental disagreements“ zwischen der UdSSR und Jugoslawien zu, was sich seiner Meinung nach schon an den ambitionierten Plänen der jugoslawischen Kommunisten festmachen lasse, die ihren eigenen Fünf-Jahresplan proklamierten. Nach Unkovski-Korica zeige der jugoslawische Fall, dass „revolutionary modernising elites were prepared to borrow, but adept, superpower models on their conditions, and to challenge the international status quo, when they viewed it as inimical to their interests“ (69).

Die im Konflikt mit Stalin für Tito überlebenswichtige militärische und wirtschaftliche Hilfe des Westens in Höhe von 1,5 Mrd. US-Dollar in den Jahren 1950-1955 erlaubte es Jugoslawien trotz zweier katastrophaler Dürrejahre (1950 und 1952) „to continue to grow“ (75). Die beiden letzten Abschnitte des 2. Kapitels, „Self-Management, the Cold War and ‚Market Socialism‘. June 1949–June 1950“ (86-106) und „Workers, Self-Management and the Trade Unions under ‚Socialist‘ Unemployment. 1950-53“ (106-113) scheinen zentral in der Argumentation des Autors und machen deutlich, wie die Partei und die von ihr kontrollierten Massenorganisationen, einschließlich der Gewerkschaften, „had to change their roles in order to fit the new system“ (105). Das von den kommunistischen Machthabern eingeführte und von etlichen Beobachtern auch im westlichen Ausland zur Zeit des Kalten Kriegs als fortschrittlich und (basis-)demokratisch empfundene Modell der jugoslawischen Arbeiterselbstverwaltung sollte nicht nur produktivitätssteigernd wirken, sondern auch die Disziplin in den Betrieben verbessern und der etatistischen Bürokratisierung entgegenwirken.

Nachdem bereits im 1. Kapitel deutlich wird, dass schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit von durchaus widersprüchlichen Beziehungen gesprochen werden kann zwischen der sich auf die Arbeiterklasse berufenden KP und den sich artikulierenden Interessen einer fragmentierten und stark anwachsenden „neuen“ Arbeiterschaft „with their own views and interests, autonomous from the state“ (25), lässt sich hier interessantes Anschauungsmaterial finden zu den Debatten, welche die Einführung von Arbeiterräten begleiteten, ebenso wie zum Verhältnis Partei-Arbeiterschaft und zur Rolle der Gewerkschaften im jugoslawischen Sozialismus. Sieht man sich die Aushandlungsprozesse und Erwartungen näher an, die mit der Einführung des Selbstverwaltungssozialismus verbunden waren, aber auch die Entwicklung in den von Unkovski-Korica untersuchten knappen zwei Jahrzehnten nach 1945, so scheint sein Urteil begründet, dass „the country's institutional framework“ letztlich fest angebunden war an den vom Westen dominierten Weltmarkt. Dadurch wurde aber das innerjugoslawische Gefälle zwischen den sog. „entwickelteren“ nordwestlichen Republiken Slowenien und Kroatien und jenen im Südosten des Landes noch verschärft, was sicher eines der Schlüsselprobleme Jugoslawiens markiert. Die vom Autor beschriebenen Strukturen und Debatten legen den Zusammenhang „between external pressures and domestic unevenness“ (221) nahe. Dadurch werden auch die Reaktionen der verschiedenen Akteure auf die eskalierende Verschuldungskrise nach Titos Tod besser verständlich. Die Argumentation des Autors ist klar, seine Darstellung erhellend, welche mit der „even more radical market reform, announced in December 1964“ endet (218).

Unkovski-Korica beschreibt den letztlich gescheiterten Versuch des jugoslawischen sozialistischen Systems „to accumulate and to catch up with the advanced industrialised states“, was stets zugleich die Tendenz „towards social and political conflict“ (221) in sich barg. Der Sieg des Reformflügels innerhalb des Bundes der Kommunisten zu Beginn der 1960er Jahre und die zunehmende Dezentralisierung verschärften diese Konflikte. Zu Recht betont der Autor, dass die Abkehr vom sowjetischen Sozialismusmodell nach dem Bruch mit Stalin ab 1950, die Einführung von Arbeiterräten und die Entwicklung des Modells des Selbstverwaltungssozialismus die Anbindung Jugoslawiens an den vom Westen dominierten Weltmarkt ermöglichte. Die zunehmende Öffnung zum Weltmarkt beförderte aber auch die wachsende wirtschaftliche Diskrepanz zwischen den jugoslawischen Landesteilen, was dazu führte, dass die regionalen Eliten zunehmend eigene Wege gingen.

Für den an den Diskussionen und Entscheidungsprozessen in den verschiedenen Gremien interessierten Leser bietet das Buch reichliches Material. Manche Urteile des Autors jedoch bezüglich der taktierend-wechselnden Positionen, die Tito jeweils in den politischen Auseinandersetzungen einnahm, wie auch seine Interpretationen von Titos außenpolitischen Manövern zwischen den Supermächten, die stets auch in Wechselwirkung mit der innerjugoslawischen Situation standen, bleiben recht vage und unbestimmt. Zum einen beschreibt er „Tito's role [...] as central“ in den verschiedenen Phasen der Annäherung an die eine oder andere Seite, gleichzeitig sei diese aber „wahrscheinlich schwächer“ gewesen „than is often supposed in the historiography, and largely dependent on balancing domestically between the republics and internationally between the blocs.“ Sicher scheint nur:

„Tito also appeared to keep changing his mind about direction.“ Doch nichtsdestotrotz, „his role appears to have been increasingly important as an integrating factor in a system ever more riven with conflict“ (166).

Klarer fällt das Urteil des Autors hingegen darüber aus, dass die Hoffnung der jugoslawischen Kommunisten „to open up to and integrate more fully in the world market in the 1960s led to major domestic problems“. Tatsächlich waren „resistance and dissatisfaction on the shop floor“ bald eine der sichtbaren Folgen, wobei Unkovski-Korica aber leider diese Untersuchungsebene und die Situation in den Betrieben nicht näher beleuchtet. Doch auch aus der Perspektive der von Unkovski-Korica herangezogenen Quellen, die hauptsächlich die Sicht der verschiedenen Gremien und Akteure zentraler Instanzen abbildet, scheint die Schlussfolgerung gerechtfertigt, dass mit der Einführung der sozialistischen Marktwirtschaft „came greater national friction and calls for re-centralisation“ (217). Mit zunehmendem Druck von außen und als eine der Folgen enttäuschter Entwicklungshoffnungen „the republics closed off against each other more and more“ (219). Interessant scheint auch die Interpretation, welche aber sicher noch weiterer Forschung und zusätzlicher Belegung durch Quellen bedarf, dass während des Kalten Krieges „superpower contestation also made the republics a primary site of the superpower struggle for supremacy“. Darüber hätte man gerne mehr erfahren. Nachvollziehbar ist sein Urteil, dass es Tito darum gegangen sei, den Konflikten im Inneren „which became increasingly nationalist“, wie auch dem Druck von außen, durch die Anbindung des Landes „with the Third World in the Cold War“ (ebenda) entgegenzuwirken. Sicher zuzustimmen ist Unkovski-Korica auch, dass mit dem Ende des Kalten Krieges eine existenzielle Bedrohungslage für den jugoslawischen Staat entstanden ist, welche „its institutional design proved ill-prepared to meet, as its debt economy found it difficult to re-finance with the threat of the USSR gone“ (ebenda). Ebenso ist sein Bemühen hervorzuheben, die jugoslawische Entwicklung nach 1945 stets zu kontextualisieren und in ihrem globalen Rahmen zu betrachten. Sein abschließendes, bitteres Urteil überzeugt: „Pressured to enter the world economy, dominated by the West, the country eventually succumbed to the competitive logic dominant in global capitalism“ (231 f.)

Für jeden am jugoslawischen Sozialismus und der besonderen Rolle Jugoslawiens während des Kalten Krieges interessierten Leser ist die Lektüre des Buches von Vladimir Unkovski-Korica auf jeden Fall empfehlenswert.

Split

Aleksandar Jakir

VOLKSKUNDE

Terina ARMENAKIS, A Greek Folk Journey. Travel, Culture & Gastronomy. Athens: Books+plus 2017. 407 S., zahlr. Farbbabb., ISBN 978-618-83143-0-6

Ein ungewöhnliches Buch zur gegenwärtigen griechischen Brauch- und Festaktivität aus aktueller Sicht, wie sie sich in den Webauftritten jedes Dorfes widerspiegelt – hier wird nicht zwischen traditionellen Riten, neuentstandenen Schaubräuchen, Festivals von Agrarprodukten und touristischen Attraktionen unterschieden, sondern in kommentierten Kurzartikeln werden sehenswerte Events und Festivals der Gaumenfreuden vorgestellt. Allerdings gibt es stets einen Beitekt, der manchmal auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, in jedem Fall aber verlässliche Informationen bietet, samt Literaturangabe, Internetadressen der Organisatoren und Fotos. Diese katalogartige Übersicht in ansprechender Aufmachung, mit einladenden Farbbildungen aus eigener jahrelanger Feldforschung und Korrespondenz mit Bürgermeister, Kulturvereinen, agrarwirtschaftlichen Kooperativen und Privatpersonen wendet sich an ein breites Publikum und mag auch als eine Art anspruchsvoller Führer für in- und ausländische Touristen fungieren.

Terina Armenakis ist in Äthiopien geboren und aufgewachsen, hat Wirtschaftswissenschaften studiert, war Aktienhändlerin in New York und Investment Banker in London, ist heute Leiterin einer Firma in Athen und Ehrenkonsul von Äthiopien in Griechenland. In einem kurzen Vorwort (6-11) sind die Ziele der Arbeit beschrieben: „This book [...] is an exceptional specimen of modern Greek folklore, as it offers an overview and a selective record of festive events in contemporary Greece over the calendar year: activities and masquerades, collective customs and agermoi [traditionelle Umzüge mit Gabenkollektion], carols and symbolic acts, fires and quips, satirical performances, religious and commercial fairs, as well as all kinds of events, festivals, sporting contests, historical re-enactments, presentations of region-specific products with traditional recipes and specialities, while also including mention of institutions organizing those events should one wish to find additional information. The wealth of the compiled material is surprising: nearly 400 events have been selected and portrayed, which gives reason to believe that the total number may be considerably higher, and that a complete listing of all such events from all over the country would probably be unfeasible. No one could imagine on the outset that there exist so many organized (largely by local associations and institutions, in some rare cases by the state) events of festive collegiality, and this is what makes this work significant and unique on an initial informative level. The revolution of topicality against globalization and cultural uniformization on an international as well as national level is in full swing in our time.“ (6 f.)

Das ungewöhnlich Schau- und Lesebuch einer modernen gegenwartsorientierten Volkskunde und Kulturwissenschaft regt jedoch zu weiterführenden Gedanken an. Das Internet spielt für die Erfassung dessen, was an Events in der Provinz im ganzen Kalenderjahr geboten wird, eine immer größere Rolle. Solche Interneteinträge, in denen jedes Dorf seinen Fest- und Aktivitätskalender online stellt, können auf einer ersten Ebene der Datenerfassung die

früheren Fragebogen volkskundlicher Institutionen ersetzen. Damit ist aber auch gleichzeitig die lokale Perspektive erfasst, unter der jede Dorfgemeinschaft ihre eigene Vergangenheit sehen will und das Selbstbild, das sie projiziert – wie wird Traditionalität aus eigener Sicht verhandelt und verwaltet? Nicht alle diese Events haben mit Traditionalität und lokalem Selbstbewusstsein zu tun, auch touristische Angebote an Attraktionen, Reklame für lokale Agrarprodukte oder kulinarische Spezialitäten spielen eine Rolle. Terina Armenakis hat sich der Frage nach der Herkunft mancher Bräuche wohlweislich enthalten und bewegt sich auf der Ebene erster Information und kurzer Beschreibung. Der allgegenwärtige Folklorismus mit seiner *staged authenticity* hat solche Fragen deutlich kompliziert; die historische Aura umgibt freilich nicht alle Events, denn auch Segelregatten, Bridge-Treffen oder Touren für rhythmische Gymnastik kommen vor. Zahlenmäßig rasch ansteigend sind die Festivals für lokale Produkte (Wein, Olivenöl, Feigen, Pastelli, Sardinien, roter Pfeffer usw.); von dieser neuen Festivalkultur vor allem in der Sommerzeit sind in dem Buch allein um die 50 Beispiele gegeben. Solch kulinarische Feste mögen auf die alten Jahrmärkte und Handelsmärkte zurückgehen, haben jedoch eine ganz eigenen Dynamik entwickelt, die mit Reklame, Tourismus, Lokalbewusstsein, Festatmosphäre und Wir-Gefühl zu tun hat. Eine andere Spielart dieses Festwesens sind die *panegyria* zu den Heiligenfesten bei Dorfkirchen und Feldkapellen sowie der stark zunehmende religiöse Tourismus. Volkskultur in verschiedenen Spielarten des organisierten Folklorismus ist weiterhin eine Attraktion, nach der „Nachfrage“ besteht und die sich „verkaufen“ lässt, wovon auch die vielen privaten Volkskundemuseen in den Dörfern zeugen.

Die Festivitäten und Events sind nach Monaten gegliedert, zeigen in ihrer Abfolge jedoch keinerlei regionale Gruppierung, was den anregenden Lesegenuss noch erhöht. Insgesamt sind jedoch alle Regionen vertreten sowie alle Spielarten zwischen sakral und säkular, alt und neu, erforscht und noch unerforscht, hintergründig und banal, geistig und körperlich. Zur Mittwinterzeit und im Karneval häufen sich die eher traditionellen Schaubräuche mit Maskierung und Umzügen zusammen mit ihren folkloristischen Ausläufern, im Osterkreis die religiösen Rituale, in der Sommerzeit die Heiligen-*panegyria*, die touristischen Events und die Festivals der Agrarprodukte. Die Monate sind unterschiedlich stark vertreten nach Maßgabe des kirchlichen Heortologions der Festhäufigkeit im Kalenderjahr und den Touristenströmen des Sommers. Der Band endet mit einem Glossar (396-399) und einem Regional-Index (400-404) mit Verweis auf die Seitenzahlen. Ganz zum Schluss folgt noch eine kurze Bibliographie, auch mit Internetadressen, sowie eine eigene gastronomische Bibliographie.

Armenakis hat sich nicht auf eine Diskussion über Tradition und „traditionell“ eingelassen, denn manche dieser Events laufen auch in den Medien unter Etiketten wie „uralt“ oder „dionysische Reste“, und auch nicht auf symbolische Bedeutungen, die von den Brauchträgern oft selbst, nach Maßgabe der Popularisierung älterer volkskundlicher Theorien, als Interpretationsmuster angeboten werden. Aufgrund dieses Hybridcharakters, der alles Existierende aufnimmt, hat das Buch einen speziellen Platz in der relevanten Literatur der Gegenwartsvolkskunde in Griechenland und kann vielfach verwendet werden:

als Touristenführer für gezielte Reiseplanung, als eine konzise Bestandserfassung volkskultureller Events in der Provinz und als ein Glossar für Festivals von Agrarproduktion und lokalen Spezialitäten. In diesem Sinne wendet es sich auch an die ländlichen Gemeinden selbst, die staatlichen Ministerien für Agrarwirtschaft, Kultur, Tourismus, Bildung und Religion, an in- und ausländische Reiseagenturen, Volkskundler, Ethnologen, Sozial- und Kulturanthropologen, an die Medien, Universitäten, Schulen, Regionalbibliotheken und die Lokalgesellschaften selbst. Das Lokale birgt in feiner Dosierung auch immer etwas Fremdes, das überrascht und anzieht, ist in seiner Hybridität heute sowohl ein *lieu de mémoire* als auch eine internationale Landschaft.

Athen, Wien

Walter Puchner

Baggelēs G. AUDIKOS, Εορταί και πανηγύρεις. Σύνορα, λαϊκά δράματα και τελετές [Feste und Heiligenfeste. Grenzen, volkhafte Bräuche und Zeremonien]. Thessaloniki: Ekdo-seis Epikentro 2017. 398 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-458-662-2, € 29,–

Evangelos Avdikos, Professor für Sozialanthropologie an der Thessalischen Universität in Volos, ist hier schon mehrfach vorgestellt worden.¹ Der vorliegende Studienband enthält ältere und neuere Studien zum im Titel angeführten Themenkreis. Seine Studien zeichnen sich im Allgemeinen aus durch tiefe Intellektualität, Bezugnahme auf Feldforschungsergebnisse und Kenntnis der internationalen wie griechischen (z. T. auch lokalen) Fachliteratur und bieten einen Brückenschlag vom ganz Konkreten einer Fallstudie bis hin zu globalen Entwicklungen und theoretischen Reflexionen. Die Studien sind vielfach spannend zu lesen, da auch Informanten vor Ort zu Wort kommen und der Autor mit persönlichen Gefühlen, Reaktionen und Überlegungen nicht hinter dem Berg hält. Fast alle Beiträge des vorliegenden Bandes sind bereits veröffentlicht.

Die umfangreiche Einleitung (9-61) bringt eine allgemeine Abhandlung zu performativen Riten und ihrer wissenschaftlichen Terminologie, die wie ein Vorlesungsskript für die universitäre Lehre anmutet und zu deren eventueller früheren Veröffentlichung es keine Angaben gibt. Hier geht es um Definitionsversuche des Ritualen und Performativen, die Erklärungsmodelle von James George Frazer, Émile Durkheim, Arnold van Gennep, „rites de passage“, Victor Turners „liminality“, symbolische somatische Eingriffe bei Geburt, Hochzeit und Tod/Trauer als Initiationsakte in einen neuen Zustand, zum Look der First Ladies bei der Vereidigung des Gatten, Definitionsfragen beim Begriffsbündel Brauch / dromenon / Ritus (Ritual, Zeremoniell), wobei verschiedene griechische und andere Autoren herangezogen werden.

Das 1. Kapitel (63-113) beschäftigt sich mit Grenzen und ihrer Mythologie,² wobei die Errichtung eines Drahtzauns an der griechisch-türkischen Grenze in Thrakien, um

den Flüchtlingsstrom vom Mittleren Osten nach Europa einzudämmen, im Mittelpunkt steht. Des Weiteren geht es um das Grenzverständnis und seine Narrative im Laufe der Geschichte, die sich je nach politischer Großwetterlage änderten. In der Phase des Kalten Kriegs war es die bulgarische Nordgrenze mit der bereits abgeschirmten Pufferzone der Pomakendörfer an den südlichen Rhodopenhängen mit beschränktem Zugang, die die Gefahr aus dem Norden darstellte, während eher entspannte bis vertrauliche Beziehungen an der griechisch-türkischen Grenze herrschten (griechische und türkische Fischer fischen im Evros); mit der Wende kamen dann die offenen Grenzen zu Bulgarien, aber die Beziehungen zur Türkei verschlechterten sich bis hin zu den Grenzvorfällen in jüngster Zeit. Aus persönlicher Felderfahrung – der Verfasser war lange Jahre an der thrakischen Universität in Komotini tätig – werden hier Meinungen und Narrative der Grenzbevölkerung wiedergegeben, die diesen politischen Umschwung deutlich widerspiegeln. Neben den nun einigermaßen dichtgemachten Staatsgrenzen gibt es aber auch unsichtbare Grenzen, was die Minderheiten betrifft (Pomaken als griechische Staatsbürger; slawophone Minderheit islamischer Glaubenszugehörigkeit, deren Angehörige Adressaten intensiver türkischer Propaganda werden). In jedem Fall ist Griechisch-Thrakien seit vielen Jahrzehnten ein Konfliktgebiet, dessen wirtschaftliche Entwicklung durch die Flüchtlingsfrage noch weiter unterminiert wird.

Das 2. Kapitel (115-127) bringt eine Studie zu Zeit und gesellschaftlicher Organisation bei den Nomaden des griechischen Raums, wobei die nomadischen Sarakatsanen von den transhumanten Vlachen zu unterscheiden sind. Die Winterweide auf den Ebenen und die Sommerweide auf den Bergen organisieren sowohl das Zeitverständnis als auch die Gesellschaft. (Anmerkung: Der zyklische Zeitbegriff ist jedoch nicht ausschließlich, sondern auch in der oralen Volkskultur mit dem linearen zu kombinieren). Das 3. Kapitel (129-142) widmet sich einer dem Heiligen Georg geweihten Dorfkapelle im vlachischen Bergdorf Syrrako in Epirus als Passage-Markstein des Raums und der Gefühle.³ Bei der Ankunft und beim Verlassen der Sommersiedlung der Viehzüchter über der Baumgrenze muss man an dieser Kapelle vorbei, und entsprechend sind die Emotionen der Freude (Sommer) und der Melancholie (Winter). Ohne Fußnoten kommt Kapitel 4 (143-155) mit Artikeln zu Ostern und den Maifeiern aus, während Kapitel 5 (157-185) in gut belegter und theoretisch fundierter Form eine strukturelle Übersicht über die traditionelle Hochzeit gibt. Hochzeitszug und Verwandtschaftssystem bei der Hochzeit, Geschenkausch und Passageriten, Jungfräulichkeit als Kontrolle der Sexualität durch die Gemeinde, der Hochzeitszug als *rite de passage*, die Geschenke, Brautzeremoniellen, die geregelte Nachkommenschaft als öffentliche Angelegenheit, die schwierige Rolle der Braut.

Kapitel 6 (187-215) handelt vom „Schweinefest“ in der thessalischen Ebene.⁴ Es geht um das weihnachtliche Schweineschlachten bei den Karagunides in Westthessalien und das diesbezügliche Zeremoniell mit mehrfacher Symbolik (Passageritus – Eintritt in die Zwölftenperiode, Reinigungsritus – Schwein als unsauberes und dämonisches Tier) sowie um die Verwertung der Teile des geschlachteten Tiers. Kapitel 7 (217-259 mit vielen Abb., ohne Angabe zu einer Erstveröffentlichung) stellt den edukativen Bildungsverein eines

vlachischen Bergdorfes in Epirus vor, der seit dem Ende des 19. Jh.s existiert und erstaunliche Aktivitäten entwickelt hat, z. B. Armenhilfe, Aussteuer-Aufbringung für mittellose Töchter, Solidaritätsleistungen, Kreditauszahlung, Organisierung des Festes der Hl. Marina und der Hl. Paraskevi. Es handelt sich dabei um ein Dorf, das nur im Sommer bewohnt wird – nicht mehr so sehr wegen der winterlichen Viehweide, sondern wegen der Migration. Im 8. Kapitel geht es um das Phallus-Fest im thessalischen Tyrnavos (261-279, ohne Angaben zur Erstveröffentlichung). Wie andere Forscher auch, geht Avdikos hier von rezenten Erhebungen aus. Das „aristophanische“ Fest am „Reinen Montag“, das erheblichen Touristenzulauf besitzt, ist auch ein Beispiel dafür, dass zwischen agrarischer und urbaner Volkskunde keine klare Grenze mehr zu ziehen ist. Aus dem Brauch der Nachbarschaften um 1970 ist in der Folge (ab dem Jahr 1978) durch Vereinsbildung ein organisiertes Fest auf dem Hauptplatz der Stadt geworden, bei dem die ganze Kreisstadt im Fasching zu einer „Bühne“ wird.⁵ Die fertilitätsfördernde Bedeutung des Festes (einheitliche Fruchtbarkeit für Feld, Tier und Mensch) gleitet immer mehr in eine Art pornographisches Lokaldelirium ab, wie auch andere solche Manifestationen; doch war die ostentativ sexuelle Dimension den Karnevalsbräuchen immer schon inhärent.

In Kapitel 9 (281-289, wahrscheinlich unveröffentlicht) kommt ein anderer Karnevalsbrauch zur Sprache: Die Volkstheatervorstellung der „Panaratos“ im Hafen Amphilochia in Ätoloakarnanien in Westgriechenland. Es geht um eine gekürzte Volksversion der kretischen Tragödie „Erofile“ von Georgios Chortatsis (um 1600).⁶ Der Autor sammelt Augenzeugenberichte der Aufführung seit der Mitte des 20. Jh.s. Das 10. Kapitel (291-303) ist dem Tieropfer (kurban) im Dorf Hl. Athanasios im Kreis Didymoteichon in Griechisch-Thrakien gewidmet.⁷ Bräuche der orthodoxen Zigeuner aus Didymoteichon in Athen untersucht Kapitel 11 (305-312).⁸ „Von der Identität des Raums zur kulturellen Identität“ lautet der Titel von Kapitel 12 (313-331)⁹, das traditionelle Tänze vorstellt, die immer mobiler werden und praktisch bereits überall zu sehen sind.

Es folgen noch eine ausführliche Bibliographie (333-371) und die Register (375-398). Die Arbeiten von Avdikos bestechen durch intellektuelle Dynamik, mit der er auch das ganz Konkrete in abstrakte Zusammenhänge und Modelle zu übertragen versteht, durch intensive Datensammlung vor Ort von mündlichen wie schriftlichen Quellen, weitgestreute bibliographische Kenntnisse in Lokalbibliographie, volkskundlicher und kulturtheoretischer Literatur, einen flüssigen Erzählstil und zahlreiche Feldforschungsinitiativen, die vom kleinen Maßstab der Örtlichkeit bis in globale politisch-historische Zusammenhänge reichen. Der Studienband vereinigt unterschiedliche Arbeiten, die durchweg nach dem Millennium entstanden sind und seine Liebe zu den kleinen Themen in großen Kontexten dokumentiert.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Siehe seine Dorfmonographie über ein thrakisches Dorf im Evros-Delta in *Südost-Forschungen* 63/64 (2004/2005), 635-637; später dann über Heiratsanzeigen und Bestattungsagenturen im

Urbanbereich in *SOF* 69/70 (2010/2011), 667 f.; die Edition eines Sammelbandes zu volkskundlichen Studien in Griechenland und der Türkei in *SOF* 69/70 (2010/2011), 665 f.; zu den Passagieriten im Kindesalter in *SOF* 72 (2013), 559-562; die Dorfmonographie zum vlachischen Dorf Sesklo in Thessalien in: *ebenda*; zu seiner Dissertation über den Hafen Preveza in Westgriechenland 1945-1990 vgl. die Rezension von WALTER PUCHNER in *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XLVI/95 (1992), 565-568.

² Zuerst veröffentlicht als „Seeking borders and their mythology in Western Thrace“, *Folklore* 62 (2015), 111-138.

³ Zuerst veröffentlicht in den Kongressakten in der Edition von EVANGELOS AVDIKOS, *Χαρά και πόνος στο Συρράκο. Γάμος-Ξενιτιά-Θάνατος*. Ioannina 2008, 19-36.

⁴ Zuerst veröffentlicht in Eleftherios P. ALEXAKIS (Hg.), *Ανθρωπολογία και συμβολισμός στην Ελλάδα*. Athen 2008, 71-96.

⁵ Vgl. dazu die rezenten Fotografien in Walter PUCHNER, *Studien zur Volkskunde Südosteuropas und des mediterranen Raums*. Wien, Köln, Weimar 2009, Abb. 13 und 14.

⁶ Näheres dazu in DERS., *Performanz und Imagination in der Volkskultur Südosteuropas*. Wien, Köln, Weimar 2017, 184-197.

⁷ Zuerst veröffentlicht im Kongressband *Λαϊκά δρώμενα. Παλιές Μορφές και Σύγχρονες Εκφράσεις*. Athen 1996, 39-49.

⁸ Zuerst veröffentlicht unter dem Titel „Ritual and Face in Athens. The Case of the Orthodox Gypsies from Didymotichon, Evros“, in: F. TSIBIRIDOU (Hg.), *Actes de deux journées de travail sur la transition. Les mécanismes de la transition dans l'Europe des transformations*. Komotini 1996, 83-89.

⁹ Zuerst veröffentlicht in den Kongressakten 3ο Συνέδριο Λαϊκού Πολιτισμού „Χόρος και πολιτισμικές ταυτότητες στα Βαλκάνια“. Serres 2006, 347-362.

Manolēs G. BARBUNĒS, Εισαγωγή στη θρησκευτική λαογραφία [Einführung in die religiöse Volkskunde]. Thessaloniki: Ekdoseis M. Ant. Stamulis 2017. 2 Bände, zus. 836 S., ISBN 978-618-5161-84-2, € 36,04

Der griechische Volkskundeprofessor der Universität Thrakien in Komotini ist auf diesen Seiten vielfach mit selbständigen Publikationen vorgestellt worden. Die Spezialisierung auf die religiöse Volkskunde, bedingt auch durch sein Zweitstudium der Theologie, hat sich seit seiner Dissertation über Devotionsformen und religiöses Verhalten der Bewohner der Insel Samos, 1992 veröffentlicht,¹ kontinuierlich gesteigert, was auch an den Rezensionen seiner Arbeiten in den Südost-Forschungen abzulesen ist.² Die vorliegende Einführung in die religiöse Volkskunde Griechenlands geht im Wesentlichen auf zwei aktuelle Monographien zurück: einen Studienband zur modernen Volksreligiosität³ und ein Lexikon zu Grundbegriffen und Formen der griechischen religiösen Volkskunde,⁴ beide in den „*Südost-Forschungen*“ besprochen.⁵ Die vorliegende zweibändige Einführung in die religiöse

Volkskunde stellt demnach den systematischen Abschluss einer thematischen Entwicklung und Spezialisierung dar, die bereits in dem Band zum traditionellen religiösen Verhalten und der religiösen Volkskunde 1995 ihren Anfang genommen hatte.⁶

Der besondere Wert einer neuen Systematik dieses an sich traditionellen Forschungszweiges der Volkskunde besteht darin, dass die Entwicklungen etwa des religiösen Tourismus und motorisierten Wallfahrtswesens oder der bürgerlichen Stadtvolskunde mit den Heiligenfesten und einer ausgedehnten diesbezüglichen Bibliographie seit 1995 rapide aufgenommen haben, so dass die rezente Morphologie religiösen Verhaltens („Volksfrömmigkeit“, wobei von Frömmigkeit nicht immer die Rede sein kann) ein Profil angenommen hat, das mit der traditionellen Begrifflichkeit dieses Sektors der Volkskunde nicht mehr erfasst werden kann. Dies gilt sowohl für die speziell griechische wie auch für die internationale Bibliographie.

Auf diese Fragen geht die Einleitung (13-23) ein. Der 1. Band ist danach in acht Kapitel gegliedert, wobei jedes Kapitel mehrere Untereinheiten aufweist. Die Einzelkapitel sind durchwegs gut belegt und ausreichend mit Bibliographie, sowohl mit internationaler wie auch griechischer, versorgt, so dass die besprochene Thematik zugleich einen Leitfaden zu weiterer Lektüre für Studierende und Interessierte darstellt. Das 1. Kapitel (25-57) ist der religiösen Volkskunde und dem traditionellen religiösen Verhalten gewidmet: Volksreligiosität und ihre wissenschaftliche Erfassung; Begriffe und Definitionen der religiösen Volkskunde; Besprechung verschiedener Systematiken der auf diesem Gebiet führenden Volkskundler Griechenlands. Das 2. Kapitel (59-94) ist den Methoden und der Forschung gewidmet. Hier lässt der Autor auch unveröffentlichte Quellen aus den Volkskundearchiven sprechen: Detailfragen der traditionellen religiösen Volkskunde wie Ortsbezogenheit und historischer Moment; vorchristliche Denkfiguren: Dämonologie; Kirchenpflege; Reliquienprozessionen gegen Unwetter; lokale Varianten im Zeremoniell; Vereinswesen der Kirchensprengel; die Panegyrik der Heiligenfeste; Stellung des Priesters in der Gemeinschaft; religiöse Therapeutik; Wallfahrtswesen; Varietät der Oster- und anderer Bräuche; spezielle Terminologie; Beispiele zu Grundbegriffen und Kategorien; Ort und Zeit der Kulthandlungen; Abweichungen von der Regel.

Das 3. Kapitel (94-154) gilt Bräuchen und Riten. Im Hauptteil geht es um die Ausdrucksmorphologie des religiösen Verhaltens. Religiöses Verhalten und „Volkskult“ werden mit neuerer Bibliographie sozialanthropologischer Provenienz bestückt, mit Emphase auf dem organisierten Leben in der Pfarrei und auf dem Phänomen der Magie. Weiter geht es um das Zeremonialwesen, Sondermessen, die Beziehung zu den Heiligen sowie um Predigten. Ein theoretischer Abschnitt zum Ritus bzw. den Volksriten liefert Definitionen und Inhalte (genannt werden Victor Turner, Richard Schechner, Arnold van Gennep u. a.), wissenschaftliche Kriterien und Prinzipien, Ort und Zeit des Ritus, und indikative Beispiele wie Ikonenverehrung, liturgische Gabe, Hagiasmos mit Weihwasser, Fasten, magische Handlungen, Glücks- und Festwünsche, Kalanda-Singen, Geschenk, Initiationsbräuche, Namensgebung, Inthronisation des Metropoliten, Wallfahrt und religiöser Tourismus. Die Einzelkapitel sind in verständlichem Stil geschrieben und reich mit Beispielen versehen.

Sie eignen sich für den universitären Gebrauch in Lehre und Forschung, sind aber auch für eine breitere interessierte Leserschaft eine schöne Lektüre.

Das darauffolgende 4. Kapitel (155-181) ist Göttern und Dämonen gewidmet, den Ausführenden der Riten und gewissen Facetten des Volksglaubens. Die positiven Akteure des Volksglaubens sind Gott, Christus, die Panagia und der Hl. Johannes der Theologe (Festwesen), die negativen Akteure vor allem Judas (Osterbräuche), Dämonen und Übeltäter (Geister, Zwölftendämonen). Das 5. Kapitel (183-205) beschäftigt sich mit der Magie und der Mantik: mit Tradition und Praktik der Magie (ägyptisch-hellenistische Zauberpapyri und ihre gesamteuropäische Texttradition, Anbinden, Bannspruch), mit dem Bereich zwischen Zauberei und Glauben, z. B. der böse Blick und das Amulett, Mantik und Ritus, mantische Praktiken. Kapitel 6 (207-226) ist dem Aberglauben und diesbezüglichen rituellen Praktiken gewidmet: das superstitionelle Weltverständnis, das Paradigma der Zahlen und Tage („reiner Montag“ als Brauchtermin), Abwehrriten und Apotropäum (z. B. Blut).

Ein eigenes und relativ umfangreiches 7. Kapitel (227-279) ist der modernen und urbanen Volksreligiosität gewidmet, der religiösen Volkskunde zwischen Stadtraum und Modernität, den Formen ritueller Innovation der Kirche (Neigung zu Spektakularität), der Präsenz der Kirche in modernen Riten mit Patriarchenbesuchen und Festmessen. Außerdem geht es um Heiligenfeste in der Stadt, um Feuerwerke, Politiker, die Ästhetik des Feierns, provisorische Kunst- und Handwerksausstellungen, Musik und Tanz, aber auch um die Anwendung von Technologie: Volksreligiosität und Internet (Religion online, Lokalbrauch und seine Verbreitung) sowie aktuelle Sendungen. Beleuchtet werden zudem Aspekte einer rituellen Globalisierung wie Fremdeinflüsse (Wunderberichte aus Russland) sowie das öffentliche Zeremoniell: Kirche, Staat, Nationalfeiertag, Sportfeste und Bildung. Das 8. Kapitel (281-316) beschäftigt sich mit den Quellen der religiösen Volkskunde: Archive mit Handschriften; Toponyme; Literatur; Märchen; Sprichwörter; Volkslieder: Ansinglieder an Festtagen; Universitätsarchive und ihre Problematik. Es folgen noch ein Epilog, Ergebnisse (317-332), die Bibliographie (333-363), eine englische Zusammenfassung (365-373) und die ausführlichen Register (375-442).

War der 1. Band der Volksreligiosität und dem traditionellen religiösen Verhalten gewidmet, so beschäftigt sich der 2. Band mit dem Jahreszyklus, dem Lebenszyklus und dem Kreis der Kulthandlungen. Auch hier steht die Volksreligiosität mit allen ihren ökonomischen und sozialen Verzweigungen, vor allem bei den religiösen Manifestationen im Stadtbereich im Zentrum des Interesses und der Ausführungen. Das gibt schon die Einleitung (15-32) zu verstehen, in der auch Themen wie Innovation, Folklorismus, Wallfahrten und Festessen der Pfarrgemeinde, gedruckte Kalender und Broschüren, Einführung von Klosterzeremoniellen, Einflüsse der Lokalverwaltung u. a. angesprochen werden; all dies im Sinne einer innovativen religiösen Volkskunde von integraler Reichweite, die nun schon auf eine erhebliche Forschungsliteratur zurückgreifen kann.

Der 1. Abschnitt zum Jahreszyklus ist nach epochalen Kriterien untergeteilt. Es beginnt mit den Winterbräuchen (33-85): der Monat Dezember mit dem Festkalender der Heiligen;

der Januar mit den Johannesbräuchen zum Festtag des Hl. Johannes Prodromos mit Bräuchen vor allem aus dem historischen Thrakien; die Hl. Domnike mit dem Hebammen-Brauch; der Februar mit dem Tag des Hl. Valentin – den Zwölfen ist ein eigener umfangreicher Abschnitt gewidmet. Es folgt der Frühjahrskreis (86-163): beginnend mit dem März und April mit dem Festtag des Hl. Georg; dann der Mai mit dem Hl. Konstantin und dem Feuerlauffritual Anastenaria; schließlich der erweiterte Osterkreis (Karneval, Quadragesima, Lazarussamstag, Palmsonntag, Karwoche mit Karfreitag und Karsamstag, Ostersonntag/Auferstehung, Nachosterwoche, Sonntag des Ungläubigen Thomas, Christi Himmelfahrt, Pfingsten), der besonders reichhaltig ist an Umzügen und Festbräuchen. Sodann folgt der weniger umfangreiche Abschnitt zu den Sommermonaten (164-194): im Juni das Fest des Hl. Johannes des Theologen; im Juli der Prophet Elias; im August die Entschlafung der Gottesmutter sowie Wetter- und Erntebräuche. Weniger umfangreich ist auch der Abschnitt zum Herbst (195-250): im September der Hl. Kreuztag; im Oktober das Fest des Hl. Demetrios; im November die Präsentation Marias im Tempel. Ein eigener Abschnitt ist für die Feste der Naturheiligung vorgesehen: Riten für den Ernteseegen, Hagiasmos und Reinigung der Natur; Bittgang und Litaneien um Regen (das „Regenmädchen“); Beschützung der Tiere (vor Seuchen, die Symbolik des Hahnopfers) und Pflanzen (Weinberg, Lesebräuche, Olivenbaum, Basilikum); die Symbolik der Stoffe (Salz), Feuer und Herd.

Der 2., weit kürzere Abschnitt bringt die Lebenslaufbräuche (251-286): von der Geburt (Schicksalsfrauen, Taufe) über die Hochzeit bis zum Tod (Begräbnis, Totenwache, Zeremoniell, „kollyva“, Grabbesuch, Exhumierung, Wiedergänger). Der 3. Abschnitt (287-364) ist den Kulthandlungen gewidmet. Den Beginn macht der Heiligenkult, gefolgt von der Verehrung der Naturelemente (Bäume, Steine/Trittsuren, Flüsse und Wasserfälle, Feuer), während den größten Teil des Abschnitts die rituellen Praktiken bilden: Kultgeräte und -stoffe (Weihrauch, Messwein, Kerze); heilige Gegenstände und Symbole (Kreuz, Weihwasser, Weihbrotstempel); Kultgaben („antidoro“, „prophoro“, Opfer); liturgische und kultische Ritualhandlungen (Tieropfer, Festessen, Sammelumzüge); Weihen; Apotropäum; Therapeutik; Ritualrhetorik (Fluch, Anathematisierung, Bannspruch); vorchristliche Reste. Der Band wird beschlossen von einem Epilog (365-376), der gezielt auf die Innovationen eingeht, der Bibliographie (377-395), der englischen Zusammenfassung (397-408) und den ausführlichen Registern (409-486).

Bevorzugter Raum der Beispiele scheint das historische Thrakien zu sein, mit dem sich der Autor mehrfach beschäftigt hat und der für komplexe Brauchvorkommen und hohe Ritualintensität besonders charakteristisch ist. Die zweibändige Monographie ist flüssig geschrieben, angenehm zu lesen, trotzdem gut dokumentiert mit Beispielen, Originaltexten und Bibliographie und durch die umfangreichen Register hervorragend aufgeschlossen. Es handelt sich, trotz des voluminösen Umfangs und Gewichts, um eine handliche Einführung in einen Zweig der Volkskunde, der an Aktualität wenig eingebüßt hat, denn Formen von Religiosität leben, trotz des Optimismus der Aufklärung, dass der Gang der Geschichte notwendigerweise zu einer Säkularisierung führen werde, praktisch ungebrochen weiter

und nehmen sogar zu, wenn auch in anderen Formen und begleitet von einem unterschiedlichen Verhalten.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. dazu meine Besprechung in *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XLVIII/97 (1994), 324-326; dort auch weitere Rezensionen seiner Arbeiten, nämlich ebenda XLIX/98 (1995), 240 f.; L/99 (1996), 126-128; LI/100 (1997), 109 f.; LII/101 (1998), 538; LIII/102 (1999), 233-236; LIII/102 (1999), 576-578; LIV/103 (2000), 381 f.; LV/104 (2001), 524-526; LVI/105 (2002), 476-478.

² *Südost-Forschungen* 58 (1999), 498-500, zur Volkskunde der Neomärtyrer und dem Klosterleben auf Samos; 59/60 (2000/2001), 677-680, zu ekklesiastischer Rhetorik religiöser Volksdichtung auf Samos; 63/64 (2004/2005) 625 f., zur Chronik von Manasses; 65/66 (2006/2007), 551 f., zum historischen Klosterleben auf Samos; 65/66 (2006/2007), 796-798, ein vierbändiges Studienwerk; ebenda, 803 f., Ausgabe des magischen Kodex von Vernardakis; 68 (2009), 543 f., die editio princeps eines Exorzismenbuchs von 1627; ebenda, 731-733, zu religiösem Brauchtum im historischen Thrakien; 69/70 (2010/2011), 668-670, ein Studienband; 69/70 (2010/2011), 670 f., zu Grabinschriften auf Friedhöfen; 71 (2012), 674 f. zum Codex 666 des Metamorphosis-Kloster in Meteora.

³ Νεωτερική Ελληνική Λαϊκή Θρησκευτικότητα. Συναγωγή μελετών θρησκευτικής λαογραφίας. Thessaloniki 2014.

⁴ Θεμελιώδεις έννοιες και μορφές της ελληνικής θρησκευτικής λαογραφίας. Athen 2013.

⁵ Vgl. *SOF* 72 (2013), 562-564.

⁶ Emmanuël G. BARBUNÈS, Παραδοσιακή θρησκευτική συμπεριφορά και θρησκευτική λαογραφία. Athen 1995.

Culture of Crisis in Southeast Europe. Part 1: Crises Related to Migration, Transformation, Politics, Religion, and Labour. Hgg. Klaus ROTH / Asker KARTARI. Münster, Berlin, Wien: LIT Verlag 2016 (*Ethnologia Balkanica*, 18). 410 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-643-90763-9, € 39,90

Culture of Crisis in Southeast Europe. Part 2: Crises Related to Natural Disasters, to Spaces and Places, and to Identities. Hgg. Klaus ROTH / Asker KARTARI. Münster, Berlin, Wien: LIT Verlag 2017 (*Ethnologia Balkanica*, 19). 368 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-643-90791-2, € 39,90

Die „*Ethnologia Balkanica. Journal for Southeast European Anthropology*“, herausgegeben von Klaus Roth unter Assistenz von Tomislav Helebrant, in den ersten Nummern noch dreisprachig (Englisch, Deutsch, Französisch), in den letzten Jahren allerdings mit

kaum noch nicht-englischen Artikeln, hat ihre letzten beiden Nummern, Bd. 18 und 19, mit dem Gast-Mitherausgeber Asker Kartari, dem Thema der Krise in Südosteuropa gewidmet. Nach Maßgabe der allgemeinen Editions politik der Zeitschrift steht vor allem die Gegenwart im Fokus des Interesses. Der 1. Band ist den Krisen gewidmet, die durch Migration, Transformation, Politik, Religion und Arbeit entstehen; der 2. geht auf Krisen durch Naturkatastrophen, Raum und Örtlichkeit bzw. Identitäten ein. Beide Bände gehen aus dem 7. Kongress der „International Association for Southeast European Anthropology“ hervor, der in der Kadir Has Universität in Istanbul 2014 abgehalten wurde. Zum Thema „Cultures of Crisis. Experiencing and Coping With Upheavals and Disasters in Southeast Europe“ wurden auf dem Kongress 120 Referate gehalten, aus denen hier eine Auswahl von 42 Studien geboten wird (22 im 1. Band und 20 im 2.). Aus verständlichen Gründen kann eine Rezension nicht viel mehr bieten als die fallweise kommentierte Aufzählung der Thematiken.

Der 1. Band ist in eine Einleitungssektion gegliedert, auf die die thematischen Einheiten „Migration und Diasporafolgen“, „Gesellschaft, Religion und Politik“ sowie „Beschäftigung und Arbeitsbeziehungen“ folgen. Das „Introductory“ umfasst zwei Referate: ASKER KARTARI, „The Gezi Park Protests of 2013. An Observer’s View of Political Crisis“ (13-26) – die angesprochene Widerstandskultur mutet im Lichte der Entwicklungen seit 2016 wie eine historische Erinnerung an; und CHRISTIAN GORDANO: „Transition / Transformation and Crisis. Investigating Southeast European Societies Through Conceptual Expedients“ (27-45), eine kritische Untersuchung des Krisenterminus im Lichte der *longue durée* Braudels für den Mittelmeerraum („Crisis: a misleading narrative“). An der Widerstandskultur der Lokalgesellschaften gegen Staat und Hegemoniesphären hat sich langfristig durch die Jahrhunderte nicht viel geändert.

Der 1. Themenkreis „Migration and Diaspora“ bringt acht Referate. Den Beginn macht SABINE STRASSER mit „The Crisis Effect. Global Moral Obligations, National Interventions and the Figure of the Pitiful / Abusive Migrant“ (47-66), wobei es darin noch nicht um die letztthin zugespitzte Flüchtlingskrise im Süden der EU geht, die das Thema noch aktueller macht. MARIJETA RAJKOVIĆ IVETA untersucht in „Women and Migrants in Croatia. From Marginal Subjects – ‚White Widows‘ – to Contemporary Migrants into the EU“ (67-84) die Themen Landflucht, Arbeitsemigration und insbesondere die zurückbleibenden Frauen („Weiße Witwen“), die letztlich auch zu Gastarbeitern werden. Ähnliches behandelt JADRANKA ĐORĐEVIĆ CRNOBRNJA in „Crisis, Migrations, Culture. On the Influence of the Economic and Political Crisis on Migration Patterns of the Gorani People and Changes to Their Culture“ (85-101) zu einem spezifischen Gebiet („Gora“) im Kosovo. Das Fremdsein in der Fremde wie auch in der Heimat thematisieren IVAYLO MARKOV in „Migration, Trans- Locality and Social In(Ex)clusion. Managing the Life In-Between. The Case of Albanian Migrants from Macedonia“ (103-119) und MICHAL PAVLÁSEK mit seinem Beitrag „In a New Homeland. Adaptation Strategy and Overcoming Discontinuity of Czech Migrants in Banat“ (121-135). Über bedrohte Nachbarschaften in der Bosphorus-Metropole referiert in der Folge CAREN ARK in „The Politics of Uncertainty. Perceptions of Urban Transformation

in an Internal Migrant Neighbourhood of Istanbul“ (137-154). Zur Binnenemigration der Muslime in FYROM schreibt KAROLINA BIELENIN-LENCZOWSKA in „Save Radika. Environment or Political Activities and the Local Conceptualization of the Concept of Diaspora“ (155-171), während YANA YANCHEVA den Themenkreis abschließt mit „The Bulgarian Diaspora in Moldova and Ukraine in the Context of Agricultural De-Collectivization. Social and Economic Consequences for Everyday Life“ (173-189).

Der 2. thematische Abschnitt betrifft „Society, Religion and Politics“ und umfasst sieben Beiträge. Am Anfang steht ELIFE KRASNIQIS „Social Changes in Relation to Patriarchy in the Post-1999 War in Opoja, Kosovo“ (191-206), gefolgt von GERDA DALIPAJ mit „The End of History‘ is a ‚State of Emergency‘. Informal Constructions, Legalisation Laws, and the Production of Permanent Crisis in Post-Communist Albania“ (207-226) zum Konzept der Dauerkrise. EVGENIJA KRÄSTOVA-BLAGOEVA behandelt in „Clothing and Fashion in a Time of Crisis. The Case of Kărdžali“ (227-248) den Kauf von Second-Hand-Kleidung in einer bulgarischen Stadt mit türkischer Majorität. Dann geht es zurück ins Kosovo mit der Studie von TAHIR LATIFI zu „Poverty and Social Security from the Perspective of Post-War Political, Societal and Family Transformations in Kosovo. Macro- and Micro-Level Points of View“ (249-268). Anschließend schreibt ZSUZSA PLAINER über eine Roma-Siedlung: „All Gypsies were living there as sound as a roach‘. Heydays of a Roma Colony in Oradea (Romania) and Its Wrecking in Socialist and Post-socialist Times“ (269-279). Einen weiteren Beitrag, der sich mit dem Kosovo befasst, liefert MARIJA MANDIĆ mit „Unifying the Other. The Case of the March Violence in Kosovo and the Mosque Burning in Belgrade“ (281-305). Darin schildert sie den öffentlichen Diskurs in Serbien über die Ausschreitungen in Kosovo im März 2004, die zur In-Brand-Legung der einzigen Moschee in Belgrad führten. Den letzten Aufsatz dieses thematischen Abschnitts widmet VIOLETA PERIKLIEVA dem Kapellenbau nach Wunderträumen in Strumica: „Dreaming‘ Saints and Building Chapels in Times of Crises. The Case of Angelci, Macedonia“ (307-320).

Der letzte Abschnitt „Work and Labour Relations“ umfasst fünf Beiträge, die die Arbeitsbedingungen in der postsozialistischen Ära untersuchen. TANYA CHAVDAROVA beschäftigt sich in „Invisible Ink. The Hidden Clauses in Employment Contracts in Bulgaria“ (321-336) mit offiziellen und inoffiziellen Arbeitsverträgen. Anschließend thematisiert DRAŽEN CEPIĆ „The Crisis of Working Class Sociability in Croatia. Challenges of De-Unionization“ (337-353). IVANKA PETROVA bringt einen Beitrag zum Wiederaufleben personeller Netzwerke der Verwandtschaft unter dem Titel „Working after 1989. Cultural Strategies for Economic Survival and Coping with the Crisis in the Sphere of Labour“ (355-368). Über das nostalgische Rememorieren der sozialistischen Zeit geht es bei SANJA POTKONJAK und TEA ŠKOKIĆ in „Retro-Utopia. On the Idea of Work and Progress in Post-Socialist Croatia“ (369-384). Den Abschluss bilden MAREK MIKUŠ und GORAN DOKIĆ mit ihrem Referat „Nobody’s Stronger than the State‘. Crisis and Hope among Serbian NGO Workers and War Veterans“ (385-403). Jeder der Beiträge umfasst ein anfängliches Abstract sowie eine Bibliographie, die in Fußnoten oder im Haupttext in Abbreviationen zitiert wird; überdies sind alle ähnlich gegliedert in Kleinkapitel mit eigenen Überschriften, beginnen meist

mit einer Einführung und enden mit einer Konklusion, die die Ergebnisse zusammenfasst. Abschließend ist doch darauf hinzuweisen, dass in der regionalen Verteilung der Beiträge eine gewisse Asymmetrie vorherrscht; z. B. ist die griechische Wirtschaftskrise, die immerhin seit einem Jahrzehnt andauert, und zu einer Reduktion des Bruttonationalprodukts um fast ein Drittel geführt hat sowie 400 000 junge, graduierte Wissenschaftler als Emigranten nach Deutschland und England gebracht hat, mit keinem Wort erwähnt. Unter den 42 Vorträgen betrifft ohnehin nur ein einziger Griechenland. Ebenso sind insgesamt Albanien und Rumänien deutlich unterrepräsentiert, von Ungarn und Slowenien nicht zu sprechen. Als „Krise“ werden vorwiegend die postsozialistische Ära in den ehemaligen kommunistischen Ländern aufgefasst, die vom jugoslawischen Krieg betroffenen Gebiete mit den massenweisen Aus- und Umsiedlungen sowie die neuen Formen der traditionellen Arbeitsmigration. Eigentliche Diaspora-Kulturen sind nicht angeschnitten. Unter den südslawischen Ländern ist Bulgarien deutlich überrepräsentiert.¹

Der 2. Band „Crises Related to Natural Disasters, to Spaces and Places, and to Identities“ ist in vier thematische Abschnitte gegliedert: „Natural Disasters“, „Spaces and Places“, „Crises of Identity“, „Narrative Memories of Crisis“. Der 1. Abschnitt zu den Naturkatastrophen umfasst fünf Referate: Zunächst präsentiert ȘTEFAN DORONDEL seine gut belegte allgemeine, eher theoretische Studie, die für eine Umwelt-Anthropologie in Südosteuropa plädiert: „Environmental Disasters, Climate Change and other Big Problems of Our Times. A View from Southeast Europe“ (11-32)², gefolgt von einer Maul-und-Klauen-Seuchen-Studie aus der Strandža an der bulgarisch-türkischen Grenze von OLIVIER GIVRE, „Fever at the Border. About the 2011's FMD (Foot and Mouth Disease) Outbreak in Strandža (Bulgaria / Turkey)“ (32-54). Danach kommt eine Studie von MIGLENA IVANOVA zu „The Dark Legacy of the South. Traumatic Memory, Silence and Recollection of the 1946-47 Famine Among the Gagauzs and Bulgarians from Bessarabia“ (55-69). ANA POPOVIĆ widmet sich dann dem „Daily Life of a Displaced Museum. Activities of the Museum of Perast following the 1979 Earthquake in Montenegro“ (71-78), und MARGARITA KUZOVA schreibt über „Visual Images of Natural Cataclysms in Bulgarian and German 19th and 20th Century Collections of Postcards (Photographs, Cartoons, Press Illustrations)“ (79-99). Auch hier hätte man Beiträge zu den schweren und verlustreichen Erdbeben der Türkei und Griechenland erwartet.

Der 2. Abschnitt zu „Spaces and Places“ zählt ebenfalls fünf Beiträge. NEVENA DIMOVA geht in „Land Labour and Rural Downshifting in Post-Socialist Bulgaria“ (101-120) auf Öko-Kommunitäten in Bulgarien ein; es folgt NEBI BARDHOSHI mit „Life in Liminality. Ethnography of Dispute Settlements on Land in a Post-Totalitarian Situation“ (121-136). KONSTANTINA BADA (IOANNINA) betrachtet in „Cultural Actions and Reactions of Localities. The Case of the Mountain Village of Tzoumerka in Greece of Crisis“ (137-149) eine Region, die zwar auch der Landflucht nach dem Bürgerkrieg in den 1940er Jahren erlegen ist, jedoch institutionelle und informelle Strategien entwickelt hat; zu nennen wären das Bergdorf Matsouki bei Pramanta und sein Kulturverein. Der Konflikt um den Schwarzmeerhafen Mesembria ist Thema in „Contested World Heritage: The Ancient City of Nessebar. An Ethnographic Study of the Conflict“ (151-165) von ANNA LULEVA.

Übrigens handelt es sich bei Nessebar um den Geburtsort des Nestors der griechischen Volkskunde, Georgios Megas. Im Fall der antiken Stadt am Schwarzen Meer wehrt sich die Tourismusindustrie gegen die Auflagen des erhaltenswerten Kulturerbes der UNESCO.³ PIOTR MAJEWSKI widmet sich schließlich dem architektonischen Antiken-Disney-Land im Zentrum von Skopje: „Project ‚Skopje 2014‘ – À la recherche du temps perdu“ (167-183). Um den barocken Hellenenkitsch, der die neue Staatsidentität zur Schau stellen soll, ist ein öffentlicher Diskurs entbrannt.

Der 3. Abschnitt „Crisis of Identity“ bringt ebenfalls fünf Beiträge. Aus Gesprächen mit Roma berichtet RALUCA MATEOC von „Conversion, Work and Family Relations. Self-identifications Within Some Romanian Rural Roma Groups“ (185-203). ŞENGÜL İNCE und BURCU ŞİMŞEK steuern das Referat „Gender Identity Crisis in the Urban Kitchen“ (203-217) bei; aus rezenten Tiefeninterviews erstellt ADRIANA CUPCEA ihre Arbeit „Memory and Identity Construction in Turkish and Tatar Communities in Dobruja (Romania) during the Communist Period“ (219-238); DUNJA BROZOVIĆ ist vertreten mit „Changing Names: a Way to Cope With Identity Issues in Times of Crisis. The Ottoman Legacy in Croatia & Bosnia and Herzegovina“ (239-255). Mit serbischen Feministinnen und Anti-Militär-Organisationen, die den geltenden Kalender mit Daten für Demonstrationen und Straßenprotesten umschreiben, was als „Performanz“ aufgefasst wird, befasst sich MAGDALENA SZTANDARA in „A Women’s Performative Calendar as a Strategy for Dealing with ‚Absence‘“ (257-275).

Der letzte Abschnitt zu „Narrative Memories of Crisis“ mit ebenfalls fünf Referaten bringt dann folgendes: Die Memoiren von Y. A. Kevorkian, die dieser 1960 in Bulgarien geschrieben hat, und in denen er berichtet, wie er dem Genozid entgangen ist, thematisiert von DOBRINKA PARUSHEVA in „From Çorlu to the Syrian Desert and Back. A Young Armenian’s Experience between 1914 and 1918“ (277-289). Es schließen sich an: „A Lifetime of Crisis. The Story of a Dalmatian Peasant in the Mid-20th Century“ (291-238) von NATAŠA MIŠKOVIĆ, „Games of Memory. Personal Narratives of Romanian World War II Veterans“ (309-322) von IOANA-RUXANDRA FRUNTELĂ und „These Days, when a Belgrader Asked: ‚How Are you Doing?‘, the Answer Is: ‚I’m Waiting‘. Everyday Life During the 1999 NATO Bombing“ (323-243) von ELISA SATJUKOV. Abschließend erörtert GABRIELA FATKOVÁ „Bulgarian Karakachans. Building a Narrative of Crisis“ (343-361). Hier wird die griechische Krise zumindest erwähnt. Für solche autobiographischen Narrative aber ist wohl ein eigener Kongress zu veranstalten; wie überhaupt der Krisenbegriff bei vielen Beiträgen überstrapaziert ist, weil sich die Örtlichkeit oder Personengruppe in einer Dauerkrise befindet, bzw. sowohl die Zeit des Sozialismus als auch die postkommunistische Ära beide als (unterschiedliche) Krisen aufgefasst werden, und somit der gesamte Westbalkan sich in einer perpetuierten Krise befindet. Wenn sich die Krise nicht mehr vom Alltag unterscheidet, verliert der Begriff seine Brauchbarkeit. Kriterien wie die Sichtweise, der Standort des Blicks, die Qualität der Krise (wirtschaftlich, individuell, psychisch usw.), der Tiefgang, die Dauer usw. sollten zu differenzierteren Begriffsfassungen führen, die im Themenangebot dann auch zu implementieren wären. Die persönlichen Narrative hätten

auch zum Thema Krisenbewältigung in der Literatur und Kunst führen können oder auch in der Oralliteratur (Sprichwörter, Lieder, Reime im Internet usw.). Und ein globaler Blick lässt die Frage aufkommen: Wo auf diesem Planeten gibt es heute keine Krise?

Im Hinblick auf Südosteuropa wird auch deutlich, dass der gesamte Kongress fast ausschließlich auf die ehemaligen sozialistischen Länder ausgerichtet war, die Türkei und Griechenland, die in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s genauso krisengeschüttelt sind, kommen mehr oder weniger nur am Rande vor. Aber abgesehen von solchen Überlegungen sind die beiden Bände natürlich enorm gehaltvoll an Themen und Methoden, Fallstudien und Einzelbeobachtungen. Der schillernde Begriff „Krise“, ein Schlagwort der postmodernen Epoche, und die Fülle der Beiträge, die sich bei einem solchen Großkongress irgendwann kaum noch steuern lässt, führt natürlich dazu, dass sich die einzelnen Begriffsfassungen voneinander sehr unterscheiden, was sich bei so vielen Referenten auch nicht vermeiden lässt. Immerhin ist es gelungen, wenigstens redaktionell eine ziemlich rigorose Einheitlichkeit einzufordern. Für die Herausgeber zweifellos eine Großleistung; die Tatsache, dass fast jeder Leser etwas vermissen wird, weil Krise und Nicht-Krise voneinander nur sehr subjektiv zu unterscheiden sind und sich Südosteuropa seit der Staatenbildung auf dem Balkan mehr oder weniger in einer Dauerkrise befindet (wenn man allein an die Fülle der Kriege und militärischen Operationen denkt, an die Aussiedlungen und den Bevölkerungsaustausch). Dennoch kann das den Wert dieser Studienbände nicht schmälern, die ein kritisches und prekäres Thema anschneiden.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. dazu auch die Besprechung des Verfassers zu den ersten fünf Bänden der Zeitschrift „Ethnologia Balkanica“ in *Südost-Forschungen* 63 / 64 (2004 / 2005), 501-505.

² Vgl. dazu auch Ștefan DORONDEL, *Disrupted Landscapes. State, Peasants and the Politics of Land in Postsocialist Romania*. Oxford, New York 2016.

³ Dasselbe Problem hat Michael Herzfeld für Rethymno of Kreta untersucht: Michael HERZFELD, *A Place in History. Social and Monumental Time in a Cretan Town*. Princeton / NJ 1991.

Baios Ph. KAMINIÖTĒS, Μάγισσες και μαγείρισσες. Διατροφή, μαγεία και γυναικεία εξουσία στους Καραγκούνδες της Δυτικής Θεσσαλίας [Zauberinnen und Köchinnen. Speise, Magie und weibliche Macht bei den Karagunides in Westthessalien]. Athen: Ekdoseis Herodot 2016. 614 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-485-151-5, € 42,40

Wie das Vorwort der Soziologieprofessorin an der Panteios-Universität in Athen darlegt (11-14), geht es bei dieser langjährigen Feldstudie in der thessalischen Tiefebene (in den

Dörfen Artesiano und Karditsomagula des Kreises Karditsa), die durch Angaben aus dem Volkskundlichen Archiv der Universität Athen ergänzt wurden, um die Analyse eines inoffiziellen weiblichen Werte- und Machtsystems, das parallel zur patriarchalischen Vitrine der offiziellen Männerherrschaft existiert. Oder besser existierte, denn in der 2. Hälfte des 20. Jh.s haben sich die Dinge geändert. Schwarze Magie wird in dieser Form kaum noch betrieben (was die Abfragearbeit der Feldstudie durch einen Mann wesentlich erleichtert hat, da nun über etwas gesprochen wird, worüber man eigentlich nicht spricht, nicht einmal unter Frauen), obwohl die Unvorhersehbarkeit der Zukunft auch weiterhin den Aberglauben in Horoskop und Mantik, bei Wahrsagern und Hellsehern schürt.¹ Dieses weibliche Werte- und Machtsystem, das v. a. in Krisen- und Umbruchphasen des Lebens in Erscheinung tritt – Geburt, Hochzeit, Krankheit und Tod –, liegt in den Händen der erfahrenen Frauen und Matronen, wie es die Pioniere der Erforschung der nordgriechischen Therapie-Magie Richard und Eva Blum schon in den 1960er Jahren so unübertroffen herausgearbeitet haben.² Im vorliegenden Falle geht es jedoch nicht um therapeutische Magie und empirische Medizin, die auch in den *iatrosophia* (*bajanje*)-Handschriften eine lange Überlieferung durch die Jahrhunderte aufweisen, sondern um die Institution der Magierin, die auf Wunsch und gegen Bezahlung Schadenszauber ausübt, und zwar durch Speisen und Gerichte.

Der Titel der Arbeit sowie ihre Konzeption (Schadenszauber durch Speisen) kann sich dabei auf ein Wortspiel stützen, das in anderen Sprachen schwer wiederzugeben ist: Die Wurzel *mag*, die sowohl der Magie (Magierin) zugrunde liegt wie auch der *mageiriki* (Kochkunst, *mageiras*-Koch, *mageirissa*-Köchin), ein Bereich, der in der traditionellen Volkskultur in den weiblichen Herrschaftsbereich des Hauses gehört und den Männern unzugänglich ist. Nicht nur die Liebe geht durch den Magen, sondern vielfach auch der Liebeszauber ebenso wie auch die Schwarze Magie. Wie bei soziologisch orientierten Arbeiten der Volkskulturforschung ist die Feldarbeit der einführenden Beobachtung und qualitativen Interviews von einem theoretischen Apparat begleitet, der sich in diesem Falle logischerweise auf Claude Lévi-Strauss stützt und Michel Foucault. Diese Theorielastigkeit äußert sich auch in der Tatsache, dass fast die Hälfte der umfangreichen Monographie auf die Theorie entfällt. Kapitel 1 nennt sich „Zu einer Theorie der Nahrung“ (35-190: Polysemie der Nahrungsforschung, Strategien gegen den Hunger und gegen den Überfluss, die Kriterien der Genießbarkeit, Kochen und gekochte Nahrung, Restaurants und *fast food*, die Zeiten der Kochkunst, von der Tradition zur Innovation, der persönliche Geschmack, Kultur und Barbarei, genießbare Speisen und ihre Zubereitung, Götterspeisen und menschliches Essen [Exkurse in die Antike], religiöse Speisen – christliches Fastengebot, Nahrung und Tradition, die Kochkunst – ein globales Faktum, das Dreieck von Lévi-Strauss: Roh – Gekocht – Verfault, die Gastronomie, aphrodisische Speisen, Pharmaka und *pharmakia* [Gifte]). Kapitel 2 ändert den Fokus „Zu einer Theorie der Magie“ (191-216: wesentlich kürzer: Polysemie der Nahrungsforschung, die Feldforschung von Edward E. Evans-Pritchard und Clyde Kluckhohn, Definitionsprobleme, Volkskunde und Magie – etwas dünn ausgefallen). Kapitel 3 blickt auf „Die weibliche Macht/Herrschaft“ (217-272: die problematische Bi-

polarität Natur/Kultur als weiblich/männlich, die Frauenbewegung und der Feminismus, die Demystifizierung des Schemas, der Herrschaftsbereich des Weiblichen, Gender und Macht, Magie und gender-Macht in der westlichen Welt und in Griechenland, sowie in der soziologischen Volkskunde). Diese Kapitel zeichnen sich aus durch die Ausgriffe in sehr allgemeine Fragebereiche und die ausführliche Diskussion eines Großteils der gesamten einschlägigen Bibliographie, was für die Lehre im Soziologiestudium nützlich ist, aber z. T. weit über den spezifischen Fragebereich des Titels hinausgeht. Er spiegelt im Wesentlichen Denkprozesse wider, die der Autor bei der Auswahl seiner Arbeitswerkzeuge und Konzeptionen angestellt hat, die aber nicht unbedingt zur eigentlichen Forschungsarbeit gehören.

Auf diese geht dann der 2. Teil der Monographie mit insgesamt sieben Kapiteln ein. Im 4. Kapitel zur Methodologie der Forschungsarbeit (275-316) ist ebenfalls der Trend zur Diskussion allgemeinerer Fragestellungen vorherrschend, da der Autor vorwiegend Selbstreflexionen anstellt (Ethnographie und teilnehmende Beobachtung, Feldaufenthalt zwischen 1993 und 2009, das Ego des Feldforscher und die „anderen“, thematische Selektionen, Methoden der Informationskollektion [*covert research*, Lebenserzählungen, Geschichten aus der Vergangenheit], Taxonomiefragen der Erzählungen, Vergangenheit als Filter, Erinnerung und Oralität, Alki Kyriakidu-Nestoros und die „Schule von Thessaloniki“, Michail Meraklis und die soziologische Laographie von Ioannina, Informationsquellen). Kapitel 5 geht dann auf die unsichere Namensbedeutung der Karagunides der thessalischen Tiefebene ein (317-343: Etymologie, Reiseberichte, Kleidungskriterien, griechische Forscher, orale Quellen, Spezifika ihrer Volkskultur – Kleidungsunterschied zu Vlachen und Sarakatsanen). Kapitel 6 widmet sich dann Raum und Zeit (345-365: die thessalische Tiefebene als Naturraum, Wirtschaftsformen und Kulturareal, die Rolle des Brauchtums usw.). Erst mit dem 7. Kapitel beginnen die eigentlichen Erzählungen: vorerst zur Rolle der Frau in der traditionellen Dorfgesellschaft (367-399: Männerrollen: dominant als Väter und Bräutigame, abhängig als Feldarbeiter und Ackerbauern, viripatrilokales System, Aussteuer und Brautpreis, Bräute: Hausfrauen, Köchinnen, Weberinnen und Mütter, Mobilität der Frauen im kleinen und großen Radius, Dorfstruktur und Wohnmodalitäten, die Straße als Öffentlichkeit). Erst das umfangreichere 8. Kapitel geht dann direkt auf die Speisen ein, auf die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Nahrung und ihrer Darreichung (401-487: tierische Nahrung, pflanzliche Nahrung; Anbietungsformen: alltägliches Kochen, rituelle Kochkunst, Symbolik der Nahrungsmittel, Speisung der Besucher, Speiseopfer für divine Instanzen, Geburtsbräuche, Hochzeitessen, Totenspeise – die leiblichen Bedürfnisse der Seele, ungenießbare und verbotene Speisen: Kochen als Schädlichkeitsfaktor). Auf die Magie kommt die Rede in Kapitel 9, wo ebenfalls die Informanten stärker zu Wort kommen (489-519: Zaubерinnen und Magierinnen in der Volksliteratur, lokale Sagen und Überlieferungen, Lebenserzählungen).

Nach diesem eigentlichen Kernkapitel folgt noch ein Schlusskapitel, das 10., das eine Zusammenfassung und Ausblicke bietet (521-553: Systematisierung der Aspekte der Magie, die Dynamik zwischen genießbaren und ungenießbaren Speisen und den verfaulten Nahrungsmitteln, Ausblicke: die zwischengeschlechtlichen Beziehungen in ihrer historischen und

gesellschaftlichen Dimension). Hier wird der Dialog mit den theoretischen Konzeptionen wieder aufgenommen. Den Schluss bildet eine umfangreiche Bibliographie (557-589: Interviews, Handschriften aus Volkskundearchiven, Lexika usw., Zitate aus antiken und mittelalterlichen Quellen, Literaturwerke, Studien: griechische, fremdsprachige), Karten und ikonographische Quellen, ein Index für Sachen und Begriffe, und, wie beim Herodot-Verlag üblich, das Inhaltsverzeichnis am Bandende.

Die Vorgangs- und Darstellungsweise der enger werdenden konzentrischen Ringe um das eigentliche Forschungsthema hat seine Vor- und Nachteile. Auf der einen Seite machen das weite thematische Ausholen in den ersten Kapiteln und die intensive Diskussion mit Theorien und Modellen der internationalen Forschungsliteratur das Buch geeignet für die universitäre Lehre (wobei allerdings die Magie selbst etwas zu kurz gekommen ist), indem der Leser die Gedankengänge des Forschers vom Allgemeinen zum Besonderen nachvollziehen kann und die Ergebnisse mit weitreichenden theoretischen Fortifikationen der internationalen Forschung abgesichert erscheinen. Auf der anderen Seite aber kommt der Autor zu seinem eigentlichen Thema (und die Informanten zu Wort) erst in den allerletzten Kapiteln, was zu einer gewissen Unausgewogenheit führt, denn über Nahrungssoziologie und die Theorien der gender-Rollen kann man sich auch anderswo informieren und wird dies nicht unbedingt in einer Arbeit zum Schadenszauber der Magierinnen in Speisen von zwei Karagunides-Dörfern der thessalischen Tiefebene suchen. Trotz dieser Unausgewogenheit – übrigens ein Charakteristikum vieler Dissertationen, wo der Leser den gesamten Lernprozess des Autors und seine Orientierungssuche im Wald der Theorien und Konzepte *nolens volens* nachvollziehen muss – handelt es sich um eine gut dokumentierte, systematische Arbeit, die vielleicht etwas kürzer hätte ausfallen können. Aber der Leser verbleibt mit dem Eindruck, dass es sich der Autor nicht leicht gemacht hat, zu den Ergebnissen zu kommen, die dann im Schlusskapitel stehen. Der Genuss der Lektüre der mündlichen Erzählungen wird ihm allerdings bis in das 8. und 9. Kapitel hinein vorbehalten. Auf der anderen Seite aber erfährt er auch viel über die Bewohner der Ebenen um Karditsa, welche Stadt auch der Geburtsort des Autors ist.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. Walter PUCHNER, *Performanz und Imagination in der Oralkultur Südosteuropas*. Wien, Köln, Weimar 2017, 299-452, mit umfassender Bibliographie.

² Richard BLUM/Eva BLUM, *Health and Healing in Rural Greece. A Study of Three Communities*. Stanford/CA 1965; DIESS., *The Dangerous Hour. The Lore of Crisis and Mystery in Rural Greece*. London 1970.

Χαρτογραφώντας τη δημώδη λογοτεχνία (12ος – 17ος αι.). Πρακτικά του 7ου Διεθνούς Συνεδρίου Neograeca Medii Aevi [Die Kartographierung der Volksliteratur (12.-17. Jh.). Akten des 7. Kongresses Neograeca Medii Aevi]. Hgg. Stephanos KAKLAMANĒS / Alexēs KALOKAIRINOS. Heraklion: Eteria Kritikon Istorikon Meleton 2017. XIV, 670 S., 16 Abb., ISBN 978-960-9480-38-3, € 47,–

Ο Ερωτόκριτος του Β. Κορνάρου: ερευνητικές προτάσεις και προοπτικές. Πρακτικά διεθνούς συνεδρίου αφιερωμένου στην Κομνηνή Δ. Πηδώνια (Τομέας Μ.Ν.Ε.Σ., Τμήμα Φιλολογίας, Α.Π.Θ., 28-29 Μαΐου 2015) [Der Erotokritos von V. Kornaros: Vorschläge und Perspektiven der Forschung. Akten des internationalen Kongresses zu Ehren von Komnene D. Pidonia (Abteilung für Mittelalterliche und Neugriechische Studien, Philologische Fakultät, Aristotelische Universität von Thessaloniki)]. Hgg. Tasos A. KAPLANĒS / Tasula M. MARKOMICHELAKĒ / Sōtēria STAUROPULU. Thessaloniki: Ekdoseis Graphem 2017. 256 S., zahlr. Abb., ISBN 978-618-5271-20-6, € 15,90

Tagungsbände sind schwierig zu besprechen, vor allem wenn sie einen gewissen Umfang überschreiten und eine weitgefächerte Thematik bedienen. Das ist besonders im ersten Fall ein Anliegen. Der betreffende Aktenband geht auf einen Kongress der Reihe „Neograeca Medii Aevi“ zurück, die Hans Eideneier 1986 ins Leben gerufen hat und die sich mit spätbyzantinischer und nachbyzantinischer „Volksliteratur“ (also nicht hochsprachlicher Literatur) beschäftigt. Zuletzt fand der Kongress 2012 in Heraklion statt und hat nun einen Band in beachtlichem Umfang hervorgebracht. Den Einführungsvortrag (1-12) hat STEFANOS KAKLAMANIS zu den Hauptzielen der philologischen Kartographierung der nicht-hochsprachlichen griechischen Literatur zwischen dem 12. und 17. Jh. gehalten. Die Vorträge von durchwegs beschränktem Umfang sind fast alle auf Griechisch verfasst; die Reihenfolge hält sich an das chronologische Kontinuum, so dass die ersten Vorträge noch in die spätbyzantinische Zeit fallen. Die Ausgabe des byzantinischen Zeremonienbuches durch J. J. Reiske (B. FLUSIN auf Französisch, 13-24), das „Leimonarion“ von Joh. Moschos (M. DETORAKI, 25-34), Statistiken zum Futurgebrauch in der byzantinischen Hagiographie (N. KALVIAINEN, 35-48) sowie linguistische Studien zu italienisch-griechischen mittelalterlichen Archiven (C. ROGNONI auf Italienisch, 49-60). Des Weiteren gibt es Artikel über Geschenk und Aussteuer im Digenes-Epos im spanischen Vergleich (I. KIOTIDIS, 61-70), über die Narration zur Ikonographie (I. ANAGNOSTAKIS, 71-84), darüber, welche Personen hinter den Satiren der griechischen Volksliteratur stehen (HANS EIDENEIER, 85-92), über das Erzählgedicht des Trojanischen Kriegs (E. JEFFREYS auf Englisch, 93-107) und über Konstantinos Hermionakos (R. LAVAGNINI auf Italienisch, 107-116). Es folgen Beiträge zur teilweisen Herkunft von „Kallikachos und Chrysorrhoe“ aus dem Märchen (M. MARGARONI/A. MUNTAKI, 117-130), zum Autor eines Lehrgedichts, das auf Grund von Kryptosphragiden Falieros zugeschrieben wird (G. S. HENRICH, 131-146), zu Forschungen im Vorfeld einer Neuausgabe der „Heldentaten des Merkurios Bua“ (C. LUCIANI, 169-183) sowie zur Metrik des zypriotischen Canzoniere aus dem 16. Jh. (O. FEDINA, 183-194).

Damit überschreiten wir langsam die byzantinischen Reichsgrenzen und bewegen uns auf die kretische Literatur der Venezianerzeit zu.

Dieser ist auch der Großteil der übrigen Studien gewidmet. Den Beginn macht ein Aufsatz zu nicht-hochsprachlichen Inschriften auf kretischen Wandmalereien in Kirchen (M. S. PATEDAKIS, 195-216, 10 Abb.). Es folgen Abhandlungen zur synoptischen Ausgabe aller Gedichte von Stefanos Sachlikis (A. VAN GEMERT/G. MAVROMATIS, 217-228), zur Sinnlichkeit der Stadt (Candia) bei Sachlikis (T. LENTARI, 229-240) sowie zur Armut und zum Sozialbewusstsein in der frühen demotischen Dichtung (S. STAVRAKOPULU, 241-250). Anschließend geht es um das Gedicht auf den „Jüngling und das Mädchen“ und die italienischen *contrasti* (M. CARACAUSI, auf Italienisch, 251-262), um die Ausgabe der Werke von Nilos-Nathanail Bertos (F. P. VUTURO, auf Italienisch, 277-292), um die Exkludierung des kretischen Literaturidioms in den kretisch-italienischen Akademien (M. PASCHALIS, 277-292) und um die Metrik in den lateinschriftlichen Manuskripten der Dramenwerke „Das Opfer Abrahams“ und „Der Treue Schäfer“ (R. E. BANCROFT-MARCUS, auf Englisch, 293-206). Weiter geht es mit dem Gedicht der „Schäferin“ und dessen Westbezügen (M. PAFITI, 307-322), dem Schäferdrama „Panoria“ von Chortatsis (M.-CHR. PASSU, 323-338), dem „Pastor fido“ von Guarini und seiner kretischen Übersetzung (E. PAPADAKI, 339-352), einem Vergleich der Handschriften und Druckausgaben der „Erofile“ (E. LAMPAKI, 353-362), der Seneca-haften Tragik in der „Erofile“ (G. KALLINIS, 363-374) sowie den Textbezügen der „Erofile“ im „Erotokritos“ (N. DELIGIANNAKI, 375-387). Den Abschluss dieses Teils bilden Texte zu Liebesversen im „Erotokritos“ (M. PIERIS, 387-406), zum Ritter Drakokardos aus Patras in der *giostra* des „Erotokritos“ (T. M. MARKOMICHELAKI, 407-418), zu den Nachklängen des Digenis-Epos in der Escorial-Version im „Erotokritos“ (419-432), zum italienischen Vokabular in den kretischen Komödien und im „Erotokritos“ (443-456), zu der kretischen „Apokalypse der Gottesmutter“ mit Textedition (ST. LAMPAKIS, 457-476), zu offenen Forschungsfragen zum anonymen kretischen Erzählgedicht „Altes und Neues Testament“ (WALTER PUCHNER, 477-490), zu Lamentation und Versreim im selben Gedicht (D. PHILLIPIDU, 491-506) und zu den „Heldentaten des Lazarus Motsenigo“ (1657) von Theodoros Montselese (E. GERGATSULI, 507-520).

Mit dieser Studie zu den Ionischen Inseln haben sich die Beiträge zur kretischen Literatur erschöpft, und wir bewegen uns von Kreta weg in einen größeren geographischen Raum. Zu finden sind hier Artikel über apokryphe Schriften im 16. Jh. (L. MANU, 521-532), über einen Katalog des didaktischen Prosaschrifttums in der Volkssprache (E. KAKULIDI-PANU, 533-540), über Grammatiken des 16. und 17. Jh.s (M. KARABINI-IATRU, 541-552) und über die Grammatik des Priesters Romanos Nikiforos aus Thessaloniki im 17. Jh. (N. LIOSIS, 553-568). Es schließen sich Aufsätze an zu Nachklängen der byzantinischen Satire in einem russischen Text des 17. Jh.s (M. MIANO, 569-578), zur Rhetorik in den ekklesialen Schriften von Frangiskos Skufos (G. ZACCAGNI, 579-590), zur bibliographischen Erfassung gelehrter Reimgedichte vom 15. bis zum 18. Jh. (A. POLITIS, 591-618), zu den Akritenliedern auf Zypern und zur Rolle der professionellen Reimeschmiede (E. RODOSTHENUS, 619-634) sowie zu Christoforos Filitas als Nachfolger von Korais (A. KATSIGIANNIS, 635-

660). Der Band endet mit einem Nachruf auf den früh verstorbenen Philologen Michalis Lassithiotakis. Allein die Aufzählung der angeschnittenen Thematiken macht deutlich, dass eine detailliertere Kommentierung nur an anderer Stelle erscheinen kann.

Bis zu einem gewissen Grad gilt dies auch für den anderen, weit schlankeren Tagungsband¹, der in Thessaloniki mit finanzieller Unterstützung der Stadt Siteia auf Kreta erschienen ist, handelt es sich doch um einen internationalen Kongress zum umfangreichen kretischen Erzählgedicht „Erotokritos“ von Vincenzo Kornaros (nach 1600). Zunächst jedoch beginnt der Band mit einer Laudatio auf die Philologin Komnene Pidonia (samt Biographie und Werkverzeichnis), die schon 1977 eine Dissertation zu gelehrtensprachlichen Elementen in den kretischen Dramenwerken der späten Venezianerzeit vorgelegt hat und später durch die Herausgabe einer kritischen Neuedition des Schäferdramas „Panoria“ von Georgios Chortatsis durch Emmanuel Kriaras 2007 hervorgetreten ist. Danach folgt eine ganze Reihe von durchwegs im Griechischen verfassten Beiträgen. Am Anfang steht ein Artikel von KOMNENE PIDONIA selbst (35-44) zu Textkorrekturen im „Erotokritos“ in der Ausgabe von Stylianos Alexiu 1980 (1985 und öfter). Darauf folgt ein Aufsatz von G. KECHAGIOGLU zu den neueren philologischen Ausgaben des Werks (45-70); sodann die systematische Studie von DIA PHILLIPIDES und WIM BAKKER zur Ammenfigur in „Erofile“ und „Erotokritos“ (71-86), die sich als wesentlicher Beitrag zur Abhängigkeit beider Werke voneinander herausstellt. Danach widmet sich A. VINCENT der möglichen Historizität des kretischen Ritters Charidimos in der *giostra*. Hierauf untersucht D. HOLTON die z. T. zusammengesetzten Adjektive des Erzählgedichts (bzw. Versromans) (111-128), S. STAVRAKOPULU die Anredeformen (129-140) und G. POIMENIDIS die narrativen Verkürzungen seitens der Erzählerfigur (141-152). M. APOSTOLIDU schreibt über die Farben im „Erotokritos“ (153-172), K. GIAVIS bringt einen Vergleich mit der italienischen „Aretusa“ (173-190), M. PASCHALIS untersucht das Verhältnis von Fiktion und historischer Realität (191-204), G. KALLINIS beschäftigt sich mit dem Bild des verlorenen byzantinischen Reichs im Werk (205-217) und T. KAPLANIS gibt eine reich bebilderte Übersicht der ikonographischen Dimension des „Erotokritos“ seit den Illuminationen der Londoner Handschrift vor 1710 bis heute (217-253). Erstaunlich ist die Nachwirkung der einstigen Popularlektüre des Volksbuches bis in die unmittelbare Gegenwart, die sich durch diese Bildcollage dokumentieren lässt. Die Herausgabe des Bandes hatte mit offensichtlichen Finanzierungsschwierigkeiten zu kämpfen, die erst durch das Einspringen der Stadtverwaltung der Geburtsstadt von Vincenzo Kornaros überwunden werden konnten. Zu dem kretischen Monumentalpoem von zehntausend Versen, das zweifellos der Weltliteratur angehört, hat sich eine bereits umfassende Sekundärliteratur gebildet, und die von Stefanos Kaklamanis zusammengestellte umfangreiche Dokumentation² ist ein Jahrzehnt später bereits ergänzungsbedürftig.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Zum kostenlosen Download unter <<http://bc.academia.edu/DiaPhilippides>>, 16.10.2018.

² Stefanos KAKLAMANIS, *Ζητήματα ποιητικής στον Ερωτόκριτο*. Heraklion 2006, 477-543.

Καταλόγια. Στίχοι περί έρωτος αγάπης [Lieder. Verse auf die erotische Liebe]. Hg. V. PANAGIOTOPULU-DULABERA. Thessaloniki: Institut für neugriechische Studien 2017 (Παλαιότερα κείμενα της νεοελληνικής λογοτεχνίας, 10). 208 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-231-183-7, € 14,31

Πανουργίαι νψηλοτάται του Μπερτόλδου [Erlesene Schelmensteiche des Bertoldo]. Hg. Sōtēria STAURAKOPULU. Thessaloniki: Institut für neugriechische Studien 2018 (Παλαιότερα κείμενα της νεοελληνικής λογοτεχνίας, 11). 240 S., zahlr. Abb., ISBN 978-960-231-184-4, € 14,31

Die Textreihe „Ältere Texte der neugriechischen Literatur“, herausgegeben vom Institut für neugriechische Studien der Universität Thessaloniki (Stiftung Manolis Triantafyllidis), von deren Editionen bereits mehrere in dieser Zeitschrift besprochen worden sind,¹ versucht mit philologischen Textausgaben die spätbyzantinische und frühneugriechische Literatur in Original und Übersetzung in die heutige neugriechische Standardsprache mit einer informierenden Einleitung und Kommentaren einem breiteren Lesepublikum zu vermitteln. Diese ansprechenden, oft reich bebilderten Ausgaben, die auch für den Schulunterricht geeignet sind, sind in kürzeren Texten von bis zu 1000 Versen gehalten, die nach allen Seiten hin erläutert und dokumentiert und auch mit Glossar versehen werden. Die z.T. umfangreichen Einleitungen reichen durchaus an wissenschaftliche Standards heran und geben fundierte Überblicke über die bisherige Forschung. Es handelt sich demnach auch für die Spezialforschung um zitierfähige Editionen, bei denen die innersprachlichen Übertragungen manchmal fast überflüssig sind, weil der Originaltext dem Verständnis keine wesentlichen Hindernisse entgegensezt.

Die letzten beiden Bände dieser interessanten Reihe seien hier kurz vorgestellt. V. Panagiotopulu-Dulavera bringt auf diese Weise die „Rhodischen Liebeslieder“ des 15. Jh.s heraus – so der Titel der Sammlung im allgemeinen Sprachgebrauch. Wilhelm Wagner bezeichnete die erste Ausgabe 1878 als „ABC der Liebe“, während D. C. Hesseling und Hubert Pernot 1913 den obengenannten Titel der Londoner Handschrift benutzten. Die fundierte Einleitung (9-84) geht zuerst auf Ausgaben und Forschungsgeschichte ein, dann auf die Handschrift und die Texttradition, den Kopisten und seine sorgfältige Schrift, sowie auf die Präsentation des verstreuten und kompilierten Materials. Unter „katalogia“ sind in diesem Fall Liebeslieder zu verstehen – auch Kurzformen wie Zweizeiler –, während der Terminus in der nachbyzantinischen Literatur ein breites Spektrum von Texten, wie Verserzählung, Reime, Lied, Klagegesang, Sprichwort oder Prophezeiung, bezeichnen

kann. Es handelt sich um die älteste Textsammlung dieser Art, die 54 Gedichte mit insgesamt 715 Versen beinhaltet. Die Textverluste sind schwer einzuschätzen. Es gibt auch verdorbene und fragmentarische Texte; Textentlehnungen von Liebesliedern sind auch aus dem spätbyzantinischen Roman „Florios und Platsiaflora“ nachzuweisen. Die längeren Gedichte lassen sich typologisch in ABC-Formen (Versanfänge in alphabetischer Reihenfolge) und Hekatologa-Frage/Antwort-Spiele (1-100) einteilen. Es handelt sich nicht um oral tradierte Lieder, wenn es dazu auch Anklänge gibt. Die Gedichte sind sowohl reimlos wie auch im Paarreim geschrieben. Daneben gibt es auch Liebesbriefe (πιττάκιον) und eine ganze Reihe von Zweizeilern. Die Inhalte kreisen um das Eros-Verhalten, Verlangen, Sehnsucht, Bitten, Abweisen, Verlassen oder dem Schwelgen in Erinnerungen. Oft spricht der Jüngling in direkter Rede im Monolog oder Dialog mit dem angebeteten Mädchen; häufig geht es um das petrarkische Frauenlob in einer idealisierten Körperbeschreibung der Schönen, mit kühnen Vergleichen und Metaphern für die einzelnen Körperteile. Die Gedichte hängen in ihren Formelversen durchaus auch untereinander zusammen, wenn auch Stil, Bildsprache und Versform unterschiedlich sind. Neben dem genannten erotischen Roman gibt es zudem andere Anleihen aus spätbyzantinischen Erosromanen in der Volkssprache wie „Libistros und Rhodamne“ und „Achilleis“. Diese und andere intertextuelle Abhängigkeiten von ähnlichen Erosgedichtkollektionen (z. B. Cod. Vindobonensis Theol. Graec. 244 mit 153 Gedichten) werden genau untersucht. Der Kompilator der Texte dieser poetischen Sammlung bleibt unbekannt, der Herkunftsbereich ist wahrscheinlich Rhodos bzw. der weitere Inselraum, datiert wird auf die 1. Hälfte des 15. Jh.s (erstes Auftauchen des Paarreims bei St. Sachlikis gegen Ende des 14. Jh.s, ab 1520 weitere Verbreitung), im Gegensatz zu früherer Forschung, die weiter zurück datiert. Die Einleitung endet mit einer Untersuchung von Phonetik, Morphologie, Syntax, Lexikalik und Stilmitteln; es werden Anmerkungen zur Metrik und zur Editionspolitik (Autopsie der Handschrift, Akzeptanz der veröffentlichten Korrekturen, orthographische Eingriffe) gemacht.

Die Edition der Texte (85-157) bringt jeweils auf der linken Seite den Originaltext und auf der rechten die Übertragung in modernes Neugriechisch. Den Anfang macht ein umfangreiches Liebes-Alphabet (108), darauf folgen kürzere Alphabetarien, ein Liebesbrief in Versform, ein umfangreicher Hekatolog mit 167 Versen und kürzere Gedichte, die in der Übertragung auch mit inhaltsbezogenen Titeln versehen sind. Die Texte werden mehrfach von Abbildungen unterbrochen. Ein umfangreiches Epimetron (159-207) wird als früheste Textsammlung von Liebesliedern in die entsprechende Literaturtradition des 15.–17. Jh.s eingereiht und ihr Einfluss auf die relevante Schrifttradition und die mündlichen Volkslieder bewertet. Ähnliche Verse finden sich aber auch in anderen Werken: etwa im „Erotikon enipnion“ (Liebestraum) von Marinos Falieros oder in der kretischen „Voskopula“ (Schäferin). Vier Liedkategorien kommen zu näherer Analyse: 1. spätere derartige Sammlungen (Cod. Vindob. theol. gr. 244, 1. Hälfte des 16. Jh.s mit 29 Gedichten, die Neapolitanische Sammlung Bibl. Naz. Vittorio Emanuele III, gr. III B 16. Jh. mit Paarreim, der zypriotische Canzoniere Bibl. Marc. gr. IX 32 mit 156 Gedichten im zypriotischen Dialekt zwischen 1546 und 1570, die Athonische Sammlung Moni Iviron 1203 17. Jh.

mit sechs erotischen Gedichten); 2. selbständige Erzählgedichte wie der genannte „Liebes-
traum“ von Falieros (1395-1474) sowie der „Reim über das Mädchen und den Jüngling“
(*Rima koris ka niu*) nach der milanesischen Handschrift Bibl. Ambros. Y 89; 3. Kurzgedichte
und Fragmente (z. B. in Bibl. Apostol. Vat. gr. 1391 aus der 2. Hälfte des 15. Jh.s, „Die
Verlassene von Chania“ in einem Oxforder Manuskript vom Beginn des 16. Jh.s Bodleian
Libr., Baroc. gr. 216, ein anderes im Marc. gr. 398 von 1454/55, auch Moni Ivron 1189
schon volksliednah, das sechszeilige kretische oder zypriotische Volkslied, das 1565/66 auf-
genommen wurde und das Martin Crusius 1584 veröffentlicht hat, der Liebes-Hekatalog
im Meteorakloster Metamorphosis 67, 16./17. Jh., von dort auch das Liebes-Alphabet im
Cod. Barlaam 183 und ein Fragment aus dem Vindob. theol. gr. 262); und 4. Liebesverse
integriert in größere Werke wie im schon genannten „Libistros und Rhodamne“, „Achilleis“,
„Diigisis Alexandru meta Semiramis“ (Version des nachbyzantinischen Alexanderromans).
Dieser Abschnitt geht auf eine Studie der Autorin zurück.² Abschließend stehen eine kurze
Auswahlbibliographie und Danksagungen.

Nicht ganz auf der gleichen Höhe befindet sich die analoge Ausgabe der griechischen
Version des „Bertoldo“ 1646 von S. Stavrakopulu. Sie ist weniger präzise aufgebaut und
holt z.T. sehr weit aus; außerdem weist sie bibliographische Lücken auf. Die bebilderte
Einleitung (9-102) zur Textausgabe der ersten Übersetzung des Volksbuches „Bertoldo“
von Giulio Cesar Croce 1606 (*Le sottilissime astuzie di Bertoldo*), dem ersten Prosatext,
der in dieser Serie herausgebracht wird, geht im 1. Abschnitt auf den Inhalt der episoden-
artigen Prosaerzählung ein. Im Abschnitt über die italienische Herkunft des Volksbuches
und seiner Rezeption werden zwar die Fortsetzungen „Bertoldino“ und „Cacasenno“ er-
wähnt, jedoch nicht die zahlreichen Wiederauflagen und Übersetzungen.³ Im Abschnitt
„Mehr zur europäischen Rezeption des Bertoldo“ gibt es keine Angaben zu Übersetzungen
und Wiederauflagen (Portugiesisch 1743, Spanisch 1745 und Französisch 1750, von dort
ins Deutsche 1751); aus der griechischen Übersetzung, der frühesten überhaupt (1646),
entsprangen die rumänischen (1774) und bulgarischen Versionen (1802), während die
kroatischen (1771) und serbischen (1807) direkt auf das italienische Vorbild rekurrieren.
Das ist mühelos in einer eigenen Monographie zu diesem Thema nachzulesen.⁴ Der bul-
garische Hitär Petär wird zwar erwähnt, aber die Überlagerungen und Kontaminationen
zwischen dem griechischen Bertoldos, Nasreddin Hodscha und Hitär Petär (sowie seinem
rumänischen Analogon Păcală) werden nicht dokumentiert.⁵ Es wird zwar mehrfach die
dialogische („theatralische“) Struktur der episodischen Erzählung hervorgehoben, doch hätte
man dazu auch die exakten statistischen Angaben, Analysen und theaterwissenschaftlichen
Überlegungen⁶ wenigstens erwähnen können, zumal dort auch allgemeinere Reflexionen
zur Performanz der populären Lesestoffe angestellt werden.

Am Ende des Abschnitts zur Rezeption des Bertoldo und der Volksbücher allgemein
in Griechenland wird nach sehr summarischen Ausführungen zum Druckwesen und der
Zirkulation von populären Lesestoffen eine Bibliographie der Wiederauflagen geboten, die
völlig ungenügend ist, obwohl doch exakte Daten vorliegen. In Kombination der Biblio-
graphien von Marina Marinescu⁷ und Paolo Minelli⁸, die geringe Abweichungen von-

einander besitzen, kommt man bis zur philologischen Ausgabe von Alkis Angelu 1988 auf 44 Editionen.⁹ Diese Informationen sind mühelos einzusehen.¹⁰ Zu diesem Thema noch einige Bemerkungen: Die letzte venezianische Ausgabe erscheint 1878, ab 1887 dominieren die Athener Ausgaben. Es ist erstaunlich, dass die venezianischen Druck- und Verlagshäuser noch bis ins letzte Viertel des 19. Jh.s (1878!) die Produktion und den Vertrieb traditioneller griechischer Volksbücher in ihrer Hand hatten.¹¹ Die dichte Abfolge der Editionen nach 1766, aber vor allem im 19. Jh. ist bemerkenswert, ebenso dass kein anderer Druckort als Venedig auftaucht. In der Lagunenstadt sind es die Verlagshäuser von Bortoli, Saros, Glykys, Theodosiu, Andreola, della Fenice und di S. Giorgio, die die vielen Neuauflagen besorgen, in Athen Anestis Konstantinidis, später Saliveros.

Im Vergleich dazu kommt „Bertoldino“ nur auf 25 Auflagen.¹² Die Editionslaufbahn ist allerdings die gleiche: bis 1879 in Venedig, ab 1887 in Athen. Diese enorme Produktion ein- und desselben Buches hatte seine Auswirkungen vor allem auf den orthodoxen Teil der Balkanhalbinsel. Von der griechischen Version sind folgende rumänischen Übersetzungen bekannt: ca. 1774 (Handschrift, im folgenden kurz Hs.), 1775 (Hs.), um 1779 (Hs.), 1793-1795 (Hs.), 1794 (Hs.), 1799 (Erstdruck), Anfang 19. Jh. (Druck), 1813 (Hs.), um 1835 (Druck), 1836 (Druck), 1984 (Druck). Von den griechischen Versionen stammen mit der charakteristischen Zeitverschiebung im Vergleich zu den rumänischen auch die bulgarischen Fassungen: 1802 (Hs.), 1850 (Hs.), 1853 (Druck), 1896 (Druck), 1941 (Druck). Unabhängig von der griechischen Produktion entwickeln sich die kroatischen Druckversionen: 1771, 1779, 1799, 1857 (2x), 1862, 1869, 1877, 1885, 1889 (2x), 1903, 1966, und die serbischen: 1807, 1854, 1920, 1921, 1924, 1927, 1934.¹³ Der balkanischen Rezeption des Volksbuchs wäre doch ein größerer Raum einzuräumen gewesen. Die Beliebtheit der „Bertoldo“-Figur wurde in Rumänien und Bulgarien von einheimischen Schelmengestalten wie Hităr Petăr, Meșterul Perdar (und sein dummer Sohn Guguțel), Păcală oder Nasreddin Hodscha verdrängt, doch blieben vielfach die Witzlage und das Aussehen gleich. Auch in Serbien wird der türkische Schwankheld erst spät von Bertoldo abgekoppelt,¹⁴ kroatische Nasreddin-Ausgaben nach der Mitte des 19. Jh.s enthalten noch wörtlich Bertoldo-Texte.¹⁵ Die Internationalität der Schwankhelden macht vor Einflusszonen nicht halt. „Bertoldovci“ ist als Trick und schlauer Witz in die bulgarische Umgangssprache eingegangen, ähnlich wie „păcăleală“ und „păcălitură“ ins Rumänische. Noch 1882 wird im Bulgarischen ein Dialog zwischen Bertoldo, Nasreddin Hodscha und Hităr Petăr veröffentlicht.¹⁶

Origineller ist der Abschnitt zu den positiven und negativen Reaktionen der Literaten. Das thematische Kapitel zur Literaturgattung des Schwanks holt dann aber weit aus ins europäische Mittelalter und die Neuzeit, mit Karnevalsnarren, Farcen, Till Eulenspiegel, Rabelais, Hanswurst, Volkstheaterformen usw. – ein Abschnitt, der in seiner Allgemeinheit völlig profillos geblieben ist. Nicht viel exakter ist der Abschnitt zum Schwank in der griechischen Tradition: Prodromos, Eselsgeschichte, Sachlikis, Weiberspiegel, Spanos, der „Liebestraum“ von Falieros, erotische Liebesdichtung, die komischen (?) Diener im „Opfer Abrahams“ – auch dieses Kapitel wäre mit größerer Vorsicht neu zu schreiben. Unerwartet

ist die Strukturanalyse des „Bertoldo“ in diesem Abschnitt: Linearische Episodenstruktur, Antithetik, feststehende Typen, mechanische Wiederholung, Kritik und Satire, Wortagone, Witzformen.

Festeren Boden betritt man dann bei der Motivuntersuchung: Salomonsage, die Büchse der Pandora, Galgenbaum, der Schwankheld im Sack, die Weisheit des Narren, z.T. mit Typenbestimmung nach AT (statt ATU), Motivbestimmung nach Thompson. Es folgen noch ein kurzer Abschnitt zur Groteske, Angaben zur Ausgabe und eine im Vergleich zum vorher besprochenen Buch ungenügende Sprachuntersuchung. Die Einleitung hinterlässt einen eher gemischten Eindruck. Die Autorin hatte bei Abfassung als Zielgruppe offenbar den Schulunterricht im Sinn, was an sich nicht tadelnswert ist, denn die Reihe wendet sich an ein breiteres Lesepublikum. Doch dies steht in einem gewissen Gegensatz zu den meisten der vorangegangenen Ausgaben, die über klar gegliederte Einleitungen mit exakten Daten und ausreichenden bibliographischen Angaben verfügen. Die Bebilderung ist auch hier reichlich.

Es folgt der Lesetext mit der Übertragung ins Standardgriechisch, die in Abbreviationen angeschriebenen Sprechpersonen der Dialoge werden durchweg ausgeschrieben. Unausgewogen ist jedoch auch das Epimetron (181-234), das Ausschnitte aus acht literarischen Werken bringt, die im Zusammenhang mit den Motiven des „Bertoldo“ stehen sollen. Die jeweiligen Textausschnitte sind von einer kurzen Einleitung begleitet (bei den älteren und sprachlich etwas schwierigeren Texten wird auch eine Übertragung ins Standardgriechische gebracht). Es handelt sich dabei um den „Spanos“, die griechische Version von „Stephanites und Ichnilates“, fünf Metaphrasen der Äsop-Fabeln, Nasreddin-Hodscha-Geschichten, die Streiche des Sancho Pansa in der neugriechischen Don-Quijote-Version des 18. Jh.s, Brechts „Die Geschichten vom Herrn Keuner“, das Bertoldo-Stück von G. Skurtis und von demselben „Karagiozis fast als Wesir“ (1973); die beiden letzteren entstanden während der Junta-Zeit. Man wird diese Auswahl wohl als nicht sehr glücklich bezeichnen können; sie wird vielleicht verständlicher, wenn man an den intendierten Schulgebrauch denkt. In einem Epilog wird dann noch Charly Chaplin bemüht. Hier ist die Wissenschaftlichkeit aber dann doch etwas zu kurz gekommen; Komparatistik ohne Grenzen. Die kurze Bibliographie ist wie erwähnt lückenhaft.¹⁷ Deutlich weicht die Arbeit von den bisher eingeschlagenen Prämissen der Editionsreihe ab, und dies nicht nur, weil hier erstmals ein Prosatext der älteren neugriechischen Literatur in philologischer Ausgabe vorgelegt wird.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Siehe zum Beispiel die Rezension des Verfassers zu Giorgos KECHAGIOGLU, *Από τον ύστερο Μεσαίωνα ως τον 19ο αιώνα. Εισαγωγή στα παλιότερα κείμενα της νεοελληνικής λογοτεχνίας*, Thessaloniki 2009, in den *Südost-Forschungen* 68 (2009), 791 f.

² Vgl. V. PANAYOTOPOULOU-DOULAVERAS, Late Byzantine and post-Byzantine Vernacular Love-Poetry. An Overview, in: Elizabeth CLOSE/Michalēs TSANIKAS/George FRAZIS (Hgg.), *Greek Re-*

search in Australia. Proceedings of the Fifth Biennial Conference of Greek Studies. Adelaide 2005, 81-118.

³ Vgl. M. ROUCH, Il „Bertoldo“ e il „Bertoldino“ di Giulio Cesare Croce e loro imitazioni e derivazione. Studio bibliografico, *Strada maestra. Quaderni della Biblioteca Comunale Giulio Cesare Croce i S. Giovanni in Perisceto* 5 (1972), 1-41.

⁴ Monika SKOWRONSKI/Marina MARINESCU, Die „Volksbücher“ Bertoldo und Syntipas in Südosteuropa. Ein Beitrag zur Kulturvermittlung in Griechenland und Bulgarien vom 17. bis 20. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1992.

⁵ Vgl. Juliana ROTH, Der verschriftlichte Schwankheld, in: Klaus ROTH (Hg.), Südosteuropäische Popularliteratur im 19. und 20. Jahrhundert. München 1993, 255-269. Der Sammelband wird zwar erwähnt, doch die Studie von Juliana Roth ist nicht rezipiert worden, bloß Giorgos KECHAGIOGLU, Neugriechische belletristische Volksbücher. Vorüberlegungen zu bibliographischen sowie literatur- und gattungsgeschichtlichen Fragen, in: ebenda, 55-66. Vom selben Autor stammt übrigens eine wichtige Studie zu den ersten erhaltenen handschriftlichen Übersetzungen von Nasreddin Hodscha in Griechenland, Ο πρώτες σωζόμενες χειρόγραφες ελληνικές μεταφράσεις του Νασρεντίν Χότζα, *Μολυβδοκονδυλοπελεκητής* 4 (1993) 7-41. Zur Nasreddin-Hodscha-Literatur vgl. Walter PUCHNER, Die Folklore Südosteuropas. Eine komparative Übersicht. Wien, Köln, Weimar 2016, 416-418.

⁶ Walter PUCHNER, Λαϊκά αναγνώσματα και θεατρικότητα. Η περίπτωση του „Μπερτόλδου“, *Laografia* 40 (2004-2006), 131-162 (auch in Πορείες και σταθμοί. Athen 2005, 178-202).

⁷ Vgl. MARINESCU / SKOWRONSKI, „Volksbücher“, passim.

⁸ Paolo MINELLI, Bertoldu tychai. Le fortune di Bertoldo in Grecia (1646-1988). Bologna 1997. Die maschinenschriftliche Arbeit konnte die Autorin wohl nicht einsehen.

⁹ 1646, 1683, Anfang 18. Jh., 1753-55 (?), 1766, 1778, 1780, 1782, 1785, 1803 (2x) 1804, 1807, 1813, 1818, 1830, 1832, 1836, 1842 (2x), 1847, 1855, 1856, 1858, 1861, 1864, 1865, 1873, 1875, 1878, 1887, 1889, 1891, 1895, s.a., s.a., s.a., 1902, 1923, 1926, 1937, 1943, 1972, 1988.

¹⁰ Beispielsweise in Walter PUCHNER, Zu Rezeptionswegen populärer (Vor)Lesestoffe der Belletristik in Südosteuropa im 18. und 19. Jahrhundert, in: DERS., Studien zur Volkskunde Südosteuropas und des mediterranen Raums. Wien, Köln, Weimar 2009, 385-440, 415-417. Noch bequemer für die Autorin: DERS., Δημόδη βιβλία και λαϊκά αναγνώσματα. Δρόμοι της πρόσληψης στη Χερσόνησο του Αίμου, *Συγκριτική Λαογραφία Β'*. Athen 2009, 17-113, 70-73.

¹¹ Evangelia ANTZAKA-WEIS, Die „Volksbibliothek“ des Anestis Konstantinidis. Zur Formierung eines Korpus von Popularliteratur bei Athener Verlegern im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts., in: ROTH (Hg.), Südosteuropäische Popularliteratur, 67-96 (356-391 analytische Bibliographie).

¹² 1646, 1683, 1795, 1800, 1807, 1808-17 (?), 1818, 1842, 1847, 1848, 1855, 1858 (2x), 1864, 1869, 1871, 1874, 1879, 1887, 1921, 1923, 1925, 1928, 1937, 1972, 1988.

¹³ MARINESCU / SKOWRONSKI, Volksbücher, 426-428.

¹⁴ Fehim BAJRAKTAREVIĆ, Nasredin-Hodžin problem, *Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor* 14 (1934), 81-152, 124f.

¹⁵ Dies wird schon aus dem Titel augenfällig: Nasradin iliti Bertoldo i njegova pritanka domišljatnost, himbenosti i lukavština. Zadar 1857; weitere Ausgaben 1862, 1877, 1885, 1889 (s. ROTH, Der verschriftlichte Schwankheld, 265).

¹⁶ Marina MARINESCU, Der komische Held in rumänischen und bulgarischen Volksbüchern, in: ROTH (Hg.), Südosteuropäische Popularliteratur, 299-316, 312.

¹⁷ Von Marinescu wird bloß ein griechischer Artikel zitiert (Λαϊκά βιβλία' στην Ελλάδα και τη Βουλγαρία (1850-1945), *Τετράδια Εργασίας του Ε. Ι. Ε.* 15 (1995), 91-104), wobei verschwiegen wird, dass es sich um einen Kongressband von einer Tagung handelt, die Klaus Roth in Zusammenarbeit mit dem Nationalen Forschungsinstitut in Athen organisiert hatte und die den populären Lesestoffen in Südosteuropa im 19. und 20. Jh. gewidmet war.

Giörgos Ch. KUZAS, Η επαιτεία στην πόλη. Μορφές οργάνωσης – στρατηγικές επιβιώσης – ταυτότητες [Das Bettlerwesen in der Stadt. Organisationsformen – Überlebensstrategien – Identitäten]. Athen: Ekdoseis Papazisis 2017. 954 S., ISBN 978-960-02-3338-4, € 47,70

Es handelt sich um eine monumentale Monographie, ein Referenzwerk der Stadtvolkskunde und der Soziologie von marginalen Randgruppen in den urbanen Zentren. Eine bedeutende Studie aus mehrfachen Gründen: Sie behandelt nicht nur das Thema der Wirtschaftskrise in Griechenland und der seit vielen Jahren zunehmenden Flüchtlingsströme aus dem Osten, Süden und Norden, die die Bevölkerungszusammensetzung der griechischen Hauptstadt verändert haben – wie übrigens auch die Lebensweise ihrer Einwohner –, sondern basiert auch in ihrer Methodologie auf langjähriger Feldforschung (von 2010 bis 2014) in Peristeri, einem ausgewählten Bezirk der ärmeren westlichen Vororte von Athen. Die Studie gibt ein differenziertes Bild der Probleme und Reaktionen der Bewohner auf die veränderte Situation, ganz im Gegensatz zu den oftmals stereotypen Berichten der Massenmedien. Eine marginalisierte Menschengruppe, nämlich die der Bettler, wird in den Jahren des Ausbruchs der Wirtschaftskrise genau betrachtet – und zwar auf teilnehmende und einführende Weise mit z. T. faszinierenden, qualitativen Tiefeninterviews, mit Kontakten und Informationen über Menschenhandel (trafficking) für das organisierte Bettlerwesen und bewegenden Lebenserzählungen aus diesem schwer zugänglichen Bereich der äußersten Armut, der Migration und sozialen Exklusion, der von Misstrauen, Hoffnungslosigkeit und situativ erzwungenen Überlebensstrategien gekennzeichnet ist.

Die Berichte aus einer „anderen“ Welt vor der Haustür werden in vorbildlicher Weise mit den soziologischen Theoriebildungen über urbane Randgruppen verbunden, wobei sich die theoretische Begrifflichkeit so manche Kritik gefallen lassen muss, wenn sich die Konzepte für die Fallstudie als unanwendbar erweisen oder modifiziert werden müssen. Diese Begrifflichkeit ist vor allem in Amerika entstanden, und ein großer Teil der Einleitung und der ersten Kapitel geht auf die Ideengeschichte dieser abstrakt-rationalen Begrifflichkeit ein. Die umfangreiche Erzählung der Feldforschung besitzt durchaus ästhetische Qualitäten, die die Lektüre zum Lesegenuss gestalten: Es gibt ein ständiges Hin und Her zwischen dem

theoretischen Diskurs der Begriffsdefinitionen und analytischen Kategorien in der internationalen Forschung (vor allem englisch und französisch), wobei der Autor ein Talent im Umgang mit abstrakten Analyseinstrumenten und ihrer Kritik an den Tag legt, und der persönlichen Narration der Phasen der Feldforschung, wo neben Reflexionen und Erlebnisverarbeitung auch persönliche Gefühle und Reaktionen zur Sprache kommen – Reaktionen auf völlig liminale Zustände und vereinsamte und exkludierte Menschen in körperlichen und psychischen Grenzsituationen. Außerdem sind es die Erzählungen und Gedanken dieser Menschen selbst, entweder als Audio-Datei aufgenommen oder handschriftlich aufgezeichnet, wenn die Furcht vor Identifizierung zu groß war, die das Buch zu etwas Besonderem machen. Manche dieser Interviews sind Oraltexte von hoher Prägnanz und äußerster affektiver Angespanntheit (bei Migranten auf Englisch). Dieser Wechsel von theoretischem Diskurs, Ich-Protokoll der Feldforschung und authentischen Stimmen aus der mehr oder weniger unbekannten Subkultur des Bettlerwesens und Migrantentums hat seinen eigenen Reiz und verleiht dem umfangreichen Buch eine spezielle Qualität. Die Arbeit ist mit großer bibliographischer Nachweislast ausgestattet und stützt sich auf die Ergebnisse vierjähriger Feldforschung, welche diffizile Gesprächssituationen zu meistern hatte, mit strategischer Planung der Vertrauensbildung bei Schlüsselpersonen und Fingerspitzengefühl für die z.T. heiklen Kommunikationssituationen mit Menschen am gesellschaftlichen „Rand“. Das Ergebnis kann sich sehen lassen, denn an den Erzählungen und den beobachteten Ereignissen lässt sich deutlich ablesen, wie sich die Situation für die Marginalgruppen in der Wirtschaftskrise praktisch von Woche zu Woche verschlechtert hat. Einschlägige Forschungen aus diesem sozialen Peripheriebereich gibt es für Griechenland sonst nur wenige.

Die umfangreiche Arbeit besitzt einen klaren und rationalen Aufbau, der sich in konzentrischen, immer enger werdenden Kreisen dem eigentlichen Thema nähert. Sie ist in drei Teile gegliedert: A: Theorie und Geschichte des Bettlerwesens international und in Griechenland, B: Die Untersuchung und ihre Ergebnisse und C: Zusammenfassung, Bibliographie usw. Zudem ist sie in 14 Kapitel aufgeteilt mit fortlaufender Nummerierung. Kapitel 1 und 2 betreffen den ersten einleitenden Teil: 1. Der theoretische Rahmen und 2. Vergleichende Untersuchung der Entwicklung des Bettlerwesens im Ausland und in Griechenland. Die meisten Kapitel entfallen auf den Mittelteil und entwickeln sich, wie erwähnt, in konzentrischen Ringen, die immer enger werden und im 6. Kapitel dann beim eigentlichen Thema angelangt sind: 3. Methodenfragen, 4. Peristeri: Der Raum, die Zeit und die Menschen, 5. Die Morphologie der Bevölkerung in der Untersuchung: Grundlegende gesellschaftliche und demographische Merkmale, 6. Wer sind die Bettler? Von äußerlichen Kategorisierungen und Typologien zu inneren Grenzziehungen, 7. Formen der Organisation, 8. Strategien des Überlebens in der Großstadt, 9. Soziale Netzwerke und Gruppenbildungen, 10. Gegenseitigkeit und gesellschaftliche Solidarität, 11. Die Subkultur der Randgruppen, 12. Identitäten an der Sozialperipherie, 13. Im Gespräch mit den Bettlern: Lebenserzählungen und Weltverständnis an der Peripherie des Alltagslebens. Der dritte Teil bringt das 14. und letzte Kapitel, das die Zusammenfassung und die Paralipomena der Arbeit beinhaltet.

Der dokumentarische Wert dieser ethnographischen Feldstudie einer soziologisch orientierten Stadtvolkskunde kann, insbesondere für die Zeitgeschichte und die vergleichende Balkanologie, kaum überschätzt werden. Eine summarische Buchbesprechung muss sich allerdings auf die äußeren Daten beschränken. Interessant bleibt jedenfalls auch für die Soziologie, vor allem Südosteuropas, dass sich die historischen und gegenwärtigen Konzepte der Soziologie, Anthropologie und Ethnographie von gesellschaftlichen Randgruppen, Subkulturen und „Unterwelten“, welche den Diskurs in der westlichen Welt prägen und zum Großteil in multikulturellen Großstädten der USA wie Chicago entstanden sind, nur mit Modifikationen und unter Abstrichen auf das Bettlerwesen in einem Bezirk wie Peristeri anwenden lassen. Die Situation ist zu kompliziert und das Bettlerwesen aufgrund der zeitgeschichtlichen Faktoren zu hybrid. Der Autor entwickelt deshalb z. T. auch selbständige Begriffsfassungen, die sich aus der empirischen Beobachtung ergeben haben (z. B. die Typologie des Erscheinungsbildes und der Aktivität der Bettler, das „Bühnenbild“, die „Regie“ und die „Vorstellung“ des Bettelns usw.). Erst mit der kapitalistischen Geldwirtschaft ist der Bettler zum Außenseiter der Gesellschaft geworden; der allmächtige Imperativ der Produktion stigmatisiert die Arbeitslosigkeit als Faulheit, Asozialität und Nutzlosigkeit, der Bettler wird zum Parasiten der Gesellschaft, zum „Problem“. Das war vor der industriellen Revolution keineswegs so, und auch in den ostasiatischen Kulturen ist das Bittstellertum in die gesellschaftlichen Aktivitäten integriert und wird geachtet. Selbst das Osmanische Reich ging mit den Mittellosen freundlicher um. Die absolut negative Attitüde der Exklusion und Verurteilung findet sich dann erst in den nach westlichen Modellen entstandenen Nationalstaaten Südosteuropas.

In dieser Arbeit wird der Bettler nicht als Objekt der Almosenspendung gesehen, sondern als Akteur, der um sein (Über)Leben kämpft. Die Sondersituation Griechenlands ist freilich die, dass das Land schon vor der Wende als EWG-Land Anlaufpunkt für Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Süden, Osten und Norden gewesen ist, was sich nach der Wende durch die russischen Pontus-Griechen und die Albaner, Bulgaren und Rumänen noch verschärft hat und seit dem Bürgerkrieg in Syrien und der Schließung der Balkanroute für die Flüchtlinge zu einer geradezu ausweglosen Situation geführt hat, die sich von alleine nicht entspannen kann. Fast die Hälfte aller Bettler in Peristeri (108 Fälle wurden aufgenommen) waren Migranten (aus allen möglichen Ländern); und in den Jahren 2010-2014 hat sich die Situation noch weiter verschlechtert durch die Syrien-Krise. Die Anzahl der täglichen Ausspeisungen fast aller Kirchen, von Gemeinden und Organisationen hat sich vervielfältigt, der Andrang von berechtigten (mit behördlich attestiertem Armuts-Status) und nichtberechtigten Bittstellern nimmt stetig weiter zu. Die Arbeit von Kuzas, der schon mehrere Studien einer soziologisch orientierten Stadtvolkskunde vorgelegt hat, sollte in kürzerer Form auch in eine der europäischen Hauptsprachen übersetzt werden, denn sie dokumentiert die demographischen Tendenzen mit exakten Zahlen in einem überschaubaren Bereich.

Athen, Wien

Walter Puchner

Guy Michel SAUNIER/Emmanuelle MOSER, Ελληνικά Δημοτικά Τραγούδα. Συναγωγή Μελετών 2 [Griechische Volkslieder. Studienkollektion 2]. Athen: Stiftung Uranis 2017. 485 S., ISBN 978-960-7316-73-8, € 22,26

Nach fünfzehn Jahren hat Guy Saunier, eine der führenden Forscherpersönlichkeiten im Bereich des griechischen Volkslieds, einen zweiten Studienband vorgelegt, an dem auch seine Schülerin, Emmanuelle Moser-Karagiannis teilnimmt, da viele seiner Studien gemeinsam mit ihr verfasst worden sind.¹ In meinem Übersichtsartikel zur griechischen Volksliedforschung seit 1970² tauchen sein Name und seine Monographien mehrfach auf, denn er ist international der beste Kenner der griechischen Volksliedvarianten, für die er eine Reihe von Spezialstudien vorgelegt hat. Wegweisend war freilich seine Monographie „Adikia. Le mal et l'injustice dans les chansons populaires Grecques“.³ Saunier hat in der griechischen Liedforschung eine ganz spezifische Stellung, da er keinem der Trends der sozialanthropologischen und strukturalistischen Liedforschung gefolgt ist, sich aber aufgrund seiner inhaltsbezogenen Analysen, die in manchem mit der russischen Neo-Mythologischen Schule zu vergleichen sind, auch von der traditionellen philologischen Vorgangsweise absetzt.⁴ Die neugriechische Philologie hat überdies die orale Dichtung, die in manchem zu den Höhepunkten der griechischen Literatur überhaupt zählt, eher vernachlässigt.

Dies ist gleich auch das Thema seiner Einleitung: „Eine Art Prolog: der schmale Weg“ (11-24), der eigens für diesen Band geschrieben wurde und auf Methodenfragen eingeht. Er sieht sein Œuvre als eine thematische und methodologische Einheit, die auf die Erforschung der Imagination und Wertvorstellungen, auf Weltbild und Seinsverständnis der neugriechischen Volkskultur, wie sie sich in den Liedtexten äußert, abzielt. Das äußert sich auch in den Familienstrukturen, im Rechtsverständnis, in Mythisierungen und archetypischen Konstellationen, die weder von den Philologen (K. Th. Dimaras, L. Politis, St. Alexiu) verstanden worden seien, wie der Autor berichtet, noch von der strukturalistischen Dogmatik der Sozialanthropologen (R. Beaton, M. Herzfeld u. a.). Diese hätten bloß darauf bestanden, dass zum Textbegriff unbedingt auch die Aufführung, das Singen, das Anhören, der Kontext, die Aufzeichnung, das Studium, die Sekundärbibliographie usw. gehörten. Saunier bezeichnet das in einem persönlich apologetischen Stil als der „schmale Weg“ durch die methodologischen Symplegaden, den er sich bahnen musste, wobei an Kritik seinerseits nicht gespart wird. Tatsächlich ist die von ihm eingeschlagene, eher kulturanthropologische Methode, die Liedtexte in ihrer Textlichkeit und dichterischen Ästhetik als Ausgangspunkt für Studien zu kollektiver Mentalität, aber unter modernen soziologischen Gesichtspunkten, zu nehmen, ziemlich einzigartig, und seine feinsinnigen Analysen der Bildwelt und Motivik, der Normen und Werte dieser Texte wurden lange nicht verstanden. Zu den Vorzügen seiner Arbeit zählte immer die möglichst vollständige Variantenerfassung, die vielfach zur Entmythisierung gewisser strukturalistischer Vorstellungen und Konstrukte im Zuge der *oral-poetry*-Forschung und der homerischen Frage geführt haben: Es gibt sehr wohl Liedtypen, gute und unvollständige Fassungen, ohne gleich auf das Urfassungs-Theorem rekurren zu müssen, man kann Liedtexte auch jenseits der

Performanz mit Gewinn studieren usw. Die Variantensammlung des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde der Akademie Athen, die Saunier schon seit den 1960er Jahren durchforstet hat, ist auch die reichhaltigste. Derart kann er seinen Kritikern in fast allen Fällen einfach mangelnde Sachkenntnis vorwerfen.

Die in diesem Band versammelten Studien sind, soweit sie im Französischen verfasst wurden, alle ins Griechische übersetzt. Der Zeitraum bezieht sich auf die Jahre nach dem Millennium bis etwa 2015. Die 26 Studien sind in folgende Themenbereiche unterteilt: „Methodisches“ (sieben Studien), „Große Themen“ (fünf), „Kultur und Imagination“ (acht) sowie „Prologe und Buchbesprechungen“ (sechs). Der methodologische Teil bringt folgende Studienthemen: Problematik und Organisation einer Anthologie der erotischen Volkslieder (27-54),⁵ die Volksdichtung der Insel Sifnos (55-76), Drei Verse aus griechischen und französischen Volksliedern (77-84),⁶ Liedsammlungen aus Lefkada (85-94),⁸ zum wissenschaftlichen Werk von N. G. Politis auf dem Sektor des Volkslieds (95-104),⁸ Gedanken-ebenen in den griechischen Lamentationen (105-117) – bisher unveröffentlicht –, und die Übersetzungen griechischer Volkslieder ins Französische (110-130).

Zu den „Großen Themen“ gehören folgende bekannte Studien: Zum akritischen Lied des „Tsamados“ und verwandte Themen wie der Vater-Sohn-Konflikt (133-160), Zum „Toten Bruder“ (161-188), Zum „Charzanis und der Sonnengeborenen“ (189-218), Zu Parallelen zwischen Akritas – Digenis – Charos (219-230),⁹ von Emanuelle Moser zum Lied „Tochter oder Sohn des Blitzes und der Drake“ (231-261).¹⁰ Der Abschnitt „Kultur und Imagination“ ist reichhaltiger: Das Bild der Familie im neugriechischen Volkslied (265-310), Erotische Thematik in den Karnevalsdichtung von Sifnos (311-324),¹¹ Das Leben als Käfig. Das Käfig-Motiv in den griechischen Volksliedern (326-338), Die Eigenschaften des Toten in den Lamentationen von West-Kreta (339-358),¹² Schönheit, Glamour und Himmelskörper im griechischen Volkslied (359-378),¹³ Die Farbsymbolik in den griechischen Volksliedern (379-408), Anmerkungen zu den vier Naturelementen in den griechischen Volksliedern (409-436), und Tradition und Innovation in den Volksliedern von Karpathos (437-444). Es folgen noch Buchbesprechungen zu Claude Fauriels Ausgabe griechischer Volkslieder 1824 durch Alexis Politis aus dem Jahr 1999, zum Studienband von Alexis Politis zum neugriechischen Volkslied,¹⁴ Heraklion 2010, zum Buch „Folk Poetry of modern Greece“ von Roderick Beaton, erschienen in Oxford 1980, sowie Prologe zu Emanuelle Mosers „Le Bestiaire de la chanson populaire grecque moderne“, zu Chr. Sklaventitis, Totenklagen aus Poros auf Lefkada, Athen 2012 sowie zum Studienband von K. Gotsis zum Volkslied, Patras 2014.

Neben wesentlichen Studien ist hier auch manches Marginale festgehalten. Wesentlich ist allerdings, dass nun, zumindest im Griechischen, das verstreute Gesamtwerk von Guy Saunier vorliegt, eine Tatsache, deren Bedeutung darin besteht, dass der französische Neogräzist und emeritierte Professor an der Sorbonne mit seinem unkonventionellen Denkstil und der unakademischen Präsentationsweise, aber stupender Quellenkenntnis und innovativer Reflektivität eine Interpretationslinie eingeschlagen hat, der bisher eigentlich nur die besagte Emmanuelle Moser(-Karagiannis) gefolgt ist.¹⁵ Methodenpluralismus ist aber

die Voraussetzung für prismatische Analysen und mehrdimensionale Ergebnisse, und das komplexe Phänomen der griechischen Volksliedtradition hat eine solche mehrschichtige und synthetische Sichtweise, nach den dogmatischen Konstrukten der strukturalistischen Liedforschung, dringend notwendig; Sachkenntnis lässt sich eben nicht durch Theorie ersetzen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Den 1. Band, Guy SAUNIER, *Ελληνικά δημοτικά τραγούδια. Συναγωγή μελετών* (1968-2000). Athen 2001, habe ich in der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* LVI/105 (2002), 485-490, besprochen, seinen wegweisen Band zu den griechischen Lamentationen: DERS., *Ελληνικά δημοτικά τραγούδια. Τα μοιρολόγια*. Athen 1999, habe ich rezensiert in: Max MATTER/Nils GROLSCH (Hgg.), *Lied und populäre Kultur. Song and Popular Culture*. Berlin 2001 (Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs Freiburg, 46), 307-311.

² Walter PUCHNER, 25 Jahre griechische Volksliedforschung, Studien zum griechischen Volkslied. Wien 1996, 223-294; und erweitert: DERS., *Σαράντα χρόνια έρευνας για το ελληνικό δημοτικό τραγούδι. Μελέτες για δημοτικό τραγούδι*. Athen 2013, 230-490, wo auch mehrere Forschungsübersichten, die in den *Südost-Forschungen* publiziert wurden, eingearbeitet sind.

³ Guy SAUNIER, Adikia. Le mal et l'injustice dans les chansons populaires Greques. Paris 1979.

⁴ Siehe dazu Walter PUCHNER, Η θέση του Μ. Saunier στις έρευνες για το ελληνικό δημοτικό τραγούδι, *Θέματα Λογοτεχνίας* 18-21 (Ιούλιος 2001 – Δεκέμβριος 2002), 338-342.

⁵ Zuerst auf Französisch in Michael FISCHER/Fernand HÖRNER (Hgg.), *Lied und Populäre Kultur. Song and Popular Culture*. Münster, New York 2012 (Jahrbuch des Deutschen Volksliedarchivs Freiburg, 57), 393-411.

⁶ Zuerst auf Französisch in: Aphrodite SIVETIDOU (Hg.), *Le verbe et la scène. Travaux sur la littérature et le théâtre en l'honneur de Zoé Samara*. Paris 2005, 189-195.

⁷ Zuerst in *Ο λαϊκός πολιτισμός της Λευκάδας και ο Πανταζής Κοντομίχης*. Athen 2009, 81-87.

⁸ Im Kongressband *Ο Νικόλαος Γ. Πολίτης και το Κέντρον Ερεύνης της Ελληνικής Λαογραφίας*. Athen 2012, 827-837.

⁹ Zuerst in: Ulrich MOENNIG (Hg.), „... ös athrymata paidas“. Festschrift für Hans Eideneier. Berlin 2016.

¹⁰ Zuerst auf Französisch in: Emmanuelle MOSER (Hg.), *Κανίσκιον φίλιας. Τιμητικός τόμος για τον Guy-Michel Saunier*. Athen 2002, 63-94; außerdem – zusammen mit dem Corpus der Varianten – in: DIES., *Littérature orale de la Grèce moderne*. Athènes 2005, 181-262.

¹¹ Zuerst in *Πρακτικά Β' Διεθνούς Σιφναϊκού Συμποσίου*. Athen 2006, 351-360.

¹² Zuerst in *Πεπραγμένα Ι' Διεθνούς Κρητολογικού Συνεδρίου*. Chania 2011, Bd. III/4, 183-200.

¹³ Zuerst in: Iöseph Biblakēs (Hg.), *Στέφανος. Τιμητικός τόμος για τον Βάλτερ Πούχνερ*. Athen 2007, 1063-1074.

¹⁴ Alexis POLITIS, *Το δημοτικό τραγούδι*. Heraklion 2010.

¹⁵ Vgl. Emmanuelle MOSER, *Littérature orale de la Grèce moderne*. Athènes 2005, und meine Besprechung in *SOF* 65/66 (2006/2007), 833 f.

Gabriella SCHUBERT, Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten. Wiesbaden: Harrassowitz 2017. 319 S., 112 Abb. u. Kt., ISBN 978-3-447-10818-8, € 39,90

Die Berliner Balkanologin Gabriella Schubert kehrt zu ihren Wurzeln zurück und legt einen reflektierenden Informationsband über Stereotypvorstellungen des Ungarn vor, wobei sie sich nicht so sehr auf das bekannte und klischeehafte Außenbild konzentriert, sondern mehr auf das Innenbild, also weniger Heterostereotyp als vielmehr Autostereotyp. Das ist eine spannende Sache, da die Differenz z. T. beachtlich ist, denn immerhin geistert noch das Operettenbild der „Csárdásfürstin“ und des „Zigeunerbarons“ im Hinterkopf der „Westler“ umher, überlagert nun vom magyarischen Rechtsruck nach der Wende. Der gut belbilderte Band wendet sich vor allem an eine deutsche Leserschaft und soll der erste, eher theoretische und allgemeine Teil einer zweibändigen Darstellung sein, wobei der folgende Band die historische Abfolge der Epochen in der wechselhaften Geschichte des Landes behandeln soll. Es ist eine Arbeit, die sich an eine breitere Leserschaft richtet, welche das Interesse hat, über die kitschige Bildwelt der Tourismuswerbung hinauszukommen, bietet aber auch dem informierten Leser so manches Neue, ist die Autorin doch „native speaker“ und hat ihre Kindheit in Budapest verbracht.

Das Buch ist in zehn Kapitel und 65 Paragraphen gegliedert. Es bietet daher eine klare Übersicht über die Inhalte und erlaubt den selektiven Gebrauch, obwohl es auch zügig in einem Stück zu lesen ist; die Illustrationen sind treffend ausgewählt und begleiten den Text von Anfang bis zum Ende. In der Luzidität der Ausführungen liegt auch der Vorzug der Arbeit. Schon die Einleitung definiert die Ziele: „Ziel dieser Darstellung ist es, die Ungarn in ihren wichtigsten kollektiven Identitätsprägungen der *longue durée*, jedoch auch in ihrer Prozesshaftigkeit bzw. in ihrem Wandel und mit einem Blick in die Gegenwart, sichtbar werden zu lassen. Dies ist der erste, allgemeine Teil zu einem Thema, das der zwischen Ost und West oszillierenden Selbstverortung der Ungarn im Wandel der Zeiten gewidmet ist. Ein zweiter, diachronischer Teil soll ihm folgen“ (9). Bei einer solchen Wanderung durch die Gesamtkultur eines Landes – die Autorin rechnet diese detaillierte Führung zu den historisch orientierten Kulturwissenschaften – bleibt dem Rezensenten keine andere Wahl, als sich an die Inhalte zu halten, die in der Folge nach den Paragraphentiteln wiedergegeben seien.

Die Einleitung (9-18) bringt folgende Thematiken: Fragestellung und Einordnung; Kultur und Alltagswelt (Definitionsproblematiken, kommunikatives Gedächtnis/kulturelles Gedächtnis); Öffentlichkeit, kollektive Identitätsprägung, Nationalkultur und Volkskultur (Schlüsselsymbole, historische Grenzänderungen); Autostereotype/Heterostereotype; Symbole des Kollektiven; Struktur der Arbeit; Quellen. Jedes der zehn Kapitel wird mit Anmerkungen beendet; die bibliographischen Angaben sind in Abbreviationen gehalten, die auf die Bibliographie am Ende des Bandes verweisen. Der gewissenhafte Leser muss also bei jeder Hochzahl zweimal nachblättern: zunächst zu den Endnoten am Kapitelfende und dann zur Gesamtbibliographie am Ende des Bandes – das erleichtert den Umbruch für die Verlage, macht das Lesen allerdings zu einem mühevollen Prozess. Die Verlage gehen offenbar davon aus, dass Fuß- bzw. Endnoten ohnehin nicht gelesen werden.

Im 2. Kapitel „Wo positioniert sich Ungarn heute?“ (19-30) wird eine bereits historische Diskussion, die zu verschiedenen Antworten geführt hat, aufgezeigt. Es genügt, die Paragraphenüberschriften zu zitieren und kurz zu kommentieren: „Zugehörigkeit zu Westeuropa?“, „Marginalitätsbewusstsein“, „Mitteleuropa“, „Ostmitteleuropa/Mittelosteuropa“ (von der von der Balkanologie gepflegten Zurechnung zu Südosteuropa distanzieren sich die Ungarn freilich), „Visegrád-Gruppe“ (Polen, Tschechien, Slowakei, Ungarn), „Ostmitteleuropa heute“, wobei letzteres nach der Wende als eher überholter Begriff erscheint. Das 3. Kapitel trägt den Titel „Wo kommen die Ungarn her?“ (31-56). Hier geht es um Ethnogenesen als zentrale Fragen der Selbstbestimmung: Bestimmung durch Sprache (finnisch-ugrisch); die Urheimat (wahrscheinlich hinter dem Ural); der Auflösungsprozess der Uralvölker; „Auf dem Weg zur Selbständigkeit“ (Ursprungsmythos von Hunor und Magor); „Magna Hungaria“; „Levedien“ (Siedlungsgebiet der Magyaren zwischen Don und Asowschen Meer, Westwanderung); „Etelköz“ (Zweistromland); „Landnahme“; „These von der hunnisch-awarisch-skythischen Abstammung“ (literarische Fiktion, Attila); „Ugrisch oder türkisch?“ – in Ungarn wird darüber bis heute gestritten. Außerdem bringt die Autorin hier Thesen von der zweifachen und dreifachen Landnahme und geht auf die Abstammungssuche in der Gegenwart mittels Gen-Untersuchungen ein. Kapitel vier heißt „Meilensteine‘ der Integration in Europa“ (57-76). Im 1. „Meilenstein“ handelt Schubert Pannonien zur Zeit der Landnahme ab, geht auf das damalige Sozialgefüge, die Lebensweise und die religiöse Entwicklung ein. Beutezüge nach fast ganz Europa werden ebenso thematisiert wie die Taufe des Großfürsten Gyula. Im 2. Meilenstein geht es vor allem um die Stephanskronen und die Christianisierung. „Das mittelalterliche Ungarn als Gastland“ beschließt das Kapitel.

Im 5. Kapitel „Das Ungarische“ (99-118) beschäftigt sich die Autorin mit dem Sonderstatus der Sprache und dem Sprachengemisch. Sie beschreibt das Sprachprofil mit seinen nur wenigen idiomatischen Unterschieden sowie grammatikalischen Eigenheiten, beleuchtet fremde Einflüsse, v. a. aus dem Türkischen, Slawischen, Deutschen, Lateinischen sowie dem Italienischen und weist auf Internationalismen hin. Anschließend kommt ein Abschnitt, der sich der Spracherneuerung bzw. Magyarisierung widmet. Dabei wird auf das 1784 von Joseph II. erlassene Germanisierungsdekret eingegangen sowie auf den darauffolgenden Widerstand. Ungarische Einflüsse bei den nicht-ungarischen Ethnien des Reiches und den Nachbarn der Ungarn (Termini des Handels und des Alltagslebens) kommen genauso zur Sprache wie die internationale Verbreitung ungarischer Elemente wie Hajduke, Husar, Kutsche oder Paprika. Das 6. Kapitel ist überschrieben mit „Bilder über Ungarn“ (119-140). Darin geht es um das antike Narrativ über die „barbarischen“ Ungarn; u. a. wird als Negativstereotyp der Kannibalismus der Skythen genannt. Sodann wird das andere, christliche Königreich Ungarn (Hl. Elisabeth, Hl. Martin) vorgestellt, die vornehmen Ritter und tapferen Kämpfer für das europäische Christentum. Mit auf die Ungarn bezogenen Attributen wie „faul“, „selbstsüchtig“, „herrisch“ einerseits, „schneidig und gutaussehend“, „verwegen“ und „markant“ andererseits, setzt sich Schubert ebenso auseinander wie mit dem „exotischen Ungarn“, der Beziehung zwischen „Ungarn und Roma“, dem „Freiheitsliebenden Ungarn“ oder Operettenhelden. Weitere Abschnitte des Kapitels

tragen die Bezeichnungen „Stereotypenkonglomerat“, „Politischer Konservatismus“, „Nach 1945 – die ‚fröhlichste Baracke‘ des östlichen Lagers“, „Der Durchbruch nach Westen“ und „Seit der Wende“.

Kapitel sieben ist überschrieben „Ost und West in der Selbstverortung“ (141-168). Darin geht es zunächst um die Konzeptualisierung von Ost und West (Türkenkämpfe, Anti-Habsburg, Hinwendung zum Osten, Architektur), danach werden „Platzhalter auf der Ost-West-Achse“ (155) ausgemacht, wobei es um den Árpád-Kult, die Stephanskronen, Labanzen und Kuruzzen, um István Széchenyi versus Lajos Kossuth und Graf Andrassy geht, dem der Spagat zwischen Ost und West gelang (Stichwort: Sissi in Ungarn). Der Buchtitel wiederholt sich sodann in Kapitel acht „Selbstbilder. Was ist ein Ungar?“ (167-186). Es handelt von historischen Brüchen von der Türkenzeit über die Habsburgermonarchie und die anschließende Verkleinerung des Landes nach dem 1. Weltkrieg bis hin zum Kommunismus, der Revolution von 1956 und schließlich der Wende. Im Paragraphen „Die wichtigsten Autostereotypen“ (170-174) nennt Schubert die hunnische Abstammungs-ideologie, soldatische Tugenden, Männlichkeit, Stolz und kämpferische Härte, Führungsqualitäten, Herrenmentalität, Hang zu Pomp und Erhabenem, gemäßigtes Temperament, Ruhe des Überlegens, Hang zu realistischen Sichtweisen, sprachliche Einzigartigkeit, Melancholie – damit werden die Differenzen zum Außenbild deutlich. Mit „Nationale Symbole und deren Narrative“ (187-244) ist das 9. und längste Kapitel überschrieben, das zudem reichlich bebildert ist. Themen sind hier die Symbolgeschichte des Freiheitsplatzes, die Umgestaltung des Kossuth-Platzes (verschiedene Denkmäler und Statuen), Staatssymbole (Wappen, Nationalfarben und Fahne, Stephanskronen, Krönungsmantel, Königszepter, Reichsapfel, Nationalhymne, religiöse und mythische Symbole, die altungarische Kertschrift, kollektive Symbole aus der Alltags- und Festkultur: Paprika, Gulasch, Herender Porzellan, Csárdás, Nationaltracht) sowie Nationalfeiertage. Das 10. und letzte Kapitel ist „Historischen Persönlichkeiten, Schriftstellern, Komponisten“ gewidmet, sortiert nach Beliebtheitsgrad in Umfragen (245-280). In der 1. Kategorie führt Lajos Kossuth vor Graf István Széchenyi, Stephan I., Matthias Corvinus, Ferenc II. Rákóczi, Großfürst Árpád (mit jeweils oralen Sagen, Legenden und Erzählungen über ihre Tätigkeit). Bei den Schriftstellern steht Sándor Petöfi voran, gefolgt von János Arany, Endre Ady de Diószád u. a. Bei den Komponisten liegt Zoltán Kodály an der Spitze, danach kommen Béla Bartók, Ferenc Erkel und Franz Liszt. Der Band wird beendet von einer Literatúrauswahl (291-298), wo die Abbreviationen der Kapitelendnoten aufgelöst werden, einem Abbildungsverzeichnis (299-305) und einem Personen- und Sachregister (307-319).

Ein originelles und lehrreiches Buch, denn kein anderes Land Südosteuropas¹ oder Ostmitteleuropas hat eine derartig wechselhafte Geschichte und populäre Zersplitterung in verschiedene Ethnien, Glaubenszugehörigkeiten und Sprach- und Kulturminderheiten aufzuweisen. Die Stellung zwischen Ost und West ist auch für die Balkanländer charakteristisch, doch Ethnogenese, Sprache und späte Landnahme machen den Selbstfindungsprozess komplizierter, was sich auch in der Differenz zwischen Innen- und Außenbildern niederschlägt. Die Autorin hat dieses Thema schon mehrfach aufgegriffen,² doch ihre historisch

orientierte Kulturwissenschaft verwendet durchaus Methoden und Termini der Sozialpsychologie im interethnischen Vergleich. Man darf auf den 2. Band gespannt sein.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Ich habe dieses Land auch in meine Übersichten zur südosteuropäischen Literatur und Volkskultur (2015-2017) miteinbezogen aufgrund der 200-jährigen Türkenherrschaft und der jahrhundertelangen Türkenkämpfe, den engen (volks)kulturellen Beziehungen zu den Südslaven und Rumänen; dies in der Nachfolge der Geschichte Südosteuropas von Konrad CLEWING/Oliver Jens SCHMITT (Hgg.), *Geschichte Südosteuropas. Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart*. Regensburg 2011.

² Gabriella SCHUBERT, Ungarnbilder. Mythen, Hintergründe, *Zeitschrift für Balkanologie* 47 (2011), H. 2, 202-217; DIES., Zu Ungarns geopolitischer Selbstverortung, ebenda 48 (2012), H. 2, 197-204; DIES., Was ist ein Ungar? Selbstbilder und Selbsteinschätzungen, ebenda 49 (2013), H. 1, 123-136; DIES., Nationale Symbole der Ungarn und deren Narrative, ebenda 49 (2013), H. 2, 234-262.

Manolēs G. SERGĒS, *Για μια Λαογραφία των Τοπωνυμίων. Τα τοπωνύμια („μικρο-τοπωνύμια“) μιας αγροτικής κοινότητας της Νάξου ως „μελέτη περίπτωσης“* [Zu einer Volkskunde der Toponymie. Die Toponyme (Mikro-Toponyme) einer agrarischen Dorfgemeinschaft auf Naxos als Fallstudie]. Thessaloniki: Ekdoseis Stamulis 2016. 200 S., ISBN 978-618-5161-56-9, € 15,90

Manolēs G. SERGĒS, *Νεοελληνικών επωνύμων λαογραφική επισκόπησης. Τα σύγχρονα επώνυμα μιας αγροτικής κοινότητας της Νάξου* [Ein volkskundlicher Überblick über die griechischen Familiennamen. Die heutigen Familiennamen einer Ruralgemeinde auf Naxos]. Thessaloniki: Ekdoseis Stamulis 2017. 224 S., einige Abb., ISBN 978-618-5306-04-5, € 16,22

Manolis Sergis ist Volkskundeprofessor an der Thrakischen Universität in Komotini, und seine Arbeiten sind in dieser Zeitschrift schon mehrfach besprochen worden.¹ Zuletzt ist er hervorgetreten durch eine umfangreiche Monographie zur urbanen Volkskunde von Athen im Zeitraum von 1880-1896 aufgrund der literarischen Spaziergänge von Michael Mitsakis.² Die vorliegenden schmalen Zwillingsbände sind weniger anspruchsvoll und betreffen sein Heimatdorf Glinados auf Naxos, spiegeln aber sehr wohl seinen profunden Arbeitsstil wider, der von lokaler Quellenkenntnis gepaart mit Reflexivität, theoretischer Verarbeitung und Überblick über die internationale Forschung geprägt ist.

Der 1. Band ist den Toponymen gewidmet, wobei sich lokale volkskundliche Feldforschung und Sprachwissenschaft überschneiden. Die Einleitung geht auf die Dorfgeschichte ein: Glinados ist aufgrund des Familiennamens Glinos in den Notariatsakten etwa seit 1630 nachweisbar. Sergis bringt eine Typologie der Landschaftsnutzung rund um das Dorf, das sich in der fruchtbaren Westebene der Insel befindet, etwa fünf Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Es folgt eine Auflistung der Quellen (Archive, Notariatsakten, Studien, historische Notizen der Kapuziner von 1649-1753 usw.). Der 1. Teil des Büchleins mit der Überschrift „Toponyme und Volkskunde“ (27-92) ist theoretischen Reflexionen über die Bedeutung der Orts- und Landschaftsnamen für die Kulturwissenschaften gewidmet. Einem Abschnitt zu Namen und zur Namensgebung allgemein (mit Literaturüberblick) folgt eine Kategorisierung der Toponyme. Daraufhin geht Sergis auf diverse Problematiken zu den Toponymen von Glinados ein, z. B. auf die Feldforschung, die ehemalige soziale Feudalstruktur, auf Narrative zu den Toponymen und Toponyme als Bedeutungsträger sowie als methodisches Werkzeug der Lokalkulturforschung. Der Begriff der Landschaft als Verschränkung von Natur und Kultur wird beleuchtet, des Weiteren geht es um die Exkludierung des Zufälligen (Orts- und Landschaftsnamen sind niemals zufällig, immer eine zuverlässige Quelle), um Orte der Erinnerung, um den Tourismus, Filmaufnahmen und um Toponyme der Stadt wie beispielsweise Straßennamen. Die thematische Spannweite ist groß, der Autor reißt Gedankengänge an, die die integrative Volkskunde/Ethnologie mit anderen Kulturwissenschaften vielfach verbindet (Geschichte, Sprache, Soziologie, Agrarwissenschaft usw.). Der 2. Teil (95-191) ist als Appendix bezeichnet und bringt einen historischen und sprachlichen Überblick über die Toponyme von Glinados, untergliedert in den natürlichen Umraum: Boden, Wasser und Gewässer, die Platzierung im Landschaftsraum und Wildpflanzen. Sodann widmet sich Sergis der Kulturlandschaft: Siedlungen und Besiedler, Technologie und Berufe (Felder, Anbau, Brunnen, Hürden, Mühlen, Handwerk) sowie sozioökonomische Strukturen (Grundbesitz, Pachtfelder, Beziehung zu den Bauern, „lateinischer“ Kirchenbesitz, Handelsgeschäfte, Schulen). Hier bezieht sich der umfangreichste Abschnitt auf die Felder; diese werden nach den Namen der Pächter benannt. Außerdem untersucht der Autor Ortsnamen von Sakralräumen (orthodoxe Kirchen, katholische Kirchen und Klöster), Räumen der Öffentlichkeit (Kaffeehäuser, Friedhöfe, der Hauptplatz), archäologischen Räumen und von Orten außerhalb des Dorfes. Viele dieser Toponyme haben eine bedeutende Geschichte, die bis in die Zeit der Lateinerherrschaft zurückreichen kann; dies wird in ausführlichen Kommentaren behandelt. Das anregende Büchlein ist trotz der spröden lokalbezogenen Materie angenehm zu lesen und endet mit einem Index der Toponyme von Glinados.

Ähnlich ist der 2. Band zu den heutigen Familiennamen von Glinados aufgebaut. Auf eine Einleitung folgt der 1. theoretische Teil und dann, als 2. Teil, die Auflistung der heutigen Familiennamen des Dorfes. Hier gibt die Einleitung (11-20) eine Übersicht über historische Familiennamen der Dorfgemeinschaft. Der 1. Teil (21-126) behandelt Taxonomie-Fragen und die Bildung der Familiennamen (Patronyme, Matronyme, Herkunftsnamen, Berufsamen und Spitznamen). Weitere Themen sind Taufnamen und

Namensgebung, Familie und Verwandtschaft, Erbrecht, Onomatologie, inoffizielle Namen, „sogrampros“ (eingehirterter Ehemann), Endungen, Namensänderung, altgriechische Namen und Künstlernamen. Der 2. Teil (127-186) erfasst dann die heute existierenden Familiennamen im Dorf: Spitznamen, die zu Familiennamen geworden sind (Paronyme mit den dazugehörigen Narrativen), Patronyme und Matronyme, Toponyme, Berufe. In diesem Fall sind die Kommentare z.T. sehr umfangreich, weil die Namen vielfach historischer Herkunft und aktenkundig sind. Das Bändchen wird von einer ausführlichen Bibliographie, einer Zusammenfassung auf Englisch, einem Index sowie Abbildungen aus Notariatsakten beschlossen.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Zum Beispiel seine Monographien über Passageriten des Lebenslaufs bei den Pontusgriechen in Kleinasien bis 1922, *Südost-Forschungen* 67 (2008), 571 f., oder zu Fragen der Volkskunde der Pontusgriechen, ebenda 68 (2009), 757 f.

² Manolis SERGIS, *Αστική λαογραφία. Αναπαράστασεις της Αθήνας (1880-1896) στο συγγραφικό έργο του Μιχαήλ Μητσάκη: χώρος, κοινωνία, πολιτισμοί, ταυτότητες*. Athen 2016.

Vergessen, verdrängt, verschwunden. Aufgegebene Kulturen, Beziehungen und Orientierungen in der Balkanromania. Hgg. Thede KAHL/Peter Mario KREUTER/Christina VOGEL. Berlin: Frank & Timme 2018 (Forum: Rumänien, 35). 359 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-7329-0255-2, € 39,80

Der Horst Fassel (1942-2017) in memoriam gewidmete Band macht die Akten des 11. Balkanromanistentags 2014 in Münster öffentlich. Folgende Themenschwerpunkte sind darin enthalten: Untergegangene oder gefährdete balkanromanische Kulturen und Sprachen; die Dynamik der Sprachweitergabe und Identitätsbildung; Sprachbedrohung – Sprachtod – Sprachverlust; Revival und Revitalisierung; Phänomene des Kulturwandels und der Assimilation; vergessene und verdrängte Literaturen; Literatursprachen im Wandel; verbotene und wiederentdeckte Autoren; Dynamiken balkanromanischer Kultur- und Sprachkontakte. Nach Maßgabe dieses Themenprogramms werden die 16 ausgearbeiteten Referate in drei thematische Gruppen geteilt: Kulturwissenschaft, Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft.

Die 1. thematische Gruppe ist mit sieben Beiträgen die umfangreichste. Zu Beginn steht eine Art Grundsatzreferat, das letztlich keines ist: „Aufgegebene Kulturen, Beziehungen und Orientierungen in der Balkanromania“ von RUDOLF WINDISCH (15-34). Im Wesentlichen geht es um die Bajeschi im nördlichen Kroatien und die Karavlach in Südwest-Ungarn um

Pécs sowie die Auswertung des Sprachatlasses der Republik Moldau¹, in dem die Angabe der Sprechsprache mit ethnischer Identität mehr oder weniger gleichgesetzt wird. Auf diese Problematik bezieht sich der theoretische Teil der Arbeit. Die einschlägigen Forschungsprojekte zur Sprachrettung stellt dann THEDE KAHL vor: „Erforschung und Dokumentation schwindender Sprachen und Kulturen. Romanisches Feldmaterial aus Südosteuropa in den Projekten VLACH und LAZAR“ (35-58). Der bereits eingetretene Sprachtod betrifft das Morlakische, das Dalmatische, das Ragusäische und das Vegliotische auf Krk; gefährdet sind das Istro- und Megleno-Vlachische, die Bajeschi und Rudari (Serbien, Kroatien, Ukraine, Bulgarien). Kahl beschreibt die bisherigen Initiativen der Rettung dieser Sprachvarietäten sowie die laufenden Projekte VLACH (Vanishing languages and cultural heritage) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) und LAZAR (Langzeitarchivierung regionalwissenschaftlicher Forschungsdaten) der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und listet die balkanromanischen Bestände auf. Der Idee einer Balkanunion widmet sich der Beitrag von EDDA BINDER-IJIMA mit „Present in absentia. Die Idee der Balkanunion“ (59-74); hier werden die politischen Visionen von Rhigas Velestinlis besprochen, der polnische Exilpolitiker Adam Czartoryski, Nicolae Bălcescu; daneben auch Autoren und Politiker, die bereits ins 20. Jh. fallen.

Der im Dezember 2017 verstorbene HORST FASSEL ist mit zwei Beiträgen vertreten. Der erste Beitrag trägt der Titel „Ein vergessener Verlag und seine friedliche Kriegsproduktion. Der König-Carol-Verlag Bukarest (1917-1918)“ (75-126). Der darin untersuchte Verlag publizierte deutsche und rumänische Bücher zu Kultur und Geschichte, brachte rumänische Volkspoesie in deutscher Übersetzung heraus und veröffentlichte die Zeitschrift „Rumänien in Wort und Bild“. Fassels zweite Aufsatz „Vasile Alecsandri – ein Vergessener? Kann man Kleintheater von anno 1843-1870 wieder auf die Bühne bringen?“ (127-150) ist ein theaterhistorischer Beitrag, der dem bekannten moldauischen Komödiendichter gewidmet ist, der in seinen Komödien auch das Französische und Griechische (der Phanariotenzeit) verwendete.²

Den ersten thematischen Abschnitt beschließen die Beiträge von JÜRGEN KRISTOPHSON „Im slawischen Meer verschwindende Dalmatiner und auftauchende Rumänen“ (151-162) und MIRUNA STROE „Inrudirea formelor urbane. Cvartaluri realist-socialiste în Braşov, hofuri vieneze (Remembering Lessons of Communal Housing. The Viennese Hof and the Stalinist Kvartal)“ (163-173), ein Vergleich des Konzeptes der Gemeindewohnung beim Karl-Max-Hof in Wien und im Rumänien der sozialistischen Zeit.

Der zweite Abschnitt zur Literaturwissenschaft umfasst sechs Beiträge. Den Beginn macht ILINA GREGORI mit „Vergessen und vergessen werden im Leben und Werk von Matila C. Ghyka“ (177-196). Ghyka war ein Adelsspross aus der gleichnamigen berühmten Fürstenfamilie mit bedeutendem, heute vergessenen Literaturwerk. ROBERT LUKENDA geht in „Sprachmischung als kulturelle Überlebensstrategie. Romanische Minderheitensprachen und Literatur in Istrien“ (197-214) auf mehrsprachige Literatur in Istrien ein (Fulvio Tomizza u. a.). Ins Ungarische führt uns ANITA ANDREA SZÉLL: „Heltai Gáspár und Interpretationsmöglichkeiten seiner Werke. Eine neue Perspektive zu den Hundert Fabeln (Száz

fabula“ (215-236). Gáspár war ein Siebenbürger Sachse und Buchdrucker im Klausenburg des 16. Jh.s, der auf Ungarisch geschrieben hat. Mit frankophoner Exilliteratur beschäftigt sich der spanische Beitrag von LAURA EUGENA TUDORAS, „La narrative francofóna del siglo XX: un escenario para la memoria del exilio“ (237-250). Sie geht speziell auf die psychische Situation der Exilschriftsteller ein, insbesondere auf den Fall Vintila Horia. SILVIA IRINA ZIMMERMANN widmet ihren Beitrag einem anderen Thema: „Die ‚rumänischen Märchen‘ der ‚deutschen Königin‘ Rumäniens: Elisabeth zu Wied – Carmen Sylvia“ (1843-1916). Aspekte rumänischer Volkskultur, deutsch-rumänische Kulturvermittlung und politische Symbolik in Carmen Sylvias Märchen“ (251-276). Ein anderes Beispiel interkultureller Vermittlung bringt RENATE WINDISCH-MIDDENDORF in „Vergessen – verdrängt – verschwunden? Vom Kakanier aus der Bukowina zum zweisprachigen Dichter in Israel: Manfred Winkler“ (277-287).

Der Abschnitt Sprachwissenschaft enthält drei Beiträge. Den Anfang macht LUMINIȚA FASSEL mit „Das Schicksal des lateinischen Neutrums in der Romania oder ‚neutrum latin, soartă și destin‘“ (291-302). Darauf folgt ALEXANDRU CIZEK mit „Das Schicksal der Turzismen und Gräzismen bei der Gestaltung des modernen Rumänischen“ (303-344), ein ausführlicher Artikel, in dem der Phanariotenzeit größere historische Gerechtigkeit widerfährt als üblich, eine griechische Bibliographie, die vielleicht doch manche Ergänzung hätte bringen können, jedoch völlig fehlt. Zuletzt gibt JOHANNES KRAMER in „Antikisierendes Griechisch (καθαρεύουσα) im 19. und 20. Jh. Alte Sprachformen als Ingredienz des Nationalismus“ (345-356) einen kurzen Überblick über die griechische Sprachgeschichte seit der Antike, der mit dem Sprachenstreit des 19. und frühen 20. Jh.s endet. Darin ist manches doch zu pauschal und nicht auf dem neuesten Stand. Die Reinsprache wird man auch schwerlich als gefährdete, aufgegebene oder verschwundene Sprache bezeichnen können. Hier wären einige Differenzierungen anzubringen. Der Vergleich mit Rumänien auf der letzten Seite ist allerdings lehrreich.

Alle Beiträge sind mit einem Abstrakt in Englisch oder Französisch versehen und mit einer einschlägigen Bibliographie. Nach Maßgabe der angesprochenen Themenvielfalt, trotz der Beschränkung auf die Balkanromanistik, sind die Studien auch sehr unterschiedlich, sowohl in Umfang wie auch in der Methode und in den Ergebnissen. Dem Phänomen der Zwei- und Mehrsprachigkeit wird vielfach Raum gegeben, wobei verschwindende (Mutter-)Sprache nicht immer die Ursache bildet (Exil, Überlebenstaktik, Anpassung usw.). Die Problematik der gefährdeten Idiome, Dialekte und Sprachen trifft eben ins Herz der Balkanistik, nämlich die ethnische (und sprachliche) Hybridität auf engstem geographischem Raum und die Wechselhaftigkeit der Geschichte.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Thede KAHL/Peter JORDAN/Dorin LOZOVANU, Atlas Ost- und Südosteuropa. Ethnisches Bewusstsein in der Republik Moldau im Jahr 2004. Stuttgart 2010.

Rezensionen

² Zu der Bemerkung, dass Alecsandri in den Theatergeschichten vergessen ist, siehe Walter PUCHNER, *Die Literaturen Südosteuropas (15. bis frühes 20 Jh.). Ein Vergleich*. Wien, Köln, Weimar 2015, 175-177, 187, 189; und DERS., *Historisches Drama und gesellschaftskritische Komödie in den Ländern Südosteuropas im 19. Jahrhundert. Vom Theater des Nationalismus zum Nationaltheater*. Frankfurt/M. 1994, 41-43, 87 f., 106 f., 128.

SPRACHWISSENSCHAFT

Maksimiljana BARANČIĆ, Udžbenik arbanaškoga govora s arbanaško-hrvatskim i hrvatsko-arbanaškim glosarom [Lehrbuch des Arbanasi-Albanischen mit Glossar arbanasi-albanisch – kroatisch und kroatisch – arbanasi-albanisch]. Zadar: Grafikart 2017. 200 S. inkl. Audio-CD, ISBN 978-953-59525-0-3, HRK 100,–

„Albanische Geschichte ist in hohem Maße auch die Geschichte von Wanderungsbewegungen über längere Entfernungen“¹, was schließlich Grund dafür ist, dass sich albanische Sprachlichkeit auch (z. T. weit) außerhalb des eigentlichen, d. h. des zusammenhängenden albanischen Sprachgebiets findet. Neben den hinlänglich bekannten albanischen Exilsiedlungen in Griechenland (Arvaniten) und in Italien (Italoalbaner bzw. Arbëreshen) finden sich auch zahlenmäßig kleinere Ansiedlungen in Ost- und Südsteuropa.² Zu diesen gehört auch die albanische Siedlung bei Zadar (italienisch Zara), die auf Kroatisch als Arbanasi (in der lokalen albanischen Varietät Arbëneši) bzw. unter der älteren Bezeichnung Borgo Erizzo bekannt ist.³ Die Umstände der Zuwanderung der Albaner, die in mehreren Wellen im 1. Drittel des 18. Jh.s zwischen 1726 und 1733 erfolgt ist, sind gut bekannt:⁴ Herkunft aus dem montenegrinisch-albanischen Grenzgebiet zwischen Bar und Shkodrë;⁵ Auswanderung zumeist auf Grund der Bedrängung durch die osmanischen Autoritäten; Unterstützung durch den Erzbischof Vinzenz Zmajević.⁶ Dabei war das noch heute bestehende Arbanasi nicht die einzige Ansiedlung der Albaner, denn auch in nahe Zadar gelegenen Orten wie etwa Zemunik wurden Albaner angesiedelt,⁷ jedoch erfolgte ihre sprachliche und kulturelle Assimilation an die kroatische Umgebung dort sehr rasch.

Zu der durchaus reichlich vorhandenen (linguistischen) Literatur⁸ über diese gegesche Exilvariante stellt sich das hier anzuzeigende Werk, das ein Lehrbuch und damit praktische Einführung in das Arbanasi-Albanische darstellt. Autorin dieses Buches ist die aus Arbanasi gebürtige und an der Universität Zadar tätige Lektorin für Englisch, Maximiljana Barančić, die sich bereits in mehreren Arbeiten mit der lokalen albanischen Varietät beschäftigt hat, so u. a. auch in ihrer unveröffentlichten Doktorarbeit „Leksik arbanaškoga govora u Zadru kao odraz jezičnih dodira“ von 2013. Das vorliegende Lehrbuch, das aus praktischer Lehrerfahrung entstanden ist,⁹ beinhaltet nach kurzer Einführung, Danksagung und Abkürzungsverzeichnis 18 thematisch gegliederte Lektionen, an die sich ein Glossar anschließt („arbanaško-hrvatski glosar“, 155-174, und „hrvatsko-arbanaški glosar“, 175-193). Darauf folgen eine kurzgefasste Bibliographie (195) sowie die Biographie der Autorin (196). Pressestimmen beschließen das Buch (197f.). Die begleitende Audio-CD enthält in 18 Titeln die von verschiedenen Sprechern gelesenen Lektionstexte. Die Audiodateien sind von guter Qualität und somit gut verständlich und eine willkommene Gelegenheit, sich mit der Sprachmelodie des Arbanasi-Albanischen vertraut zu machen.

Die 18 Lektionen des Lehrbuchs sind in jeweils zwei bzw. fünf Teilabschnitte (situacije, gramatičke strukture, odlomak za čitanje, razgovor, vježbe) gegliedert, die in Aufbau und Anordnung je nach Lektion variieren können. Im Abschnitt „vježbe“ soll nicht nur aus

dem Arbanasi-Albanischen übersetzt werden; ab der 2. Lektion wird auch dazu angehalten, Texte ins Arbanasi-Albanische zu übersetzen. Wie in Sprachlehrwerken üblich, bauen die 18 Lektionen, deren Schwierigkeitsgrad ansteigt, im Hinblick auf die gelernte Grammatik und den Wortschatz aufeinander auf. Bei den jeweiligen Lektionstexten in den Abschnitten „situacije“, „razgovor“ und „odlomak za čitanje“, die oft auch in Form von Gesprächen konstruiert sind, findet sich praktischerweise auch stets der jeweils zugehörige Wortschatz.

Zur graphischen Darstellung des Arbanasi-Albanischen greift die Autorin auf das kroatisch-lateinische Alphabet zurück (9), wobei sie sich für den im Kroatischen fehlenden Zentralvokal /ə/ des albanischen Graphems ë bedient. Damit ergeben sich die folgenden Graphien: *dašt*¹⁰ = *šest* (standardalban. *gjashtë* ‚sechs‘), *trečind* = *tristo* (standardalban. *trëqind* ‚dreihundert‘), *arbëništ* = *arbanaski* ‚arbanasi-albanisch‘ (standardalban. *arbërisht* ‚italo-albanisch‘). Interessant ist die Wahl von *ü* zur Darstellung des hohen gerundeten Vorderzungenvokals [y], z. B. *dü* = *dva*, *sü* = *oko*, der im Standardalbanischen mit dem Graphem *y* wiedergegeben wird, daher *dy* ‚zwei‘, *sy*; Auge‘ oder *krüe* = *glava* (standardalban. *krye* ‚Kopf‘). Da sowohl *ü* wie *y* in der kroatischen Latinica Fremdgrapheme sind,¹¹ wäre daher auch der Rückgriff auf *y* möglich gewesen. Für den im standardalbanischen Phonem- und Graphemsystem nicht vorhandenen gerundeten mittelhohen Vorderzungenvokal [ø] wird das Graphem *ö* verwendet, daher *vö* = *jaje* (Standardalbanisch *ve* ‚Ei‘).¹² Eine Besonderheit des Arbanasi-Albanischen ist, dass es eine gegische Varietät ohne Nasalvokale ist.¹³ In diesem Sinne ist die Darstellung von arbanasi-albanischen Langvokalen mit dem Zirkumflex (z. B. *êmen* = *ime*, standardalban. *emër* ‚Name‘, *mendûa* (*me*) = *misliti*, *razmišljati*, standardalban. *mendon* ‚denken, überlegen‘), wie sie auch schon 2002 bei August Kovačec gehandhabt wurde, zwar nicht unbedingt verwirrend, aus albanologischer Notationstradition doch etwas befremdlich.¹⁴ Insgesamt ist die Wahl der kroatischen Graphie aber zu begrüßen, da sich das Lehrbuch primär an die Einheimischen richtet (10), seien sie des Arbanasi-Albanischen mächtig oder daran interessiert, es zu erlernen, auf jeden Fall aber Personen, die mit der kroatischen Sprache und Graphie vertraut sind. Der albanologisch geschulte Nutzer wird damit letztlich wohl doch zu Rande kommen.

Für eben diesen albanologischen Benutzer, aber auch für all jene Leser, die gezielt an grammatischen Fragen des Arbanasi-Albanischen interessiert sind, ist das Lehrbuch jedoch leider nur mit Mühe zu benutzen, da das Inhaltsverzeichnis (5) lediglich auf die Seitenzahl der einzelnen Lektionen hinweist, aber nicht deren Inhalt beschreibt. Hier wäre etwas mehr Information sehr wünschenswert gewesen, was das Lehrbuch dann schließlich auch zu einem grammatisch-syntaktischen Nachschlagewerk gemacht hätte.

Die eben geäußerte Kritik soll jedoch keineswegs den Wert dieses Buches schmälern, das ein wichtiges Zeichen der Vitalität des Arbanasi-Albanischen darstellt, dem bereits der Sprachtod prophezeit wurde.¹⁵ Im Gegenteil, wie bei anderen Minoritäten (in Europa) auch, lässt sich in jüngster Zeit ein wachsendes Interesse nicht nur am extralinguistisch-kulturellen Erbe feststellen, sondern auch und gerade an der Sprache,¹⁶ die wieder als eine identitätsstiftende Komponente betrachtet wird. Gerade das von der Autorin in ihren Kursen festgestellte wachsende Interesse auch jüngerer Personen am Arbanasi-Albanischen¹⁷ mag so

als ein positives Zeichen gesehen werden, das diese zwar kleine, aber im Bezug auch auf Phänomene des Sprachkontakts interessante albanische Außenvarietät, deren Sprecherzahl ca. 200 Personen¹⁸ beträgt, noch länger erhalten bleiben könnte.¹⁹ Ihr Lehrbuch leistet jedenfalls einen gewichtigen Beitrag dazu und mag als Anstoß und Vorbild betrachtet werden, ähnliche Unternehmungen auch für die anderen albanischen Außenvarietäten zu unternehmen.

Wien

Joachim Matzinger

¹ Nach Oliver J. SCHMITT, *Die Albaner. Eine Geschichte zwischen Orient und Okzident*. München 2012, 25. Die Motive dieser Emigrationen sind über die Jahrhunderte hinweg ganz verschiedener Natur, oft auch eine Konsequenz von Motivbündeln.

² Erwähnenswert etwa die Ansiedlungen in Bulgarien (Mandrica) – vgl. dazu zuletzt Ljudmil STANKOV, *Albanskijat govor v selo Mandrica. E folmja shqipe në fshatin Mandrica*. Sofija 2016 – und in der Ukraine, die jetzt umfassend ethnologisch und linguistisch behandelt sind in Aleksander A. NOVIK et al., *Priazovskij otrjad. Jazyk i kultura albancev Ukrainy*. 2 Bde. Sankt Peterburg 2016.

³ Hinter dem Bahnhof (Željeznički kolodvor) gelegen, heute ein integraler Stadtteil Zadars.

⁴ Siehe Carlo TAGLIAVINI, *L'albanese di Dalmazia*. Contributi alla conoscenza del dialetto ghego di Borgo Erizzo presso Zara. Firenze 1937, 2-9; August KOVAČEC, *Arbanasi-Albanisch*, in: Miloš OKUKA/Gerald KRENN (Hgg.), *Lexikon der Sprachen des europäischen Ostens*. Klagenfurt 2002 (Wieser Enzyklopädie des europäischen Ostens, 10), 67-70; Lucija ŠIMIČIĆ/Nikola VULETIĆ, *Une langue sans futur, une identité bien vivante. Représentations de la communauté arbënishtë*, in: Bruno MAURER (Hg.), *Images de langues minoritaires en Méditerranée. Dynamiques sociolinguistiques et productions idéologiques*. Sherbrooke 2016 (*Circula. Revue d'idéologies linguistiques*, 3), 141-162, unter <<http://circula.recherche.usherbrooke.ca/numero-3/>>, 27.9.2018.

⁵ Die Frage behandelt ausführlich TAGLIAVINI, *L'albanese di Dalmazia*, 9-14.

⁶ Siehe Peter BARTL, *Quellen und Materialien zur albanischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert*. Wiesbaden 1975, 17-19.

⁷ Nach Maksimiljana BARANČIĆ, *Arbanasi su se prvo doselili u Zemunik*. Interview mit ZadarskiLIST vom 7.6.2011 unter <<https://www.zadarskilist.hr/clanci/07062011/arbanasi-su-se-prvo-doselili-u-zemunik>>, 27.9.2018, soll die erste Ansiedlung in Zemunik erfolgt sein („Najvjerojatnije je to bilo u Zemuniku u samom početku gdje su se mogli smjestiti u 15 izgrađenih kućarica da bi se kasnije naselili neposredno blizu grada Zadra.“); vgl. auch DIES., *Arbanasi i etnojezični identitet*, *Croatika et Slavica Iadertina* 4 (2008), 551-568, 552.

⁸ Kurze Überblicke zur Sprache bei KOVAČEC, *Arbanasi-Albanisch*, 68 f.; BARANČIĆ, *Arbanasi i etnojezični identitet*, 553-556. An historischen bzw. ethnologischen Arbeiten vgl. etwa Rita TOLO-MEO/Valentina STAZZI/Beppo MARUSSI, *La Borgo Erizzo della Zara di un tempo. Saggi raccolti in occasione del 280. anniversario di Borgo Erizzo*. Roma 2006; Aleksandar STIPČEVIĆ, *Tradicijska kultura zadarskih Arbanasa*. Zagreb 2011. Eine albanische Übersetzung erschien unter dem Titel *Kultura tradizionale e arbëneshëve të Zarës* 2012 in Prishtina.

⁹ Im Vorwort sagt die Autorin: „Među polaznicima tečaja, pored izvornih govornika (to su većinom stariji), u zadnje vrijeme ima i sve više mladih [...]“. Als Modell für den Aufbau des Lehrbuchs hat sich die Autorin, mit entsprechenden Adaptionen, das Albanischlehrbuch von Isa ZYMBERI, *Colloquial Albanian*. London 1991 zum Vorbild genommen.

¹⁰ Die Graphie *d* basiert gleichsam auf phonologischer Grundlage, da der stimmhafte palatale Verschlusslaut [j] die Aussprache von kroat. *d* [d] angenommen hat, siehe dazu KOVAČEC, *Arbanasi-Albanisch*, 69.

¹¹ Und [y] ja auch ein Fremdphonem.

¹² Zu diesem Phonem im Nordgegischen siehe die Anmerkungen bei Oda BUCHHOLZ/Wilfried FIEDLER, *Albanische Grammatik*. Leipzig 1989, 32.

¹³ Siehe KOVAČEC, *Arbanasi-Albanisch*, 69; BARANČIĆ, *Arbanasi i etnojezični identitet*, 553.

¹⁴ In albanologischer Notation bezeichnet der Zirkumflex nämlich die Nasalität eines Vokals, siehe z. B. Jup KASTRATI, *Histori e gramatologjisë shqiptare (1635-1944)*. Prishtinë 1980, 227.

¹⁵ Vgl. KOVAČEC, *Arbanasi-Albanisch*, 68.

¹⁶ Wobei Identität und Zugehörigkeit gerade eben nicht nur alleine an der Sprache dingfest gemacht werden, wie im Falle der Arbanasi, denn vgl. hier ŠIMIČIĆ/VULETIĆ, *Une langue sans futur*, 146: „Le nombre d’habitants de Zadar prêts à se déclarer comme Arbanasi ‘Arbënishtës’ pourrait facilement dépasser jusqu’à dix fois le nombre de locuteurs de l’arbënishtë.“ Vgl. auch die Ausführungen von Nikola VULETIĆ, *Les minorités linguistiques invisibles et/ou cachées de la Croatie. Les communautés arbënishtë, istro-roumaine et istriote*, in: Ksenija DJORDJEVIĆ LÉONARD (Hg.), *Les minorités invisibles. Diversité et complexité (ethno)sociolinguistiques*. Paris 2014, 182-192, 185.

¹⁷ Siehe Anm. 9.

¹⁸ Diese Zahl nach VULETIĆ, *Les minorités linguistiques invisibles*, 186.

¹⁹ Zuversichtlich dazu äußern sich auch ŠIMIČIĆ/VULETIĆ, *Une langue sans futur*, 158.

Kolec TOPALLI, Fjalor etimologjik i gjuhës shqipe [Etymologisches Wörterbuch der albanischen Sprache]. Tiranë: Qendra e studimeve albanologjike, Instituti i gjuhësisë dhe i letërsisë 2017. 1982 S., ISBN 978-9928-241-33-7, Lekë 5000,–

Unter den Sprachen Südosteuropas ist das Albanische jene Sprache, die augenblicklich mit den meisten etymologischen Wörterbüchern ausgestattet ist. Die wissenschaftliche Erfassung des albanischen Lexikons nach etymologischen Kriterien beginnt 1891 mit Gustav Meyers Wörterbuch¹ und führt über Werke von Eqrem Çabej², Martin E. Huld³, Bardhyl Demiraj⁴ und Vladimir Orel⁵ nebst weiteren Werken⁶ schließlich zu diesem monumentalen Etymologicum, in dem, Derivate und onomastisches Wortgut eingerechnet, 42 846 Einträge behandelt werden.⁷ Dieses Wörterbuch, dessen Anfänge in die 1970er Jahre reichen,⁸ ist unter den zahlreichen monographischen Veröffentlichungen das Lebenswerk⁹ und zu-

gleich Vermächtnis des albanischen Sprachwissenschaftlers Kolec Topalli, der am 24.5.2018 nach schwerer Krankheit verstorben ist.¹⁰

Das Wörterbuch gliedert sich in die folgenden Teile: Vorwort (5-8); Bemerkungen zu Struktur und Aufbau des Wörterbuchs (9-13); Abkürzungen (14-23); Bibliographie (24-67); der eigentliche Wörterbuchteil von A–Zh (69-1654); albanischer Wortindex (1655-1982). Die letzte, unpaginierte Seite gibt eine Kurzbiographie des Autors und listet, das vorliegende Wörterbuch inkludiert, seine 18 Monographien auf.

Das eingangs genannte Faktum, dass bereits etliche etymologische Wörterbücher des Albanischen zur Verfügung stehen, führt zunächst zur provokanten Frage, worin die Notwendigkeit dieses neuen Wörterbuchs besteht und worin es sich denn von den vorhandenen etymologischen Wörterbüchern unterscheidet. Eine Antwort darauf ist,¹¹ dass Topalli hier gezielt neue Lexeme¹² (Neologismen sowie neuzeitliche, d. h. vor allem englische¹³ Lehnwörter des Albanischen) einbezieht und dass auch die Onomastik umfänglich mitbehandelt wird. Auch Lexeme aus albanischen Dialekten und der Folklore, die bisher noch nicht etymologisch behandelt wurden, haben hier Aufnahme gefunden und schaffen damit ein weiteres Kriterium, in dem sich Topallis Wörterbuch von seinen Vorgängern unterscheidet und seine Existenz rechtfertigt. Damit aber jetzt zum Inhaltlichen.

Die Lemmata, oft auch mit spezifischer Literaturangabe, sind in der Regel kurz gehalten. Sie verzichten auf eine Vorstellung oder gar Besprechung bislang gegebener etymologischer Vorschläge, indem sie sich auf jene historische Herleitung beschränken, die dem Autor als die jeweils wahrscheinlichste erschienen ist: „Për të mos e rënduar fjalorin janë lënë jashtë mendimet e dhëna për etimologjinë e fjalëve prej gjuhëtarëve bashkë me kritikë për katesë; si rrjedhim, fjalori ka karakter informativ e shpjegues“ (10). Aus der Sicht des albanologisch geschulten Nutzers könnte eine solche subjektive Vorgehensweise des Autors auf den ersten Blick negativ gewertet werden, doch muss hier ein wenig relativiert werden. Der Spezialist wird ohnehin die Fachliteratur in ihrer Gänze konsultieren und daher immer auch die anderen etymologischen Wörterbücher vergleichend heranziehen. Zu diesen stellt sich dann Topallis Wörterbuch ergänzend als konzise Synthese der bisherigen Forschung seines Autors. Weiterhin sollte bedacht werden, dass sich dieses Wörterbuch gerade aber auch an einen fachlich nicht geschulten bzw. nichtakademischen Leserkreis richtet, d. h. an Personen, die sich einfach darüber informieren wollen, woher ein Wort kommt: „Madje, një dëshirë e tillë intrigon edhe njerëzit paarsimuar, që rreken të gjejnë burimin e fjalëve duke bërë supozime që qëndrojnë larg shkencës së vertetë“ (6). Besonders in Albanien, wo der Buchmarkt in den vergangenen Jahren mit vermeintlich sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen von Amateuren und Dilettanten¹⁴ beliefert wurde, die größere öffentliche Aufmerksamkeit erhalten haben als fachlich geschulte Sprachwissenschaftler, ist das Wörterbuch von Topalli so auch ein Leuchtturm wissenschaftlicher Verbreitung. Dass neben den Linguisten v. a. ein breiterer Leserkreis an Laien¹⁵ damit Zugang zu einer wissenschaftlichen Aufarbeitung des albanischen Lexikons erhält, kann als der wesentlichste Impact factor betrachtet werden.

Was muss aber über Topallis Wörterbuch nun aus der Sicht des Fachmannes gesagt werden? Hier sind im Wesentlichen zwei Punkte im Auge zu behalten, und zwar die

Methode des Autors und sein Anliegen, bisweilen neue etymologische Herleitungen vorzuschlagen und zu etablieren. Was die Methode betrifft, so führt Topalli seine Methode fort, die er schon in seinen anderen Monographien angewandt hat, indem er nicht oder nur ansatzweise auf die methodischen Entwicklungen und den daraus resultierenden neuen Rekonstruktionsprinzipien und Rekonstruktionen innerhalb der historischen, d. h. indogermanischen Sprachwissenschaft der letzten zwei bis drei Jahrzehnte eingeht.¹⁶ Aus Sicht moderner historischer indogermanischer Sprachwissenschaft muss diese Methode in vielen Fällen daher als überholt gelten. Dem Spezialisten fällt hier besonders auf, dass Rekonstruktionen generell laryngalos¹⁷ erfolgen, was mit oft veralteten Ansätzen indogermanischer Wurzeln und Wortformen einhergeht.¹⁸ Auch sind die von Topalli in bestimmten Fällen vorgeschlagenen neuen etymologischen Herleitungen nicht nachvollziehbar. Dies betrifft z. B. den für *mëngon* ‚früh aufstehen‘ gegebenen Vorschlag, für dieses Verb eine inneralbanische Ableitung von *ag* ‚Morgengrauen, Dämmerung‘ zu erwägen (979). Aus Platzmangel wird dieser Vorschlag weder morphologisch noch semantisch begründet und erinnert so doch sehr an vorwissenschaftliche Ähnlichkeitsetymologien.¹⁹

Um dem vorliegenden Wörterbuch gerecht zu werden, muss es schließlich von zwei Seiten betrachtet und bewertet werden. Für den fachlich nicht geschulten, jedoch interessierten Leser (v. a. in Albanien) ist es in jedem Fall ein empfehlenswertes Nachschlagewerk, das kurz und für diesen Leserkreis verständlich über die Herkunft albanischer Lexeme informiert. Der Sprachwissenschaftler jedoch wird die nicht mehr aktuelle historisch-linguistische Methode sehr bedauern und als dessen größte Schwäche werten. Doch wird auch dieser fachliche Leserkreis durchaus bedient, indem viele neue Lexeme verzeichnet sind und auch die vom Autor gemachten Vorschläge zu Reflexionen anregen. Auf jeden Fall bleibt dieses Wörterbuch das ewige Vermächtnis seines Autors, dessen unermüdliches Schaffen vor dem Hintergrund seiner persönlichen leidvollen Erlebnisse²⁰ während der kommunistischen Herrschaft in Albanien besonderen Respekt verdient.

Wien

Joachim Matzinger

¹ Kurzer Abriss der Vorgeschichte der etymologischen Erforschung des Albanischen bei Wilfried FIEDLER, Zur historischen Lexikographie des Albanischen, *Lexicographica* 27 (2011), 183-193, 183 f. Zum Stand der albanischen Lexikographie bis zum Beginn der 1990er Jahre siehe bei Armin HETZER, Albanische Lexikographie, in: Franz Joseph HAUSMANN/Oskar REICHMANN/Herbert Ernst WIEGAND/Ladislav ZGUSTA (Hgg.), Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. 3. Teilband. Berlin, New York 1991, 2339-3356, 2361-2367.

² Eqrem ÇABEJ, Studime etimologjike në fushë të shqipes. 7 Bde. Tiranë 1976-2014.

³ Martin E. HULD, Basic Albanian Etymologies. Columbus/OH 1984.

⁴ Bardhyl Demiraj, Albanische Etymologien. Untersuchungen zum albanischen Erbwortschatz. Amsterdam 1997.

⁵ Vladimir OREL, Albanian Etymological Dictionary. Leiden, Boston MA 1998.

⁶ Neben diesen eigentlichen etymologischen Wörterbüchern ist noch an die Spezialwörterbücher zu erinnern, die verschiedene Lehnwortschichten des Albanischen behandeln (griechische, lateinische, slawische und osmanische Lehnwörter); siehe jeweils in Joachim MATZINGER, *The Lexicon of Albanian*, in: Jared KLEIN/Brian D. JOSEPH/Matthias FRITZ/Mark WENTHE (Hgg.), *Handbook of Comparative and Historical Indo-European Linguistics*, Bd. 3. Berlin, Boston MA 2018, 1025, 1788-1800.

⁷ Diese Zahl gibt Anila Omari in ihrer am 18.2.2018 online veröffentlichten Vorstellung des Wörterbuchs, unter <<http://www.gsh.al/2018/02/18/fjalor-etimologjik-i-gjuhes-shqipe/>>, 18.4.2018.

⁸ So der Autor selbst im Vorwort: „Fjalor etimologjik që po u paraqitet lexuesve e ka zanafillën shumë kohë përpara, në vitet, 70 të shekullit të kaluar [...]“ (7).

⁹ Anspruch auf dieses Attribut könnte auch die 2011 erschienene, 1737 Seiten umfassende historische Grammatik des gleichen Autors (Kolec TOPALLI, *Gramatikë historike e gjuhës shqipe*. Tiranë 2011) beanspruchen.

¹⁰ Siehe unter den vielen online gestellten Nachrichten hier z. B. die Würdigung durch Gjovalin Shkurtaç vom 26.5.2018 unter <<https://www.voal.ch/pikellim-per-ndarjen-nga-jeta-te-kolegut-e-mikut-tim-akademikut-kolec-topalli-nga-gjovalin-shkurtaç/>>, 18.10.2018.

¹¹ Eine grundsätzliche Antwort darauf ist natürlich auch, dass das besprochene Fjalor die Ansichten und Bewertungen seines Autors zur Grundlage hat und sich auch auf diese Weise von den vorhandenen etymologischen Wörterbüchern unterscheidet, so auch Anila Omari in ihrer online-Vorstellung (siehe Anm. 3): „[...] autori ka rimarrë në shqyrtim dhe i ka parë me sy kritik shumë nga zgjidhet etimologjike të albanologëve paraardhës, duke përmirësuar, saktësuar ose kundërshtuar mjaft prej tyre.“

¹² Gleichfalls positiv zu vermerken ist, dass er auch lexikalische Belege der altalbanischen Autoren (16.–18. Jh.) berücksichtigt, was auch von Anila Omari in ihrer online-Vorstellung (siehe Endnote 7) hervorgehoben wird, vgl. dazu das vollständige Zitat: „Me dokumentimin e parë të fjalës në tekstet e vjetra shqipe, fjalori është në njëfarë shkalle edhe fjalor historik. Ky është një hap i rëndësishëm drejt një fjalori të mirëfilltë historik, që na mungon dhe për të cilin mbetet për t'u hetuar dokumentimi i shumicës së fjalëve të shqipes në letërsi në periudhën e Rilindjes.“ In der Tat ist ein historisches Wörterbuch des Albanischen, vergleichbar dem deutschen „Grimm“ ein dringendes Desiderat. Eine umfassende Aufarbeitung des altalbanischen Lexikons unternimmt im Übrigen das Münchner DFG-Projekt „Digitales Philologisch-etymologisches Wörterbuch des Altalbanischen“, Leitung Bardhyl Demiraj, unter <<https://www.albanologie.uni-muenchen.de/forschung/projekte/albanisch/index.html>>, 18.10.2018.

¹³ Zum Einfluss des Englischen auf das Albanische vgl. Rolf KÖDDERITZSCH/Manfred GÖRLACH, *Albanian*, in: Manfred GÖRLACH (Hg.), *English in Europe*. Oxford u. a. 2002, 291-300.

¹⁴ Der Begriff sei hier bewusst in seiner abwertenden Bedeutung ‚jemand, der sein Fach nicht beherrscht‘, siehe unter <<https://www.duden.de/rechtschreibung/Dilettant>>, 18.4.2018 gebraucht.

¹⁵ In diesem Fall im positiven Sinne von ‚jemand, der auf einem bestimmten Gebiet keine Fachkenntnisse hat‘, siehe unter <<https://www.duden.de/rechtschreibung/Laie>>, 18.4.2018 gebraucht.

¹⁶ Dies offenbart sich auch aus einem Blick auf die Bibliographie, die zwar ausgesprochen umfangreich ist, jedoch quantitativ nur wenig rezente Titel der historischen Sprachwissenschaft listet. So fehlen – in Auswahl – folgende, heute als unentbehrliche Standardwerke der historischen Sprachwissenschaft geltende Titel: Helmut RIX/Martin KÜMMEL/Thomas ZEHNDER/Reiner LIPP/Brigitte

SCHIRMER, Lexikon der indogermanischen Verben. Die Wurzeln und ihre Primärstammbildungen. Wiesbaden 22001 (dazu unter <http://www.martinkuemmel.de/liv2add.html#_Toc392257820>, wo von Martin Kümmel, einem der Verfasser, laufend Ergänzungen gegeben werden); Benjamin W. FORTSON, Indo-European Language and Culture. An Introduction. Malden, Oxford 2010; Dagmar S. WODTKO/Britta IRSLINGER/Carolin SCHNEIDER, Nomina im indogermanischen Lexikon. Heidelberg 2008. Die oben erwähnten bereits vorliegenden Etymologica des Albanischen, von Gustav MEYER, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. Strassburg 1891, über ÇABEJ, Studime etimologjike në fushë të shqipes 1-7, über HULD, Basic Albanian Etymologies, über DEMIRAJ, Albanische Etymologien, bis OREL, Albanian Etymological Dictionary, werden in Fjalor jedenfalls zitiert.

¹⁷ Die wissenschaftsgeschichtlich bedingt als Laryngale bezeichneten konsonantischen Phoneme (Coversymbol) *h1, *h2, und *h3 sind ein integraler Bestandteil des nach heutigem Standard der historischen indogermanischen Sprachwissenschaft rekonstruierten Phonemsystems der indogermanischen Grundsprache (siehe weitere Informationen bei Michael MEIER-BRÜGGER, Indogermanische Sprachwissenschaft. Berlin, New York 2010, 236-255). Ihre Einbeziehung bei der Rekonstruktion von indogermanischen Vorformen albanischer Lexeme muss als Standardverfahren gelten und wurde so auch schon in DEMIRAJ, Albanische Etymologien, konsequent angewandt. Zu einer Übersicht über die Laryngalentwicklungen im Albanischen vgl. zuletzt Stefan SCHUMACHER/Joachim MATZINGER/Anna-Maria ADAKTYLOS, Die Verben des Altalbanischen. Belegwörterbuch, Vorgeschichte und Etymologie. Wiesbaden 2013, 265-267 (und passim).

¹⁸ Es würde den Rahmen dieser Rezension sprengen, auf die vielen Einzelfälle mit Kommentar einzugehen; hier macht es sich aber jedenfalls besonders auffällig bemerkbar, dass die in den indogermanistischen Standardwerken (siehe in Endnote 16) zitierten modernen Rekonstrukte, hier im besonderen RIX/KÜMMEL/ZEHNDER/LIPP/SCHIRMER, Lexikon der indogermanischen Verben für indogermanische Verbalwurzeln, nicht berücksichtigt worden sind.

¹⁹ Es bleibt daher doch bei der gegebenen herkömmlichen Herleitung als Entlehnung aus lat. *manicare* ‚früh aufstehen‘, das auch in rum. *a (se) măneca* i. d. fortgesetzt ist und damit zu jenem Teil des lateinischen Lexikons gehört, der nur vom Rumänischen und Albanischen gemeinsam fortgesetzt wird; siehe dazu z. B. Cătălina VĂTĂȘESCU, Vocabularul de origine latină din limba albaneză în comparație cu româna. București 1997, 49.

²⁰ Vgl. dazu auch das Interview mit dem Autor vom 26.3.2018 unter <<http://www.gazetate-ma.net/2018/03/26/intervista-kolec-topalli-punova-45-vjet-per-fjalorin-etimologjik-te-shqipes/>>, 18.4.2018; der Autor macht darin auch deutlich, dass er die Druckkosten für das Fjalor aus eigenen Mitteln übernommen hat!

LITERATUR- UND THEATERWISSENSCHAFT

Walter PUCHNER, Performanz und Imagination in der Oralkultur Südosteuropas.

Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2017. 592 S., 16 Abb., 2 Kt., ISBN 978-3-205-20327-8, € 77,-

Der stattliche, fest kartonierte Band umfasst 592 Seiten mit 16 Abbildungen im Text und zwei (wohl vom Verlag hinzugefügte) – wenig informative – Übersichtskarten zu Anfang und Ende. Er ist Klaus Roth und Thede Kahl gewidmet. Kernpunkte des Inhalts: 1. Teil: Performanz (27-298): Formen nonverbaler Kommunikation (Gesten und Gebärdensprache); Performative Riten und professionelle Schaustellerei (mit drei Exkursen); Bildtafeln. 2. Teil: Imagination (299-456) mit fünf, z. T. weiter untergliederten Kapiteln. Abschließend stehen das Schlusswort, ein bibliographischer Teil, der sich in kommentierte Bibliographie und eine Auswahlbibliographie gliedert, das Abbildungsverzeichnis ein Kartenverzeichnis und das Register.

Mit diesem Band wird eine Trilogie abgeschlossen, die eine vergleichende Übersicht der traditionellen schriftlichen und mündlichen Kultur Südosteuropas gibt. Diese Trilogie bedeutet einen großen Fortschritt, u. a. weil sie für den Wissenschaftsraum dieser Region und in ihrer Vollständigkeit und Klarheit einmalig ist. Walter Puchner nähert sich dem kulturellen Raum Südosteuropas mit enormer Gelehrsamkeit und Liebe. Diese drei Bände werden zum besseren Verständnis der Balkanvölker untereinander beitragen, ein wünschenswerter Effekt, der helfen wird, die historischen Rivalitäten zwischen ihnen, die unter anderem auch von Unkenntnis des Nachbarn herrühren, zu mildern. Dieses richtungsweisende Werk wird zu vielen weiteren Forschungen auch über den westeuropäischen Kulturraum anregen.

Der 1. Band¹ untersucht die Belletristik, der 2. Band² behandelt die sprachlichen Manifestationen der traditionellen Oralkultur. Der vorliegende Band ist den performativen und imaginären Aspekten der Oralkultur gewidmet, also jenen übergreifenden Kontexten, in die die sprachlichen Manifestationen eingebettet sind und welche sie inhaltlich bestimmen. Auch dieser Band ist aus den Vorarbeiten zum Teilband vier des geplanten „Handbuchs zur Geschichte Südosteuropas“ entstanden, zu dem Walter Puchner als Mitherausgeber einige Kernkapitel beisteuern wird. Dieses Handbuch wird vom Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS) Regensburg und einem Editorenteam herausgegeben werden und soll in sieben Bänden unter der Herausgeberschaft von Walter Puchner und Ioannis Zelepos erscheinen; die Teilbände vier und fünf werden „Sprache und Kultur“ behandeln, Teilband vier wird der „Vormoderne“ gewidmet sein.

Auch im zu rezensierenden Band, wie schon im 1. Band der Trilogie, schreibt Puchner, sei bereits in den Anfangsphasen der Vorarbeiten klargeworden, dass „ein einigermaßen systematischer komparativer Überblick der Kommunikationssituationen und Kontextstrukturen der vorwiegend traditionellen Folklore Südosteuropas den zur Verfügung stehenden Raum eines Handbuchartikels um ein Vielfaches überschreiten“ (11) würde. Auch was Performanz und Inhalte der Oralkultur des Balkans betrifft, verläuft die Forschung

häufig noch innerhalb nationaler Grenzen. Die Sekundärliteratur ist selbst dort, wo sie sprachliche Grenzen überwindet, so stark ausgeföhrt, dass sie unmöglich umfassend behandelt werden kann, umso weniger, als sie auch thematisch extrem zersplittert ist. Puchner weist im Vorwort darauf hin, dass sein komparativer Überblick nicht ausreichend auf alle Formen von Performativem und Imaginativem eingehen könne; so seien etwa Musik und Tanz trotz ihrer besonderen Bedeutung im Balkanraum nicht behandelt worden, da sie sich zu eigenen Forschungsgebieten emanzipiert hätten. Seine Darstellung richte sich nicht allein an Fachleute, sondern auch an ein breiteres Publikum, welches Interesse an der von der mittel- und westeuropäischen Kultur in manchen Punkten verschiedenen südost-europäischen Kultur gefunden hat.

Zum Überblick über die einschlägige Literatur ist dem Band ein umfangreicher bibliographischer Teil, gegliedert in eine wertvolle kommentierte Bibliographie (457-468) und eine äußerst reichhaltige Auswahlbibliographie zum vorliegenden Band (468-524), beigegeben; sehr nützlich auch das ausführliche, bestens spezifizierte Register (528-592). Den Rezensenten beeindruckt wieder einmal Puchners stupende Gelehrsamkeit. Sein Text ist systematisch aufgebaut und bei aller nicht immer einfachen Terminologie flüssig und eingängig geschrieben. Seine Kritik an anderen Verfassern ist nie unfreundlich.

Für eine wünschenswerte zweite Auflage oder Ausgabe seien die Korrektur einiger Druckfehler empfohlen, die leider etwas störend wirken. Es werden gleich die vorgeschlagenen Änderungen hergesetzt: S. 189, Zeile 4: in der Dobrudscha. 191, Anm. 643, Z. 1: auf dem Tisch; Anm. 644, Z. 2: in Moldova; Z. 5: in România. 193,12: *lieber* ragusanische. 194,4: à vor la l. d. *zu ergänzen*; Z. 7: karnevaleske. 195,2: singsang-artiger; Z. 5: des b. Versromans. 196, Anm. 663,16: 1964. 197,4: so *zu tilgen*. 200,7: Maskierung. 201,12: projizierten. 211, drittletzte Z.: Zusammenarbeit von B. mit Dilettanten; vorletzte Z.: des griechischen Truppenprinzipals. 215, vorletzte Z.: „Herodeskastens“. 218, 1. Z.: der Slowakei; letzte Z.: brauchen. 219,2: Texten. 221, viertletzte Z.: ein Arbeitstisch. 225, achtletzte Z.: in den Verkleidungsformen. 228,13: zu geben; zehntletzte Z.: Le Médecin; assommoir. 229, Anm. 804,4: Le théâtre. 232,12: Tatare. 233,15: in der B.; Z. 20: Texte. 239,4: Bojare; Anm. 871,4: prope. 244,5: autochthone. 247,1: Ferhâd. 249,10: ernsthafte. 256, vorl. Z.: regionalen. 257,3: Namensformen. 260,11: des Schutzh. 261,1: zentau-renartigen. 262,6: auf den Adria-Inseln. 269,1: karnevalesken. 272, Anm. 1020,3: spielhaften. 273,1: therapeutischen. 282,10: werden. 300,5: das Ausmaß. 301,9: Glücksspielen. 303, Anm. 13,1: „hierarchischen Vertikalsystems“; Z. 6/7: jen-seitigen. 304,12: Handelsmärkte, Kriege. 310, Anm. 33,2: Mario; Anm. 35,2: Résurrection; Z. 3: chrétien; Z. 4: Città del V.; Anm. 36: παιδικής και νεανικής. 318, Anm. 66,1: moyens; Actes. 319, Anm. 68,19: ärmellosem; Anm. 68,21: einer *oder* an eine. 325, Anm. 86,9: dem magischen; Z. 10: dem Einnähen. 340, Anm. 142,5: rechte Ohr. 354,3: de Compostela. 355,3: erste; Z. 8/9: de Compostela; Anm. 186,3: Ermolaos. 357,1: „auf“ statt „of“; Z. 2/3: religiö-sem. 359, drittletzte Z.: maskulinen [oder „der“ tilgen]. 362, letzte Z.: des Regen-. 365, Anm. 223,3: Vegetationsgöttin. 366,4/5: gehören zu den Zeremo-niellen. 367, Anm. 230: sakraler. 368, Anm. 236,5: Karussell. 371,13: gnaden-emanativer Sakralobjekte; viertletzte Z.: Religionssozio-

loge. 372, Anm. 249,6: Legen-da. 375,13: Christi. 379, Anm. 286,4: italienische. 381, Anm. 297,4: pays. 383, Anm. 308,2: zur Opferung. 384, letzte Z.: sekundären. 385,1: Verwandtschaftssystem; Anm. 313,1: Zum kumstvo *und* 386,2: des pobratimstvo [slaw. Neutra sollten auch in dt. Kontext neutral belassen werden]. 390,9: im Kreta. 395, Anm. 360, vorl. Z.: sich *nach* sie *zu ergänzen*. 399,8: vor dem *statt* für den; Anm. 374,2: ζωοκλο-
πῆ. 401,10: einen Segensspruch. 402,2: den Exorzismus; einen Segen. 403,10: zu Zeiten. 404,7: bedienen; Anm. 401: Der Slogan. 405,1: höchste sakrale. 408, Anm. 424,2: dem Wein-becher, ... dem Berg Sinai. 409,9 das sich. 411, Anm. 434,3: deutschen; Anm. 436, Z. 14: du Monde byzantin; drittl. Z.: roumain. 424, Anm. 521,5: bulgarskija. 428,3/4: persön-lichen. 440,11: Besitzern. 450, sechstletzte Z.: konnten. 453, sechstl. Z.: eine. 454,24: ihrer Wechselfälle; Z. 25: à *vor* la l. d. *ergänzen*. 456,5: ästimieren [kommt eher aus dem Gelehrtenlatein als aus dem Franz.]. 523, Z. 13 von unten: shqiptarë.

Hamburg

Günther S. Henrich

¹ Walter PUCHNER, Die Literaturen Südosteuropas. 15. bis frühes 20. Jh. Ein Vergleich. Wien, Köln, Weimar 2015.

² DERS., Die Folklore Südosteuropas. Eine komparative Übersicht. Wien, Köln, Weimar 2016.

(Südost-)Europa. Narrative der Bewegtheit. Festschrift zum 65. Geburtstag von Angela Richter. Hgg. Eva KOWOLLIK/Gabriela LEHMANN-CARLI/Tatjana PETZER. Berlin: Frank & Timme 2017 (Ost-West-Express. Kultur und Übersetzung, 29), 511 S., ungez. Abb., ISBN 978-3-7329-0345-0, € 49,80

Unter den vielen „turns“ vor und nach dem Millennium, dem Dogma der (Post-) Modernität folgend, dass immer etwas Neues entdeckt werden müsse (Fortschritte der Forschung) und, wenn nichts zu entdecken ist, dann müsse es erfunden werden (Fortschritte der Kunst), gibt es einen „mobility turn“¹. Dieser betrifft etwa die Migrations- und Reise-forschung und ihre kulturwissenschaftlichen Reflexe,² aber nach Maßgabe der Proximität von movere und emovere auch die Bewegtheit, die Emotion, die Bewegung, reell und symbolisch (z. B. Tabubrechungen) hervorrufen kann. Diese eher kulturphilosophischen Reflexionen finden sich im Vorwort der Herausgeberinnen (15-30), nach der Laudatio auf die Ge-ehrte, eine Vertreterin der Südslawistik an der Martin-Luther-Universität in Halle-Witten-berg. Darin versuchen sie den schillernden polysemischen Begriff nach mehreren Seiten hin auszuspannen, um den Festschriftbeiträgen das einigende Band zu geben, das sie thematisch zusammenhält – geht es doch um Literatur und literarische Verarbeitung von realen Zuständen. Die 30 Beiträge werden demnach in thematische Gruppen aufgeteilt,

die diesen einleitenden Überlegungen in etwa entsprechen: Figurationen der Bewegung, Tabuscbwellen/Tabuzonen, postjugoslawische Affektkulturen, Bewegte Frauen(bilder), Literaturwissenschaft in Bewegung und Transformationen identitärer Räume.

Ist räumliche Bewegung (Mobilität, Reisen, Tourismus, Migration usw.) zwar nicht nur ein Spezifikum der (Post-)Modernität, aber doch ein Zug der Zeit, so ist Bewegtheit als ein affektiver emotioneller Prozess der Empathie (Sympathie oder ihr Gegenteil), Einfühlung als ein Brückenschlag zur Alterität, eine Identifikationsstrategie für die Rezeption fiktiver literarischer Erzählwelten. Nach Maßgabe der institutionell verankerten Eigenschaften der Geehrten bewegt sich die Thematik vorwiegend in den südslawischen Literaturen und der dahinterstehenden Realität von Bewegtheit und Bewegung.

Der Abschnitt zu „Figurationen der Bewegung“ umfasst fünf Beiträge. In umfassenderer Übersicht TATJANA PETZER mit „Mobilität und Nomadizität in (südost-) europäischen Literaturen“ (31-48), die auf die Bewegungstopoi des Reisens, der Migration und der Transhumanz eingeht (Reisebericht, Privatbrief, Migrationsliteratur, „Nomadische Verflechtungen“) – angereichert mit vielen Beispielen aus dem südslawischen Raum. Auf die Lebensodyssee des serbischen Aufklärers Dositej Obradović geht dann DRAGANA GRBIĆ ein: „Der Homo viator Dimitrije Dositej Obradović“ (49-67), dessen innere Unruhe ihn zu realen und inneren Reisen bewegte, Gedankenreisen und Forschungen, Didaktik und Aktion, Kosmopolitismus und Vielsprachigkeit, eine typisch aufklärerische Mobilität, die sich in Wissendurst und Ich- bzw. Alteritätserfahrungen sowie in autobiographischer Reflexivität äußern. Es folgt JASMINA LUKIĆ, die in „Imaginary Geography of Exile. Fiction of Dubravka Ugrešić and Daša Drndić“ (69-82) zwei kroatische Schriftstellerinnen vorstellt, die das Exilerlebnis des Jugoslawischen Krieges in Romanen verarbeiten. ALEXANDER BROCK thematisiert anschließend „Räume, Kulturen und Grenzen. ‚The Trip/The Trip to Italy‘ als Comedy der Bewegung“ (83-96); eine Untersuchung einer TV-Serie des BBC aus den Jahren 2010 und 2014. Den Abschluss dieses Themenabschnittes bildet der Beitrag „Sichtbare und unsichtbare Spuren. Anthropologische Perspektiven auf menschliche Mobilität“ (97-105) von ECKEHARD PISTRICK über Emigration und Diaspora, Erinnerung und Nostalgie. Der Autor führt dazu Beispiele aus Albanien und Griechenland an; Originalzitate sind ins Deutsche übersetzt, bibliographische Angaben in Fußnoten festgehalten.

Zum 2. Themenabschnitt „Tabuscbwellen/Tabuzonen“ gibt es ebenfalls fünf Beiträge. GABRIELA LEHMANN-CARLI beginnt mit „Ein bulgarischer ‚Don Quichote‘? Tabubrüche und Empathie(Hürden) in Ivan Turgenevs Roman ‚Nakanune‘“ (109-129). Das mit „Vorabend“ ins Deutsche übersetzte Werk des russischen Schriftstellers Turgenev hatte dieser im Jahr 1859 verfasst. Damals wurde es von der Kritik negativ bewertet. Im darauf folgenden Beitrag erörtert ROBERT HODEL „Gestank und Düfte in Meša Selimovičs Roman ‚Tvrđava‘“ (131-148). Er untersucht in dem 1970 erschienenen historischen Roman olfaktorische Beschreibungen, die einen Bezug zu Prostitution aufweisen. In die serbische Nachkriegsliteratur führt uns DAVOR BEGANOVIĆ mit „Grotesk verdrehtes Patriarchat. Miodrag Bulatovičs Roman ‚Crveni petao leti prema nebu‘“ (159-163). „Der rote Hahn fliegt himmelwärts“ ist 1958 entstanden und zeichnet sich durch seine irrealen Sprache und nichtlineare Narration

aus. Das Ende dieses Abschnitts bilden zum einen das Essay „Dichtung und das Un-aussprechliche. Ein Essay über den kosovarischen Dichter Arben Idriži“ von SAŠA ILIĆ (165-175) und zum anderen „Wie gefährlich ist es, den Krebsen pfeifen zu gehen? [sic] Zur Phraseologie von Grenzerfahrungen“ von DUŠAN HAJDUK-VELIKOVIĆ (177-186) zu Märchenformeln in der zeitgenössischen Literatur.

Der 3. Themenabschnitt ist „Postjugoslawischen Affektkulturen“ gewidmet und umfasst wiederum fünf Beiträge. Den Beginn macht DAGMAR BURKHART mit einer Analyse eines bosnischen Antikriegsfilms. In „Der bewegt bewegende Kamerablick in Danis Tanovićs Film ‚Ničija zemlja/No Man’s Land‘“ (189-206) geht es um einen Antikriegsfilm, der 2002 mit dem Oscar in der Kategorie „Bester fremdsprachiger Film“ ausgezeichnet wurde. Im Aufsatz von ŽELIKO MILANOVIĆ „Nostalgie als Bewertungskriterium. Zur Rezeption von Mirko Đemićs Roman ‚Trezvenjaci na pijanoj lađi‘“ (207-225) geht es um den 2010 erschienenen serbischen Roman „Die Nüchternen auf dem trunkenen Schiff“ mit dem Untertitel „Serbokroatischer Roman“ und dessen Rezeption durch die serbische Kritik. In der Folge bringt GABRIELA VOJVODA „Bewegte Erinnerungen in Miljenko Jergovićs Auto-Trilogie“ (227-241). Darin betrachtet sie das Auto-Motiv und das Motiv der Grenze in den Nachkriegsromanen von Jergović aus den Jahren 2002-2009. EVA KOWOLLIK befasst sich in „(Adoleszenz) Bewegtheit als treibendes Moment für Verantwortung: David Albaharis (Jugend-)Roman ‚Marke‘ im Schatten von ‚Pijavice‘“ (243-260) mit dem im Jahr 2006 entstandenen Jugendroman, der sehr an den Vorgängerroman „Pijavice“ erinnert. Den Abschluss dieses Abschnitts bildet „Moved by the Past. Spatial and Temporal Inquiries in Ildikó Lovas’ Prose“ von TIJANA MATIJEVIĆ (261-276).

Der Themenabschnitt „Bewegte Frauen(bilder)“ hat vier Beiträge: RENATE HANSEN-KOKORUŠ schreibt unter der Überschrift „Zwischen Kind und Dämon. Weiblichkeitskonstruktionen in der Literatur der Moderne“ (277-288) über die Femme fatale und Femme fragile in der südslawischen Literatur der Moderne. MAGDALENA KOCH stellt in „Die weibliche Seite des Großen Krieges. Zum Werk von Milica Jakovljević“ (289-303) die unter dem Pseudonym Mir-Jam bekannt gewordene serbische Novellistin vor. Deren Drama „Tamo daleko“ (Dort, in der Ferne) über den 1. Weltkrieg wurde 1930 in Belgrad uraufgeführt, näher geht Koch ein auf den Roman „U slovenačkim gorama“ (In den slowenischen Bergen) sowie die Autobiographie „Kinder der Šumadija“, die erst 2009 herausgegeben worden ist. MANFRED JÄHNICHEN erörtert anschließend „Das (literarische) Vermächtnis von Desanka Maksimović“ (305-314), einer serbischen Lyrikerin des 20. Jh.s. LEA GLADIS wirft in „Auf gefährlichem Terrain: Protagonistinnen in den Kriminalromanen ‚Tribunal‘ und ‚Kornblumenblau‘“ (315-329) einen Blick auf die Romane von André Georgi (2014) und Jelena Volić bzw. Christian Schünemann (2015).

Der vorletzte Themenabschnitt befasst sich erneut in fünf Beiträgen mit „Literaturwissenschaft in Bewegung“. WERNER NELL erörtert in „Interkulturelle Kompetenz im Blick auf das 18. Jahrhundert“ (333-352) das sich an Kant anlehrende Konzept der „interkulturellen Kompetenz“ in der Komparatistik. ANNA CORNELIA KENNEWEG geht in „Das Denken in Bewegung bringen. Lernen und Lehren als Grenzüberschreitung am Beispiel der Südslawistik“

(353-366) auf die Hochschuldidaktik des Fachs ein. ZVONKO KOVAČ erläutert in „Bewegtheit der Slawistik. Slawistik und interphilologische Solidarität“ (367-380) ein Beispiel an der Philologischen Fakultät in Zagreb. Überschieden mit „Das ‚Decameron‘. Energie der Veränderung“ (381-396) schreibt NENAD VELIČKOVIĆ anfanglich zu den jetzigen Nationalkulturen in Bosnien, Serbien und Kroatien, dann über Boccaccios Novellensammlung. SAVA DAMJANOV beschließt das Kapitel mit „Ein neues Leben der Tradition: Eine Herausforderung für literarische Kanons und/oder eine Notwendigkeit des 21. Jahrhunderts? Eine Polemik“ (397-406).

Der letzte Themenabschnitt trägt den Titel „Transformation identitärer Räume“ und beinhaltet vier Beiträge. DOROTHEE RÖSEBERG widmet sich dem Kreolisierungsbegriff von Edouard Glissant (1928-2011) in „Identität in Bewegung. Kulturtheoretische Positionen zur Globalisierung von Edouard Glissant“ (409-420). SWETLANA MENGEL untersucht „Das Eigene und das Fremde im Spiegel der Sprache: Selbst- und Fremdbenennung in der Slavia“ (421-435). VASNA MATOVIĆ thematisiert „Die Wiener Zeitschrift ‚Zora‘ als Medium der politischen Ideen und des literarischen Programms von ‚Mlada Bosna‘“ (437-455). Darin geht es um die anfanglich serbische Zeitschrift „Zora“, die in Wien im Zeitraum von 1910-1912 herausgegeben wurde. „Mlada Bosna“ (Junges Bosnien) war zu jener Zeit eine revolutionäre Organisation bosnischer Serben, Kroaten und Muslime, die sich den nationalen Zusammenschluss und die jugoslawische Vereinigung zum Ziel gesetzt hatte. Den Abschluss bildet der einzige längere Artikel des Bandes von WOLFGANG HÖPKEN „Inszenierungen des Imperiums. Imperiale Herrschaftslegitimierung in Österreich-Ungarn, Russland und dem Osmanischen Reich 1850-1914“ (455-501) zu den differenten Strategien der Selbstdarstellung in den drei Großreichen des 19. Jh.s. Zu Beginn steht der Slogan „viribus uniti“ des „Operettenreichs“ der Habsburgermonarchie mit seiner Erinnerungskultur und symbolischen Sakralfiguren wie Maria Theresia und Franz Joseph sowie Prinz Eugen, mit der Vereinigung von inszenierter „pietas“ und Modernität, den Thronjubiläen und der Weltausstellung. Danach folgt eine Betrachtung von „Autokratie, Orthodoxie, Volkstum“ im zaristischen Russland, das ebenfalls multiethnisch und multikonfessionell war, aber in vielem der Doppelmonarchie nicht vergleichbar (Re-Traditionalisierung und Re-Sakralisierung, Militarisierung der Festkultur). Am Ende steht mit „Religion, Imperium, Nation im Osmanischen Reich“ eine Genealogie; es wird eingegangen auf den Sultan als Krieger und auf Religionsführer. Dieser kleine, große Wurf eines typologischen Vergleichs der drei Reiche endet mit einer Zusammenfassung, die auch die strukturellen Ähnlichkeiten herausstreicht: Mediale Modernisierung der imperialen Symbolpolitik in den letzten Jahrzehnten des 19. Jh.s, Rückgriff auf eine sakrale Legitimationssymbolik in Zeiten der Säkularisierung, Versuch der Umwandlung des traditionellen, dynastischen Reichspatriotismus in einen imperialen Nationalismus. Höpkens Beitrag steht etwas am Rand der ausgewählten Thematik von Bewegung/Bewegtheit und geht über die Südslawistik weit hinaus, ist sicherlich aber der gewichtigste in diesem schönen Band, über den sich die Geehrten freuen mag.

Athen, Wien

Walter Puchner

¹ Vgl. John URRY, *Sociology beyond Societies. Mobilities for the Twenty-First Century*. London 2000; DERS., *Mobilities*. Cambridge 2007.

² Vgl. Eckehard PISTRICK, *Performing Nostalgia. Migration Culture and Creativity in South Albania*. Farnham 2015.